This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Sw. 28.1.6

Harvard College Library

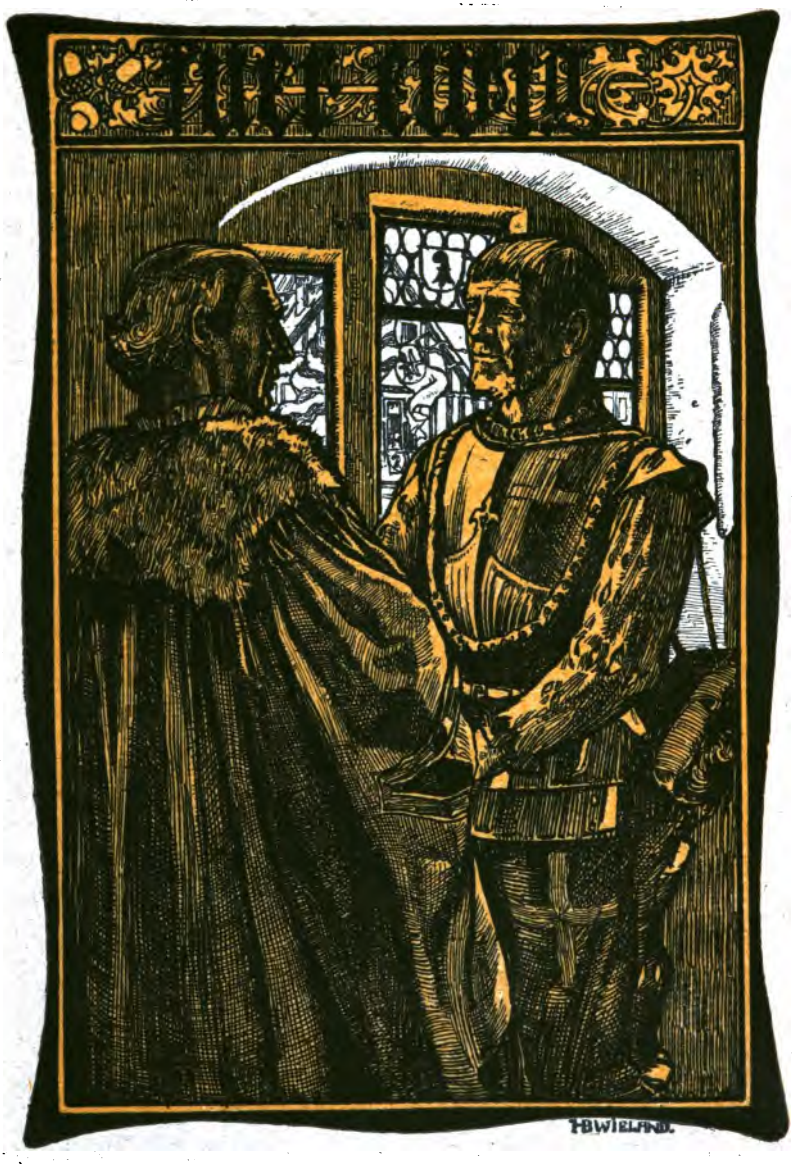
THE GIFT OF

WILLIAM BAYARD CUTTING, JR.

(Class of 1900)

OF NEW YORK

FOR BOOKS ON SWITZERLAND


H.B.WIELAND.

Basler Tab

1901

Basler Jahrbuch

1901.

Herausgegeben

von

Albert Burckhardt, Rudolf Wackernagel

und

Albert Geßler.

Basel.
Verlag von R. Reich
(vorm. C. Detloffs Buchhandlung)
1901.

1501.

Kaiſer Heinrichs Tag.

Freue dich, Baſel!
Die Sonne, die ſtrahlend
Den Rhein übergoldet
Und ſeine Wellen
In tauſendmal tauſend
Hüpfenden Lichtern
Erflimmern läßt. —
Heut glüht ſie dir tiefer
Als je, ſeit du ſtandeſt,
Heut glüht ſie dir Segen;
Und Lichter der Zukunft,
Der Größe, des Glückes
Entzündet ſie feſtlich.

Hoch über dem Strome
Die ragenden Türme
Erglänzen im Strahle.
Der ſucht durch die Lücken
Die Glocken, die ehernen
Und weckt ſie zum Feſte:
„Heut ſollt ihr erſchallen
So laut wie noch nie!

Gewaltigen Rufes
Mit ſchwingenden Zungen

Dürft heut ihr verkünden
Den Ländern da draußen
Weit weit über Flüsse
Die Ebnen hinüber
Bis fern an die Berge
Den Jubel der Stadt!" —
Sie hören's und zittern,
Und fein wie mit silbernen
Stimmlein der Engel
Ertönen sie Antwort dem grüßenden Strahl.

Und drunten erwachen
Die Menschen alle,
In jedem Herzen
Ein freudiges Pochen,
Ein stolzes Erwarten,
Auf jeglicher Lippe
Glückselige Worte.
Und draußen die Straßen —
Ein Morgenlüftchen

Spielt Blumen und Farben
Weht rauschende Tücher
Hinauf an die Fenster.
In Festgewändern die ernsteren Männer,
Die Frauen voll Liebreiz
In Sammet und Seide,
Im Haare die Rosen,
Erhoffen, ersehnen
Die Stunde des Glücks.

Da brausen die Gassen:
„Sie kommen, sie kommen

Die Boten der Orte,
Die Eidgenoſſen reiten herein!"
Und jauchzend erſchallt es
Herauf von den Mannen
In Harniſch und Waffen,
Herauf von den Knaben,
Den Mädchen, den Müttern,
Und tönet Antwort
Von tauſend Stimmen
Hinab in den Jubel
Und wallet wieder zu Giebeln und Dächern:
„Hie Baſel, hie Schweizerboden!"

Ins heilige Münſter
Entſchreiten die Scharen
Zu weihen am Throne
Des Allerhöchſten
Den freudenreichen, geſegneten Tag.

Am Markte die Menge
Der Bürger gewaffnet,
Die Herzen gehoben
In Feierſtille. —
Da treten die Edlen hervor zu dem Volke
Zum heiligen Schwur.
Und alle vernehmen
Die Worte des Bundes,
Beſchwören, zu halten
Treu-ewige Liebe,
Treu ewig zu ſtehen
Zum Bunde der Schweizer
In Glück und in Not.

Hinauf jetzt die Seelen!
Werft jeglichen Kummer
Auf immer hinweg!
Hinweg mit den Wachen
Vor Feinden am Thore!
Weit auf seine Flügel,
Und heißet die Spinnerin
Nehmen den Zoll!
Was Mauern und Zinnen?
Es schützen mit Leibern
In Schlachten gehärtet
Die Helden von Murten,
Von Dornach und Calven,
Die Eidgenossen,
Die liebliche Stadt. —

Und hört ihr's jetzt dröhnen
In Lüften da droben
Von Türmen zu Türmen?
Jetzt singen die Glocken
Mit ehernen Zungen
Gewaltigen Rufes
So laut wie noch nie,
Verkünden den Ländern
Den Völkern da draußen
Weit, weit über Flüsse
Hinüber die Ebnen
Bis fern zu den Bergen:
Hie Basel, hie Schweizerboden!

Albert Geßler.

Professor Rudolf Stähelin.

Von K. Stockmeyer.

Rudolf Stähelin wurde am 22. September 1841 in Basel geboren. Im Schoß der Liebe und Frömmigkeit habe ich meine Kindheit zubringen dürfen, so bezeugt er selbst beim Rückblick auf seine Jugend. Seine Eltern gehörten der Brüdersocietät an. Ihn selbst hat seine theologische Entwicklung später andere Bahnen gewiesen, aber die starken Impulse, welche jene fromme Gemeinschaft seinem Leben gab, hat er stets dankbar zu schätzen gewußt. In der düstern Hofstube an der Streitgasse war es doch so hell und herzlich gut sein; die Freundlichkeit des Vaters, das ernste heilige Auge der Mutter verschönten die Stunden — so urteilt Stähelins intimer Jugendfreund über dessen Elternhaus. Diejenigen, die ihm damals nahe gestanden, schildern ihn als einen Knaben von ungewöhnlich scharfem Verstand und regem, geistigem Streben. Man muß den Verstand walten lassen, pflegte er etwa seinen jüngern Geschwistern zuzurufen. Das Gymnasium durchlief er mit Auszeichnung. Im Lateinischen, Griechischen und Deutschen — wir folgen wieder den Mitteilungen jenes Freundes — näherten sich seine Kenntnisse schon damals der Gelehrsamkeit. Wenn andere aus saurer Pflicht arbeiteten, so war das Studium seine Lust. Das einzige Fach, das ihn nicht anzusprechen schien und worin er wenig leistete, war die Mathematik. Neben der Schule las er viel. Seine

Freunde haben ihn nie träge gesehen, sie bewunderten sein Wissen und zehrten davon. Auch im Dichten versuchte er sich, mehr weil er eben alles versuchte und alles konnte als aus angeborenem Drang. Als er Klavierunterricht bekam, wollte er auch den Generalbaß lernen und auch in diesem Gebiete auf den Grund dringen, war ihm doch überall das Oberflächliche zuwider. Er selbst hat sich anders beurteilt. War er doch übertrieben streng in der Selbstkritik. Wir begegnen in seinen Briefen aus der Jugendzeit nicht selten Klagen, daß er sich so leicht ins Aeußere hinaus zersplittere und verliere, daß eine angeborene Leichtfertigkeit, mit der er immer zu kämpfen gehabt habe, es über dem raschen Genießen nur selten zu einer sicheren und bleibenden Aneignung kommen lasse. Am meisten, fügt er bei, that dies der Unterricht in der deutschen Sprache, deren meisterhafte ihren gesamten Organismus belebende und durchsichtig machende Behandlung am ersten einen begeisternden Einblick in die Herrlichkeit eines ernsten und gründlichen Wissens gewähren konnte. W. Wackernagel (er gab damals den deutschen Unterricht) schätzte Stähelins Aufsätze hoch. Dennoch wurde nicht ihm, sondern dem Freunde die deutsche Abiturientenrede vom Lehrerkollegium übertragen. Aber zur Ehre beider Konkurrenten sei erwähnt, daß der bevorzugte Rivale sich zu Wackernagel begab mit der allerdings erfolglosen Bitte, dem tüchtigeren Stähelin diese Auszeichnung zu gönnen.

Entgegen den kaufmännischen Traditionen seiner Familie wandte sich der Abiturient dem Studium zu und zwar dem theologischen. Ein herzgewinnender Konfirmationsunterricht beim Oberstthelfer Abel Burckhardt, sowie das Studium der Schriften Herders hatten ihn demselben näher gebracht. Zwar fühlte sich der noch nicht Achtzehnjährige zu unreif zum Theologen und bat deshalb seine Eltern um die Erlaubnis, vorderhand seine humanistischen und sprachlichen Studien fortsetzen zu dürfen, was er denn auch in seinen beiden

ersten Semestern in Basel und Lausanne that und was ihm während seiner ganzen Studienzeit Bedürfnis blieb. C'est un enfant, ce petit Stähelin, sagten die Waadtländer Studenten von dem blonden Jüngling, der mit seinen 18 Jahren und seiner kleinen Gestalt jugendlich genug mochte ausgesehen haben. Aber sie änderten ihre geringschätzige Meinung, als sie wahrnahmen, wie dieses Kind ihre Kenntnisse in den klassischen Sprachen ganz gehörig in den Schatten stellte.

An der theologischen Fakultät Basels wirkten damals die ehrwürdigen Häupter J. G. Müller, J. J. Stähelin, Karl Rudolf Hagenbach, ferner Auberlen und Riggenbach und als Dozent Pfarrer J. Stockmeyer. Zu Anfang des Jahres 1864 starb Auberlen und Hermann Schultz trat an seine Stelle. Fein und pietätsvoll urteilt Rudolf Stähelin in seinem der Examenbehörde eingereichten Lebenslauf über die Gesamtheit jenes Lehrkörpers. „Unmittelbar vor Augen standen mannigfache Färbungen der Lehre, jede mit eigentümlicher Kraft auf Geist und Gemüt wirkend, aber alle in liebender Anerkennung verbunden, so konnte wie mit größerem Nachdruck auf die Einheit des Glaubens hingewiesen, so auch das eigentümliche Leben zu um so freierer individueller Bethätigung entbunden werden." Er schätzt an seinen Basler Lehrern die Gründlichkeit, womit die einleitenden Fächer, der Ernst und die Wärme, womit die einzelnen Zweige der Wissenschaft selbst von ihnen behandelt wurden, er hebt es anerkennend hervor, daß kein bestimmtes einzelnes Gedankensystem dem der Prüfung noch nicht gewachsenen Geist sich aufdrängte und ihn vor der Zeit für eine einseitige Anschauungsweise habe gewinnen wollen. Er bezeugt, wie im persönlichen Umgang mit den verehrten Männern auch der Ernst und die Heiligkeit der göttlichen Wahrheit dem Gewissen nahe gebracht und die Forderung an dasselbe nicht versäumt wurde, das Uebernatürliche und Göttliche, dessen Bezeugung und Ausprägung die Wissen-

schaft sein will, auch im Leben festzuhalten in seiner Einzigkeit und in seiner versöhnenden, rettenden Kraft; endlich konstatiert er mit dankbarer Freude, daß dem Studenten für ein freies Denken und für unbefangene Erforschung des Thatsächlichen ein freier Spielraum gelassen wurde. Freilich die strenge Inspirationslehre eines Auberlen, welche selbst kritischen Einwendungen gegen die Echtheit des Deutero Jesajah und Danielbuches mit der Berufung auf den Gehorsam des Glaubens entgegentrat, konnte ihm schon damals, als er noch in den ersten Semestern seines Studiums stand, nicht genügen. In einem erst vor zwei Jahren angefangenen, leider nur bis zu einigen Seiten gekommenen Abriß seines Lebens spricht er sich hierüber folgendermaßen aus: „Es war hauptsächlich der Eindruck dieser Apologetik, der mir nach kurzem Anschluß das Vertrauen in die Richtigkeit ihres Standpunktes erschütterte, und es war mir eine dankbar empfundene Befreiung, als es mir allmählich klar wurde, daß die Gewißheit und Reinheit des Glaubens nicht an eine gesetzliche Unterwerfung unter den Schriftbuchstaben geknüpft ist und der von Christus ausgehende Geist auch der geheiligten Tradition gegenüber als der Geist der Wahrheit und der Freiheit sich bewähren will."

Stähelin war ein philosophischer Kopf. Er hat zeitlebens neben seinen ausgedehnten und vielseitigen theologischen Studien auch den Fortgang der philosophischen Wissenschaft verfolgt; Gelehrte wie Eucken, Claß und Siebeck verkehrten mit ihm beinahe wie mit einem Fachmann. So konnte es nicht anders sein, als daß Karl Steffensen einen bestimmenden Einfluß auf den Studenten ausübte. Stähelin gehörte zu denjenigen Schülern dieses Meisters, die denselben nicht bloß bewunderten, sondern wirklich verstanden. „Eine unschätzbare Hilfe in dieser Zeit des Suchens und Kämpfens," sagt er selbst, auf jene erste Basler Zeit zurückblickend, „waren für mich die Vorträge eines verehrten philosophischen Lehrers, die mir

Hel. Meisenbach Riffarth & Co. Berlin.

den Inhalt der christlichen Glaubenswahrheit, frei vom Zwang einer veralteten Dogmatik und von den Künsteleien einer sophistischen Apologetik, sozusagen von einer höhern Warte aus zum Verständnis brachten, und ohne mir noch im einzelnen die Schwierigkeiten in ihrer begrifflichen Aneignung zu lösen, doch das Vertrauen befestigten, daß zwischen der Welt des Glaubens und derjenigen des Erkennens eine innere Verbindung besteht, in deren Anerkennung gerade das Christentum von Anfang an eine Bestätigung seines Anspruches, die wahre Religion zu sein, erblickt hat."

Im Frühjahr 1862 begab sich Stähelin zum weiteren Studium nach Berlin, woselbst der frisch dorthin berufene Dorner ihn besonders anzog und nicht weniger als drei Semester festhielt. Wohl selten mag ein Student so wohl vorbereitet eine fremde Universität bezogen haben. Die Freunde gaben Stähelin das Zeugnis, er sei am Ende seiner Basler Zeit theologisch gelehrt und schon damals den Anforderungen des Basler Examens gewachsen gewesen. Bevor wir uns eingehender mit seinem Berliner Aufenthalt beschäftigen, möge noch erwähnt werden, daß er im Sommer 1861 mit jenem mehrmals erwähnten Freunde eine Fußreise durch den Schwarzwald über Königsfeld nach Tübingen unternahm, daselbst bei Beck und Oehler hospitierte, bei einem Tübinger Antiquar die Geschichte der neutestamentlichen Schriften von Reuß sich erstand und das schwere Buch in seinem Ränzlein geraume Zeit mit sich schleppte.

Ueber Berlin liegt neben zahlreichen Briefen an Verwandte ein Tagebuch aus den ersten vier Monaten des Jahres 1863 vor. Die Notizen sind in das durchschossene Losungsbüchlein der Brüdergemeinde eingetragen. Stähelin hörte bei Dorner während jener drei Semester die gesamte systematische Theologie und eignete sich, wenn auch nicht alles Einzelne, so doch deren Grundgedanken, namentlich die christologischen an. Er rühmt den erhebenden, fesselnden Vortrag des Lehrers, sowie dessen herzliche und unermüdliche

persönliche Teilnahme und wie er den Geist immer wieder auf die wesentlichen Strebeziele hinwies, und wenn das Gefühl des eigenen Unvermögens an deren Erreichung ihn zaghaft machte, zu festem, männlichem Mut und zur Treue in der Berufsarbeit ihn aufmunterte.

Im übrigen wird Dorner seltener erwähnt als man denken sollte, und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es nicht sowohl seine Theologie war, die den Studenten fesselte, als vielmehr diejenige eines Größern, in dessen Gedanken Dorner ihn tiefer einführte — Schleiermachers. In einem Seminar bei Dorner wurde Schleiermachers Glaubenslehre gründlich durchgenommen. Stähelin scheint es mit dem Studium dieses Theologen ungemein ernst genommen und keine Mühe gescheut zu haben, in dessen Verständnis einzudringen, und es ist wohl keine Phrase, wenn das Tagebuch hin und wieder meldet: Heute erlöste mich Freund X. aus den Schrauben der Schleiermacher'schen Dialektik durch einen gemütlichen Bummel im Tiergarten. Stähelins selbständigem, kritischem und vielseitigem Wesen entsprach es nicht, sich einem bestimmten theologischen System bedingungslos gefangen zu geben. Es war ihm Bedürfnis, die im Lauf der Zeiten auf dem Gebiet des theologischen Denkens auftauchenden und zur Geltung kommenden Erscheinungen zu prüfen und das Anfechtbare wie das Berechtigte auszuscheiden. Aber von allen Theologen übte doch Schleiermacher den größten und nachhaltigsten Einfluß auf ihn aus. Zwei Aeußerungen, die eine noch aus der Studienzeit und die andre aus dem reifen Mannesalter, mögen dies belegen. So schreibt der angehende Kandidat: „Wenn mir auch die Schleiermacher'sche Denkart niemals ganz hat genügen können, so wäre es doch undankbar und unrecht, die fördernden und erfrischenden Impulse, welche sie auf allen Punkten des theologischen und überhaupt des ethischen Gebietes gewährt hat, leugnen zu wollen. Wie eine versöhnende Weis-

sagung in stürmischer Zeit erschien mir damals die Einheit, zu welcher der kräftige Geist alle Saiten seines reichen Lebens zu stimmen gewußt hat."

Und im Jahr 1875 sagt er in einem Rundbrief an einen Freundeskreis: „Ich lese in diesem Semester ein Kolleg über Schleiermacher. Du siehst, lieber X., daß ich den genannten Mann etwas höher taxiere als du; doch darf ich mir auch das Zeugnis geben, daß ich mir schon während meiner Studienzeit auch mehr Mühe gegeben habe, ihn zu verstehen, und mein Urteil nicht nach einem flüchtigen Herumblättern in ein paar Predigten abgeschlossen habe. Solche Persönlichkeiten wie diese, die sich nicht bloß durch ihre geistige Begabung, sondern auch durch eine hohe sittliche Energie und die Ursprünglichkeit und Tiefe ihrer christlichen Erfahrung und historisch außerdem noch durch einen gewaltigen geistigen Einfluß legitimieren — solche zu ignorieren und vorschnell abzufertigen, hat mir von jeher mein Glaube an den lebendigen, durch die Geschichte lebendig zu uns redenden Gott verboten, und ich habe die Erfahrung gemacht, daß diese Pietät gegenüber der wahren historischen Größe nicht knechtet, sondern frei macht. Insbesondere von Schleiermacher muß man doch sagen, daß er uns erst wieder die Religion und das Christentum in ihrem Zusammenhang mit dem geistigen Leben recht verstehen gelehrt hat und daß unendlich vieles von dem, das gegenwärtig in unsrer theologischen Tradition Kurs hat, von ihm als eine neue Entdeckung in Kurs gesetzt worden ist . . . . . Mir ist Schleiermacher ein Wegweiser zum Heiligtum geworden und je mehr ich mich mit der innern und äußern Lebensentwicklung des Mannes bekannt gemacht habe, um so mehr hat sich mir diese persönliche Erfahrung zu der Erkenntnis seiner providentiellen Stellung erweitert, hinsichtlich deren ich ihn am ehesten mit Spener und der von diesem ausgegangenen Verinnerlichung des Christentums vergleichen möchte."

persönliche Teilnahme und wie er den Geist immer wieder auf die wesentlichen Strebeziele hinwies, und wenn das Gefühl des eigenen Unvermögens an deren Erreichung ihn zaghaft machte, zu festem, männlichem Mut und zur Treue in der Berufsarbeit ihn aufmunterte.

Im übrigen wird Dorner seltener erwähnt als man denken sollte, und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es nicht sowohl seine Theologie war, die den Studenten fesselte, als vielmehr diejenige eines Größern, in dessen Gedanken Dorner ihn tiefer einführte — Schleiermachers. In einem Seminar bei Dorner wurde Schleiermachers Glaubenslehre gründlich durchgenommen. Stähelin scheint es mit dem Studium dieses Theologen ungemein ernst genommen und keine Mühe gescheut zu haben, in dessen Verständnis einzudringen, und es ist wohl keine Phrase, wenn das Tagebuch hin und wieder meldet: Heute erlöste mich Freund X. aus den Schrauben der Schleiermacher'schen Dialektik durch einen gemütlichen Bummel im Tiergarten. Stähelins selbständigem, kritischem und vielseitigem Wesen entsprach es nicht, sich einem bestimmten theologischen System bedingungslos gefangen zu geben. Es war ihm Bedürfnis, die im Lauf der Zeiten auf dem Gebiet des theologischen Denkens auftauchenden und zur Geltung kommenden Erscheinungen zu prüfen und das Anfechtbare wie das Berechtigte auszuscheiden. Aber von allen Theologen übte doch Schleiermacher den größten und nachhaltigsten Einfluß auf ihn aus. Zwei Aeußerungen, die eine noch aus der Studienzeit und die andre aus dem reifen Mannesalter, mögen dies belegen. So schreibt der angehende Kandidat: „Wenn mir auch die Schleiermacher'sche Denkart niemals ganz hat genügen können, so wäre es doch undankbar und unrecht, die fördernden und erfrischenden Impulse, welche sie auf allen Punkten des theologischen und überhaupt des ethischen Gebietes gewährt hat, leugnen zu wollen. Wie eine versöhnende Weis-

sagung in stürmischer Zeit erschien mir damals die Einheit, zu welcher der kräftige Geist alle Saiten seines reichen Lebens zu stimmen gewußt hat."

Und im Jahr 1875 sagt er in einem Rundbrief an einen Freundeskreis: „Ich lese in diesem Semester ein Kolleg über Schleiermacher. Du siehst, lieber X., daß ich den genannten Mann etwas höher taxiere als du; doch darf ich mir auch das Zeugnis geben, daß ich mir schon während meiner Studienzeit auch mehr Mühe gegeben habe, ihn zu verstehen, und mein Urteil nicht nach einem flüchtigen Herumblättern in ein paar Predigten abgeschlossen habe. Solche Persönlichkeiten wie diese, die sich nicht bloß durch ihre geistige Begabung, sondern auch durch eine hohe sittliche Energie und die Ursprünglichkeit und Tiefe ihrer christlichen Erfahrung und historisch außerdem noch durch einen gewaltigen geistigen Einfluß legitimieren — solche zu ignorieren und vorschnell abzufertigen, hat mir von jeher mein Glaube an den lebendigen, durch die Geschichte lebendig zu uns redenden Gott verboten, und ich habe die Erfahrung gemacht, daß diese Pietät gegenüber der wahren historischen Größe nicht knechtet, sondern frei macht. Insbesondere von Schleiermacher muß man doch sagen, daß er uns erst wieder die Religion und das Christentum in ihrem Zusammenhang mit dem geistigen Leben recht verstehen gelehrt hat und daß unendlich vieles von dem, das gegenwärtig in unsrer theologischen Tradition Kurs hat, von ihm als eine neue Entdeckung in Kurs gesetzt worden ist ..... Mir ist Schleiermacher ein Wegweiser zum Heiligtum geworden und je mehr ich mich mit der innern und äußern Lebensentwicklung des Mannes bekannt gemacht habe, um so mehr hat sich mir diese persönliche Erfahrung zu der Erkenntnis seiner providentiellen Stellung erweitert, hinsichtlich deren ich ihn am ehesten mit Spener und der von diesem ausgegangenen Verinnerlichung des Christentums vergleichen möchte."

Noch wirkte damals in Berlin der greiſe Nitzſch, „der edle Schüler Schleiermachers, ein lebendiger Zeuge aus jener kräftigeren Zeit, wenn auch nicht mehr eigentlich als akademiſcher Lehrer, ſo doch noch als rüſtiger Diener am Wort, in unvergeßlichen Predigten für Erkenntnis und Leben den Frieden verkündigend, zu welchem Chriſtus die Welt erlöst hat.“ Stähelin durfte in ſeinem Hauſe verkehren. „Es war ein prächtiger Abend, ſchreibt er einmal an ſeinen Vater, Nitzſch und ſein heimeliges, altes Frauchen in der Mitte und rings herum wir acht Studenten; der alte Papa, ſo ungezwungen, brachte aus der reichen Erfahrung ſeines Lebens einen Schatz nach dem andern hervor, auf ſeinem Antlitz war der Friede eines ſchon faſt vollendeten Chriſten. Du kannſt dir denken, wie wohl mir gerade von ihm die gnädige und günſtige Kritik that, die er meiner (erſten im homiletiſchen Seminar gehaltenen) Predigt angedeihen ließ. Am Sonntag darauf hörte ich ihn ſelber über den nämlichen Text predigen und da war denn die Selbſtkritik für mich leicht und der Stab bald gebrochen.“ Ein ander Mal ſprach ſich Nitzſch im Anſchluß an einen Vortrag, den Stähelin in einem akademiſchen Kreiſe über die Basler Miſſion gehalten, mit herrlichen Worten über die Bedeutung Baſels für die Geſchichte des Reiches Gottes aus, nicht das ſei reine Lehre, die, wie in Norddeutſchland geſchehen ſei, in dogmatiſche Formeln eingeſchachtelt geboten werde, ſondern reine Lehre ſei die, die reinigt; jene Verkennung ſei der Grund geweſen, warum die Kirche von Männern, wie Spener, Franke, Zinzendorf ſo wenig Frucht gezogen habe, Baſel dagegen ſei durch ſeinen empfänglichen, milden Sinn und durch ſeine Aufnahme der um Chriſti willen Verfolgten zu einem Herd für Gottes Flammen geſegnet geweſen.

Stähelin iſt empört, daß Nitzſch ſeine wundervollen Predigten (das Tagebuch bringt gewöhnlich das Schema derſelben) vor leeren Bänken halten muß, „bei uns würde man die Kirchthüren ſprengen,

um ihn zu hören.“ Weniger gut kommt einer der damaligen Hofprediger weg. Vor acht Tagen, heißt es in einem Briefe, war ich im Dom, um eine Adventspredigt von ..... zu hören, aber der Mangel an Vorbereitung trat daran doch allzusehr zu Tage. Den Gedanken z. B., „der Eigentümer des Esels, auf welchem Jesus am Palmsonntage ritt, wird denselben nachher gewiß oft mit besonderer Andacht angeschaut haben,“ solchen Blödsinn erwartet man sonst im Dom, geschweige denn von ..... nicht.“

Um so mehr und öfter ist er des Lobes über Nitzsch voll: „Eine solche durch und durch in Gott wurzelnde Persönlichkeit wärmt und belebt mehr als Menschenworte.“ „Wenn die Welt noch viel solch heiliger Männer hätte, es würde besser um sie stehen.“

Es hatte sich damals in Berlin ein Kreis von jungen Baslern zusammengefunden, welchem sich auch deutsche Studenten zugesellten. Wir nennen die Namen Karl Sarasin, Abel Burckhardt und Immanuel Stockmeyer, ferner die Architekten Jung und Vischer, endlich die Deutschen Müllensiefen, Hansen (jetzt Hofprediger in Oldenburg) und Steindorff (später Professor der Geschichte in Göttingen). Da wurde denn, was die Großstadt an Theater, Musik und Kunstschätzen bot, gebührend genossen und abwechselnd auf der Bude des einen und andern ein klassisches Drama mit verteilten Rollen gelesen. In der Politik stand der immer schärfer werdende Konflikt zwischen Regierung und Parlament auf der Tagesordnung. Graf Bismarck war im September 1862 vom König an die Spitze des feudalen Ministeriums berufen worden. Die akademische Jugend hielt mit Begeisterung zur liberalen Partei. Da ist es denn nicht zu verwundern, daß das Urteil des jungen Stähelin über den zukünftigen Schöpfer des deutschen Reiches nicht besonders günstig lautet. So giebt er im Februar 1862 den Eindruck einer Kammersitzung, zu welcher er Zutritt erlangt hatte, folgendermaßen wieder: „Dieser Schuft von Bismarck, der, die Hände in der Tasche oder

am Schnurrbart, mit kaltem Lächeln all den Anfeindungen der Abgeordneten zuhört, scheint den König ganz in Beschlag genommen zu haben." Und im Sommer fügt er bei: „Der König wird immer dummer, Bismarck und Prinz Karl, seine zwei Hände und zugleich sein Hirn, immer frecher, und das Volk duckt sich und harrt mit Ungeduld auf Besserung, bis es einmal gezwungen wird, sich selbst zu helfen." Es ist überflüssig zu sagen, daß Stähelin diese Meinung später modifiziert hat. Schon am 16. Juni 1866, also vor der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz, freut er sich, daß seine deutschen Freunde nicht in die Krähwinkeleien über den vielgeschmähten Bismarck einstimmen, es zeuge dieses Sperren und Abwehren von Seite der Liberalen gewiß von wenig politischem Sinn.

Der Berliner Aufenthalt bot auch Gelegenheit zu mancherlei Ausflügen und Reisen. In Brandenburg hielt Stähelin am Weihnachtstage 1862 seine erste Predigt vor der Gemeinde. Der dortige Pfarrherr bat ihn schon auf den nächsten Neujahrstag um nochmalige Hilfe aus der Not. Als aber der dienstfertige Vikar ankam, wurde er am Bahnhof mit der Nachricht empfangen, für die Predigt habe sich zwar ein andrer gefunden, gleichwohl sei er dringend gebeten, die Festtage des Jahreswechsels im Pfarrhause zu verbringen. Köstlich lautet die Schilderung der kinderreichen norddeutschen Pfarrfamilie. Der brave Pastor, eine seufzende Kreatur, so lange er vor der Predigt den leisen Spuren der Gedanken nachzugehen hatte, aber fröhlich glotzenden Auges nach vollbrachter Mühe, die stille kluge Hausfrau, die mit den Pfennigen umzugehen weiß, und deren Hintergedanken aus den so oft stumm um den ganzen Tisch herumgehenden Blicken nicht so leicht herauszulesen sind, vor allem die vier lieblichen Töchter mit ihren heitern Weisen und hellen Kehlen, die älteste als fleißige Martha hinter Pfanne und Kochherd, die zweite eine Blondine und vielgeprüfte Lehrerin, die dritte mit dem spitz auslaufenden Gesicht auf dem massiven,

vom Vater geerbten Unterbau, bei der die Worte immer auf Schrauben gestellt und scharf sein müssen, die frische, kerngesunde Jüngste, eben im Begriff, aus dem Backfischteiche an die sonnigen Ufer der Jungfrauschaft hinaufzukriechen, welcher eine mächtige Habichtsnase, die ihre roten Wangen etwas zu tief in Schatten setzt, die höhere Würde dazu verleiht. Weniger erbaulich die fünf dazwischen sich herumtreibenden Jungen, von denen die einen im Flegelalter standen, die andern mit ihren beständig ungereinigten Nasen sich fortwährend veräußerlichten. Man denke sich das Ganze im fröhlichsten Treiben singend und scherzend bei Biersuppe, Härings-salat und ungeheuren Quantitäten von geschwellten Kartoffeln und die Brandenburger Pfarre leibt und lebt vor uns.

In den Ferien wurden jeweilen die Zentren der Brüder-gemeinde in Herrenhut und Gnadenfrei besucht, wo sich eine Basler Kolonie von Verwandten Stähelins angesiedelt hatte. Der kri-tische Vetter stritt sich wohl etwa mit ihnen über die Inspirations-lehre und Bileams Eselin, erbaute sich aber dessenungeachtet an den schönen Gottesdiensten, die er zweimal zu Ostern und später von Tübingen aus einmal zu Weihnacht in ihrer ganzen reichen Sym-bolik und warmen Herzlichkeit genießen durfte. Nach den „steifen schablonenmäßigen Berliner Gottesdiensten war ihre frische Art ihm besonders erquickend.“ „Die Feier des heil. Abendmahls am Abend des Gründonnerstag war mir mehr als interessant, in den aus freiem Herzen gesungenen Liedern spürte man etwas wie das Rau-schen des durch die Gemeinde ziehenden heil. Geistes,“ und über eine Ordination schreibt er: „Da spürte man am besten den Segen und die Bedeutung eines wirklichen christlichen Gemeindewesens; man fühlte, wie da wirklich die Gesamtheit mitthätig, durch Liebe und Fürbitte mit wirksam war, man fühlte die reale Kraft, welche in dem wahrhaft apostolischen Segen lag, den der Liturg im Namen des Herrn und der Gemeinde auf die Diakonen legte. So wurden

einst Paulus und Barnabas als Missionare ausgesandt, so sollten noch jetzt alle Diener am Wort von der eigenen Gemeinde geweiht werden. Gottlob, daß wir auch in Basel einen schönen Teil davon besitzen." Und endlich sagt er von einer Weihnachtsfeier in Königsfeld: „Das Weihnachtsfest in der Gemeine ist wunderschön, es macht mit seinen frohen Liturgien und den kindlichen Lichtern die Herzen hell und kindlich und stellt sie, wenn hoher Verstandesschwindel sie aufgeblasen hat, wieder zurecht."

Dogmatisch ging er ja schon damals andre Wege und das ist ihm gerade bei diesen Besuchen nur klarer geworden. Allein das hinderte ihn weder an der gerechten Beurteilung dieser Gemeinschaft noch an der Anerkennung des von ihr empfangenen Segens. Maßgebend für seine Stellung zur Brüdergemeinde dürften die Worte sein, die er als Bräutigam seiner künftigen Schwiegermutter schrieb: „Gegen die von herrnhutischer Seite empfangenen Einflüsse möchte ich doch nicht undankbar sein und noch weniger sie vergebens empfangen haben. Aber ich habe mich ihrer erst recht freuen können, als ich mich nach nicht leichtem Kampfe mit der Vorstellungswelt auseinandergesetzt hatte, in deren Formen sie mir entgegengebracht wurden, und der Brüdergemeinde mehr wie einer befreundeten kirchlichen Gemeinschaft denn als derjenigen gegenüberstehen konnte, deren Lebensform und Glaubensweise für mich selbst maßgebend sein sollte." Auch hat er es noch kurz vor seinem Ende ausgesprochen, daß er im eigenen Familienkreise beobachten durfte, welche Kraft des Trostes, der Stärkung und der sittlichen Bewahrung die Pflege dieser Gemeinschaft und der an ihr sich nährende Glaube für die, welche es mit ihrer Zugehörigkeit einigermaßen Ernst nahmen, in sich schloß.

Im Sommer 1862 führte ihn der Weg nach der Ostsee. In Rostock wurde Baumgarten besucht, „der hier als das Opfer der Lutheraniſten, jener furchtbaren orthodoxen Frömmigkeit, die sich

immer mehr breit macht, als Opfer vielleicht auch seines eigenen hohen Sinnes gefangen saß. Einen Gruß von Dorner, heißt es weiter in dem Reisebericht, konnte ich wohl aus eigener Macht bringen, da er bei meinem letzten Besuch bei ihm darüber gesprochen hatte; ich fragte also bei den Pedellen an, in welches Loch man den Edlen gesteckt hatte, und als es da hieß, daß mir gegen eine universitätsgerichtliche Erlaubnis ein Besuch gestattet sei, holte ich mir diese beim Geheimrat Wetzel im Reiseanzug mit teils durchlöchertem Schuhwerk. Baumgarten, der eben auf einem Spaziergang in seinen zwei letzten Silben begriffen war, empfing mich äußerst freundlich und liebevoll; er freute sich über den Gruß aus Berlin, den ihm ein Schweizer brachte, und als ich ihn versicherte, daß man auch bei uns über diese letzte Gipfelung des Pharisäertums und der Schriftgelehrsamkeit empört sei. Es ist eine kräftige, frische Gestalt mit sehr feinen Zügen, aber in den tiefen Augen sprüht Kraft und Seele, ein freigeborner Bauer im Theologenmantel, der sein angeerbtes Recht von Gottes Gnaden bis zum letzten Atem verteidigt. Zu einem einheitlichen Gespräch kam es natürlich in der kurzen Stunde nicht, aber an kurzen Andeutungen und anregenden Winken war seine Unterhaltung reich. Es war gut, daß ich diesen Bissen mit auf den Weg bekam und daran verdauen konnte, denn die lange zehnstündige Fahrt hat wenig Anregendes, das Land ist flach wie seine Theologen und die Reisebegleiter entsprachen beidem."

Damals wurde auch die Insel Rügen durchwandert. Ich kann es mir nicht versagen, die fein empfundene, echt poetische Schilderung eines Abends auf der Stubbenkammer etwas ausführlicher wiederzugeben.

„Hier erst, dem Norden zu, entfaltet Rügen seinen eigentümlichen, ihm einzigen Zauber. Das hohe durchklüftete Ufer ist bis weit ins Land hinein von uraltem, majestätischem Buchenwald be-

deckt, der in vielgestaltigen düstern Schluchten und stillen Landseen Abwechslung und Schattierung erhält; welch ein Anblick dann, wenn man aus diesem heraus ins Freie tritt. Man steht etwa 400 Fuß hoch fast senkrecht über dem unbegrenzten Meer, sonst nichts als steile schimmernde Kreidefelsen, an deren Rinnen und Schluchten sich Streifen von frischem, lebendigem Grün hinziehen. Wir kamen gerade noch vor Sonnenuntergang an, die Sonne selbst stand hinter dem Walde, aber sie färbte auch unsern Horizont und legte einen breiten Goldreif um die dunkle See. Ein schönes Gegenbild dazu bot der kaum fünf Minuten entfernte Herthasee. Dort vom schroffen Felsen herab die unermeßliche Fläche, hier wieder von dunklem, leise ansteigendem Walde umschlossen das stille und unbewegte Wasser, düster und geheimnisvoll wie der Wald ringsum; aber freundlich und verklärend schaut auch hier der Himmel hinein und wirft auch ihm noch den letzten Saum seines goldenen Kleides zu. Lange verweilten wir hier und erquickten uns an der hier ausgebreiteten göttlichen Ruhe als an einer stillen Sabbatfeier der Natur." Dann nach einigen historischen Notizen und Hypothesen über Rügens Vergangenheit fährt die Schilderung fort: „Wenn uns doch jene uralte Buche, deren Krone 28 Schritte im Durchmesser hat, erzählen könnte, was seit den Jahrhunderten ihres Bestandes schon unter dem breiten Blätterdach vorgegangen ist; aber unverrückt und unbewegt steht die Natur dem treibenden Rad der Geschichte entgegen, stetig und gleich wie das göttliche Leben, dessen Bild sie sein soll. Von eigentümlicher Wirkung sind auch die Stunden der Nacht dort oben auf der Klippe. Eine Feuerwerkscene durfte natürlich auch hier nicht fehlen. Es wurde ein Haufen glühender Kohlen von einer Felsspitze hinab zu Thale gelassen, und wie ein Lavastrom sprühte die zischende Masse ihre weiße Bahn hinab. Schöner aber war es, nachdem nach und nach der plaudernde Schwarm sich zurückgezogen, hinauf sich zu ver-

lieren in das weite Dunkel und zu den lichten Sternen und von da weiter dankbar und vertrauend zu dem treuen Hirten unser aller; ringsum kein Laut, nur unten das hohle Rauschen an die Felsen hin, als dumpfe Kunde von dem stetigen Leben in der Tiefe. Aus dem Dunkeln heraus, gerade gegenüber, erhob sich der Mond, erst dunkelrot, dann immer lichter, heller, freundlicher, immer weiter warf er seinen Silbermantel über das glitzernde Meer und die blendenden Felsen hinauf."

Schon in Berlin begann die Kränklichkeit ihre Schatten auf sein Leben zu werfen und jene Proben und Hemmungen ihm aufzulegen, unter denen er zeitlebens schwer zu leiden hatte. Tagebuch und Briefe berichten von Erkältung und Katarrh, besonders von immer wiederkehrenden Zahnschmerzen. Geklagt und gejammert hat er in der Krankheit nie; so lange es ging, suchte er das Leiden energisch zu überwinden, etwa bei Zahnschmerzen die streng wissenschaftliche durch eine leichtere Lektüre zu ersetzen. Oft half ihm auch sein sprudelnder Humor. So schreibt er über eine Zahnoperation an die Mutter: „Zu deinem Geburtstagstisch, liebe Mutter, sollten ja nur frische und dankbare Gesichter sich hindrängen. Ist aber doch eine tragische Geschichte und schließt mit Jammern und Stöhnen und Untergang. Hoch und teuer als ein Stück von mir hatte ich ihn gehalten, und vieles ihm nachgegeben und von ihm ertragen, aber die Plackerei und das immer sich wiederholende Necken nahm kein Ende und wenn er sich auch vor rohen Ausbrüchen hütete, er verbitterte mir doch so sehr das Leben, daß endlich Scheidung für immer und Scheidung auf Leben und Tod für einen von beiden mußte beschlossen werden. Das kostete harten Kampf und Angstschweißtropfen, aber der Geist siegte über das Fleisch. Heute war der Tag der Entscheidung und der Scheidung. Ich ging noch mit mir kämpfend und, um mir Mut zu machen, mit ihm im Tiergarten spazieren, still und auf einsamem Wege, und

im zusammengepreßten Mund summten mir aus dem Lied: Bemoster Bursche, zieh dich aus — die Schlußworte: Und nun, mein Liebchen, sei's weil's muß: der letzte Gruß, der letzte Kuß! Ade! Der schwere, für ihn der letzte Gang wurde gemacht, die That, die blutige, vollbracht; ihn rief das Schicksal, seine Schuld. Noch jetzt, ich mag daran denken oder nicht, blutet mir — — der Mund: denn daß der Held des Dramas ein fauler Zahn ist, wirst du schon gemerkt haben."

Den Winter 1863—64 sollte Stähelin in Tübingen zubringen, weniger aus eigener Neigung, als weil seine Eltern ihn gerne zu den Füßen Becks gesehen hätten. „Wenn ich meinem Gelüste folgen wollte, schreibt er an sie, würde mich freilich Heidelberg resp. sein herrlicher Rothe am meisten anziehen. Die tief sich gründende Vereinigung, in der jener Mann, gewiß der bedeutendste Theologe unsrer Zeit, kindlich gläubige und kindlich naive Frömmigkeit, klare und offene Kritik und kühn und hochfliegende theologische Spekulation zusammenzufassen weiß, hat mich schon in Basel, besonders aber seit ich hier in Berlin das Fundament aller theologischen Wissenschaft, ich will und darf nicht sagen klar erfaßt, aber doch in seiner Wahrheit zu ahnen gelernt habe, immer mehr innerlich angesprochen. Es ist etwas so durch und durch Wahres, Glaubens- und Lebensfestes in allen seinen Schriften, wie ich sonst nirgends noch gefunden habe." Immerhin giebt er zu, daß ihm eine wenn auch einseitige beckische Konzentration auf die Bibel gut thun würde. So rüstet er sich nach Tübingen zu reisen, allerdings in kritischer Stimmung dem neuen Meister gegenüber und in der Hoffnung, „bei Dorner so viel gelernt zu haben, um Becks Machtsprüchen ins Gesicht zu sehen und seine Orakel zu prüfen." Mehr als die Hälfte des Semesters hielt er mit seinem Urteil über den großen schwäbischen Theologen zurück. Erst im Neujahrsbrief an die Großeltern finden wir ein solches. Es lautet: „Aber wenn

ich auch gar nichts anderes auszusetzen hätte, das kann mir an Beck und an der ganzen schwäbischen Schriftgelehrtenschule nicht gefallen, daß sie für die Art und die Mission der Brüdergemeinde auch gar keinen Sinn haben. Es ist mir ein neues Zeichen dafür, wie wenig, trotz allen Machtsprüchen und Behauptungen des Gegenteils das Beck'sche System fürs Leben taugt, wie wenig das Hangen an der fertigen biblischen Urgestalt des Christentums seinen in der Geschichte sich stets neugebärenden Gehalt zu bewältigen im stande ist. Es ist mir das freilich erst allmählich klar geworden und auch jetzt möchte ich immer noch hinter alles, was ich von Beck sage, ein Fragezeichen setzen. Der Mann hat eine solche Sicherheit im Urteilen und Behaupten, dabei eine solche christliche Tiefe und Wärme, eine solche Anfassungskraft für jedermann, daß man lieber sich beugen und schweigen möchte, als das eigene Gehirnchen ihm entgegenstellen. Aber wenn er die innersten Ueberzeugungen und die teuersten Ideale zerreißt, wenn er alle andern außer dem eigenen Ich und ein paar verstorbenen, die Ehre nicht streitig machenden Schwaben heruntermacht, da kann man nicht anders als raisonnieren und da darf man es."

Im folgenden Sommer, als Stähelin wieder in Basel studierte, schickte ihm ein Freund von Tübingen aus das Bild Becks. Dem Dank fügte der Empfänger u. a. die folgenden Worte bei: „Meine Freude, als ich das freundliche und wirklich seelenvolle Gesicht sah, war ungeheuer. Denn gewiß von einem vorschnellen Absprechen über den gigantischen Charakter und die eigentümliche Lehrweise des Mannes bin ich ebenso fern als vom vorschnellen Zuschwören, und wenn ich ihn mehr mit kritischen Augen angesehen habe, so war es mehr aus Reaktion gegen die vielen übermäßigen und unverständigen Lobhudeleien, welche gewöhnlich mit noch bornierteren Abschätzungen anderer Richtungen zusammenhängen. Mit ihm fertig bin ich noch lange nicht und will es nicht sein; die Weisheit eines

Lebens und welches Lebens! in einem flüchtigen Winter meinen begriffen zu haben ist Unsinn. Und man sollte doch ja die praktische Bedeutung eines Mannes nicht mit seiner wissenschaftlichen verwechseln."

Diesen letzten Fehler zu vermeiden hat sich Stähelin redlich und erfolgreich bemüht. In praktischer Hinsicht fühlte er sich allezeit dem Tübinger Meister zu großem Dank verpflichtet. Und so darf es wohl als sein abschließendes Urteil über den Mann gelten, wenn er in seinem Curriculum vitæ schreibt: „Nicht die eigentümliche dogmatische Weise, wie die beiden ältern schwäbischen theologischen Schulen, die streng supranaturalistische und die mystisch-theologische sich in ihm vermittelt haben, wohl aber trotz dieser von ihm so schroff markierten Lehreigentümlichkeit die sittliche Majestät und der gesunde lebenswarme Wahrheitssinn, die seine Vorträge auf so herrliche Weise beseelten und in alle, auch in die entlegensten Gebiete, ihre Streiflichter warfen, haben ihm bei mir die bleibende Verehrung eines dankbaren Schülers erworben." In dieser Hinsicht also wollte er für einen Schüler Becks gelten. Im übrigen bleibt es für ihn bei dem treffenden Urteil eines Freundes: Wer Dorner gehört und Schleiermacher auch nur einigermaßen studiert hatte, konnte nicht Beckianer werden.

Das letzte Jahr des Studiums gehörte wieder der Vaterstadt. In die theologische Fakultät war Hermann Schultz eingetreten, von Stähelin freudig begrüßt. Im Frühjahr 1865 fand das theologische Examen statt, damals noch nach altem Basler Ritus. Das ganze Verfahren, schreibt Stähelin, ist im Zopfstil unübertroffen; eine weitschichtige Arbeit, welche die beste Zeit der Vorbereitung in Beschlag nimmt, dann, um den noch bleibenden Monat doch ja unbrauchbar zu machen, das strenge Generale, endlich die Treibjagd (Privatexamen) bei den vier Professoren und vier Hauptpfarrern, die Klausur und das Finale: elf besondere Prüfungen und

sechs schriftliche Arbeiten — wo kommt dergleichen sonst vor? Er wünscht lebhaft den Anschluß an das neu ins Dasein getretene Konkordat, welcher aber von seiten Basels erst im Jahre 1871 erfolgte. Später hatte er als Mitglied der Konkordatsbehörde Gelegenheit, auch die Mängel des hier üblichen summarischen Verfahrens kennen und manches an der einläßlichern Methode des alten Basler Examens wieder schätzen zu lernen.

Stähelin bestand die Prüfung glänzend, ebenso die bald darauffolgende basellandschaftliche in Liestal. Nach Beendigung der letztern soll einer der Examinatoren von seinem Freunde gefragt worden sein: Wie bist du durchgekommen bei Stähelin?

Eine Gemütlichkeit ist über das Ganze ausgegossen, die ihresgleichen sucht — schreibt er mitten aus der Prüfungshitze einem Freunde. Doch lassen andere Aeußerungen aus dieser Zeit erkennen, wie sehr er damals nicht bloß unter allerlei körperlichen Hemmungen, sondern unter schweren innern Kämpfen zu leiden hatte. So schreibt er von Engelberg aus, wo er sich im Sommer 1864 zur Erholung aufhielt, dem Freunde: „Der Kampf, von dem du zu Anfang deines Briefes sprichst, der innere Kampf des edlen Sklaven in uns um seine Freiheit und gebührende Herrschaft, er ist in mir vielleicht noch ferner dem Siege als in dir, nur daß ich ihn leichter übertäuben, durch äußere Arbeit für den Augenblick zurückdrängen kann, er bricht dann nur um so wilder los in Zeiten, wo diese äußern Beschwichtigungsmittel mir ferner gerückt sind und das Allgemeine und Ideale des Lebenszieles vors Gewissen tritt. In solchen Stunden kann auch der Anblick der ruhigen in ihrer stetigen Lebensharmonie sich treu bleibenden Natur zur Qual werden; fest und sicher wie diese Berge in Sturm und Sonnenschein unentwegt und in ungetrübter Reinheit dem Strahl des Himmels sich darbietend und ihn sich zu eigen machend, so möchte auch das Herz sein in den Wirrsalen des äußern und des innern Lebens in

seinen stetigen Beziehungen zu Gott, dem Vater des Lichts und des Lebens. Hier nun ist mir Beck besonders wichtig geworden mit seinem Dringen auf Ruhe und Gottvertrauen, er trieb mich aus dieser innern Selbstqual heraus zum Festhalten an Pflicht und Beruf. Ist es doch ein Gott, der die Felsen der Natur geschaffen und zum Stehen gebracht hat, und der auch unsern Geist zu seinem ewigen Tempel bereiten, ihm das Gepräge seines unauflöslichen Lebens aufdrücken will; jedem hat er Christus als den Bürgen für diesen seinen Liebeswillen gegeben und in ihm wie die Hoffnung, so auch die Kraft der Erlösung und der Freiheit. In ihm, als von ihm geliebt und getragen, müssen wir auch unser ganzes Leben mit seinen Lasten und Aufgaben anschauen lernen; so allein macht es ein Ganzes, etwas Geistiges und Ewiges aus, und ist nicht mehr bloß Chaos und Narrenwerk."

Was sollte nun werden? Sollte er sich dem praktischen Pfarramt zuwenden oder der akademischen Laufbahn, zu welcher seine Gaben und Kenntnisse ihn offenbar hinwiesen, und seine Lehrer, besonders Hagenbach und Schultz, ihn aufmunterten? Er entschloß sich zunächst zu keinem von beiden und zwar aus dem Grunde, weil er von beiden eine ungemein hohe Meinung hatte.

Wie ernst nahm er es mit seinen Studenten- und Kandidatenpredigten. Von jenem naiven, freudigen Behagen, mit welchem diese oratorischen Leistungen oft angefertigt und von der Kanzel herab dargeboten werden, fand sich bei ihm nichts.

„Solche Studentenpredigten," sagt das Tagebuch, „müssen fürs spätere Leben viel von dem nötigen Zartsinn rauben; man kann seine Worte nicht ad hominem stellen und die Probleme sind andere, fern abliegende. . . . Die rechte Freudigkeit und gläubige Zuversicht auf Gott habe ich noch nicht, bilde mir nicht ein, das Rechte zu wissen, das Volk zu bessern und zu bekehren. In mir selbst muß das Evangelium ein besseres, saftigeres Dasein gewonnen haben, ehe

es in andern zünden kann.“ Von großer Reife zeugen die folgenden Worte, die er nach einer im Frühjahr 1864 in Frenkendorf gehaltenen Predigt, einem Freunde schreibt: „Wovor ich mich am meisten fürchte, ist die Entheiligung von Gottes Namen; es läßt sich vieles von der Kanzel herab sagen, viele, vielleicht recht innige Glaubenszeugnisse, aber wie viele davon sind echte, eigene Kinder, in innerer Geistesthat gezeugt. Und doch sind gewiß hier die unnützen Worte ein Uebel und eine Sünde, die ihr inneres Gericht nach sich ziehen. Ganz nur vom eigenen braucht darum der Geistliche nicht zu nehmen; er soll aus dem idealen Gemeindebewußtsein und -Gefühl heraus lehren, mahnen und trösten; das beruhigte mich in manchen Nöten, wenn so vieles, von dem ich als von einem Seienden, Lebendigen gesprochen hatte, sich in mir selber kaum erst als ein Sollen wirksam erwies. Wer könnte auch sagen, daß er den gewaltigen Text Röm. 5, 1. 2 an sich selbst ausgelernt hat?“ Und unmittelbar vor seiner Probepredigt und Ordination ruft er aus: „Mit so wenig Selbstverleugnung und mit so wenig Liebe, wie soll ich das Wort vom Kreuz als die Heilskraft aller Welt verkündigen können!“ Andererseits stehen für ihn auch der Wahl des akademischen Berufes eine Menge von Zweifeln und Bedenken entgegen. Er fürchtet, anhaltend wissenschaftliche Arbeit würde seine geringen Kräfte aufreiben und wäre deshalb dankbar, wenn Gott ihm fürs praktische Amt Feld und Gabe gäbe. „Nicht das eigene Wohlsein und Behagen, sondern die Richtung und Intensität der mitgeteilten Gaben und Kräfte muß für die Wahl das Bestimmende sein und wenn ich nun auch früh mich mit dem Gegebenen wissenschaftlich auseinanderzusetzen nicht nur Lust, sondern wirklich eigene Nötigung verspüre, so kann ich mir doch die produktive Kraft nicht zutrauen, durch welche allein in die dürren Knochen der theologischen Disciplinen Mark und Blut kommt und ohne welche so einer „auf der Hitsche“ ein jämmerlich Ding ist. Hat es einerseits etwas sehr

Verlockendes, in dem Aether gnostischen Lebens dem Parteiwesen unserer praktischen Zeitmänner enthoben zu sein, so ist dafür auch die Aufgabe heutzutage eine viel verantwortungsvollere, die jungen Leute in diese Gegensätze ein und durch sie hindurchzuführen und was man innerlich als Wahrheit fühlt, für sich selbst und für andere zur einheitlich klaren Erkenntnis herauszubilden. Jedenfalls müßte ich den Kampf zuvor innerlich durchgekämpft haben, ehe ich ihn für andere aufnehmen könnte und nicht nur über die allgemeinen Prinzipien, sondern auch über deren einzelne Konsequenzen zur Klarheit und Freudigkeit vor Gott und Gewissen gekommen sein. Daneben hat es bei einer wissenschaftlichen Thätigkeit die Gefahr, daß man in einem gewissen fleischlichen Leichtsinn an dem ideell Erfaßten sich genügen läßt und mit den Begriffen spielt, statt vor dem zu zittern, was sie bedeuten; während ein praktisches Amt, das jeden Tag neue Lebensrechnung von uns verlangt, viel unmittelbarer und eindringlicher uns die innere Blöße aufdeckt und zum sittlichen Ringen, zum ἀγωνίζεσθαι uns antreiben kann. Gott Lob, daß nicht wir unseren Weg uns zu machen brauchen, sondern daß der Herr selbst ihn uns weisen will, daß nicht nur das Wollen, sondern auch das Vollbringen seine That ist; nicht das wie, sondern das daß unserer Arbeit ist die Hauptsache, und die Harmonie von Stoff und Kraft gehört, wenn auch zum Wohlsein, doch nicht zum sittlichen Dasein überhaupt, oder vielmehr, ihre gegenseitigen Beziehungen und Verhältnisse sind tiefer und wunderbarer geordnet, haben auch eine höhere Bedeutung, als daß sie bloß das ästhetische Gefühl befriedigen sollten. Aber freilich hier fängt das Glauben an und dieser Prozeß gehört schon zum Enteignen, zum Tod unseres natürlichen Lebens, der um so herber fühlbar wird, je mehr er ins Mark dringt und seine ewige Aufgabe durchführt."

Aus dieser Verlegenheit, welche die Berufswahl ihm bereitete, befreite ihn im Herbst 1865 das Anerbieten, an der bündnerischen

Anſtalt Schiers eine Lehrſtelle zu bekleiden. Es handelte ſich darum, an der wenig zahlreichen humaniſtiſchen Abteilung des Seminars im Lateiniſchen und Griechiſchen und außerdem noch im Deutſchen und in der Religion zu unterrichten. Zwei Klavierſtunden, in welchen er fünf Schüler auf einmal in dieſe edle Kunſt einweihen mußte und wobei er ſich als Einäugiger unter den Blinden vorkam, waren für ihn mehr eine jokoſe Zugabe des 25 Stunden umfaſſenden Penſums. Dann galt es, ſich mit den übrigen Lehrern in die Ueberwachung der ca. 100 Eleven, die einen Altersunterſchied von 12 bis 20 Jahren repräſentierten, zu teilen. Stähelin hat ſeine Thätigkeit als Schullehrer mit ganzem Ernſt und der ihm eigentümlichen Gewiſſenhaftigkeit und Gründlichkeit aufgefaßt und betrieben. Das beweiſen die Geſuche, die er an die Freunde und Verwandten in Baſel richtete um Bücher, die ihm zur Vorbereitung auf ſeine Lehrſtunden dienen ſollten. Die Basler Freunde bedauerten ihn, daß er als bündneriſcher Schulmeiſter ſeine Talente und Kenntniſſe vergrabe, er ſelbſt begehrte und verſtand dieſes Mitleid nicht, ſondern betrachtete die Schierſer Zeit als eine freundliche Fügung Gottes und wollte vollkommen zufrieden ſein, wenn der treue Gott ihm hier Kraft und Tüchtigkeit zum Arbeiten ſchenke, und es ihm danken als eine unverdiente Gnade. „Das Feld iſt ja auch hier ſo ſchön und ſo wichtig wie irgend eines ſonſt, wenn ich es nur beſſer zu bebauen und das, was ſich darin der Befruchtung entgegenſehnt, herauszufinden vermöchte. Da ſollte mehr Geiſt von oben da ſein, der das junge triebkräftige Leben zu wecken vermöchte.“ Er klagt mehrmals, daß ihm die Gabe fehle, den Jünglingen zum Herzen zu ſprechen und die Schwierigkeiten, die ihm ſchon ſein jetziges Amt bereiten und die Ungenüge, mit der er davor ſtehe, laſſen ihm die Ausſichten auf eine künftige akademiſche Arbeit als ſchöne Nebelgebilde erſcheinen, die einmal jämmerlich zerflattern werden. Eine Schlußfolgerung, die ſeiner Beſcheidenheit alle

Ehre macht, der wir aber nicht ohne weiteres zustimmen können. Ein andermal scherzt er wieder beim Gedanken an seine paar Lateinschüler, er gewöhne sich in Schiers an ein ein- und zweifältiges Auditorium.

Das Jahr, welches er in Schiers zubrachte, war für ihn in mehrfacher Hinsicht ein gewinnreiches. Was es ihm an theologischer Weiterbildung entzog, das ersetzte es ihm durch Bereicherung seiner praktischen Lebens- und Menschenkenntnis. Fördernd war auch der Umgang mit den Lehrern der Anstalt, besonders mit dem Direktor, einem autokratischen, aber eminenten Manne von imponierendem Wesen, großem Wissen und hohem Geiste. Der Pfarrer des Ortes war der Familie Stähelin von Basel her befreundet. Stähelin sagt von ihm: „Er ist ernst und eine asketische Natur, bisweilen hart im Urteil und von schroffer, dogmatischer Richtung, aber von glühendem Eifer für die Sache Gottes in ihm und außer ihm und mir gegenüber sehr herzlich und liebevoll.“ Auch wurden Schülerreisen in die großartige Gebirgswelt Bündens unternommen oder man nahm teil an Pfarrkränzchen und im Sommer an der Synode und lernte den Bündner Klerus kennen. Stähelin urteilt über ihn: „Es sind doch ganz tüchtige Leute auf diesen Bergen herum, wenn auch wenig Schulweisheit an ihnen hangen geblieben ist.“ Einmal besuchte er Tholuck, der sich zur Kur in Davos aufhielt. Auf seiner Heimreise kehrte der „große Hallenser Pietist“ auch in Schiers an. „Ueber den Sonntag,“ so erzählt Stähelin selbst, „wurde eine Wallfahrt in das etwa acht Stunden entfernte Davos gemacht, wo der alte Tholuck seine Ferien auskostete; daß ich den heiligen Bettag damit entweihte, das kam mir erst in den Sinn, als ich schon wieder auf der Heimreise war; die Strafe dafür war, daß ich infolge des kantonalen Verbotes alles Fahrens an diesem Tage den ganzen Weg zu Fuß machen mußte. Tholuck, dem ich gleich am Samstag die Aufwartung machte, empfing mich mit seiner bekannten Freundlichkeit, er ist ein lebhafter, geistesfrischer

Greis und die obligaten Witze halb ernst, halb komisch, spielten die ganze Zeit über eine Hauptrolle. Am Sonntag Morgen ging er mit mir spazieren und da gab es dann neben manchem Scherz auch Ernstes und Bleibendes zu reden."

Kurz bevor Stähelin sein Amt in Schiers antrat, starb nach langem Leiden seine geliebte Mutter. Einige Wochen nach ihrem Tode am 19. Oktober 1865 schreibt er an die Schwester in Basel: „Wenn so von Tag zu Tag die Sonne schwächer und im Garten unter meinem Fenster die Blumen seltener werden, so fällt der Blick unwillkürlich auf den Kirchhof daneben, und da ist ja auch der Gedanke nicht mehr weit an die, die nun jenseits des Grabes der Erdennot entrückt ist und statt des Kreuzes, das sie getragen, die Palme des Sieges in den Händen hat. Ihr zu Hause, die Ihr überall gleichsam in die frischen Spuren ihres Wirkens und Duldens treten müßt, Euch wird das Gefühl des Nichtmehrhabens, des Verlustes ja noch viel schmerzlicher sein; in der Fremde bringt uns der Tod die Entschlafene fast näher und warum denn auch nicht wirklich näher, warum nicht in wirkliche geistige Gemeinschaft, inniger, lebendiger, ja wirksamer vielleicht als sie bei Leib und Leben stattfand? Mir wenigstens thut in einsamen Stunden nichts so wohl, als wenn das Bild der lieben Mutter mir vor die Seele tritt, mag es auch vielfach und empfindlicher als alles andre, das Herz streifen, es ist dies die heilsame Zucht des Geistes, deren Ende innerer Friede ist. Mag es auch ein Leidensbild sein und ernst herunterschauen auf den Kelch der Schmerzen, welcher das Teil ihres Lebens gewesen ist, er ist ja nun geleert, und was hienieden herb und bitter war, das zeigt sich nun im Lichte der Ewigkeit als Speise zum ewigen Leben, die Züge des Leidens sind eingetaucht und verklärt in die göttliche Herrlichkeit, welche eben durch sie zur vollen Auswirkung gekommen ist. So laß denn auch du das teure Bild dir vor die Seele treten und der Schmerz wird sich in Wehmut

lindern und das Bild des Todes wird zum Engel des Lebens, der mit sanftem, mildem Zug uns himmelan zieht."

Und am 18. März 1866 antwortet er der Schwester, die ihn über den Zustand der Abgeschiedenen im Jenseits gefragt: „Was du in deinem Briefe mich fragst, darüber kann ich dir freilich auch keine Antwort geben; es ist das eine Ecke, um welche eben keiner herumsehen kann, ein Punkt, wo alles Denken und Schauen aufhört und nur Gefühl und Ahnung walten können, und wer da etwas zu wissen und geschaut zu haben glaubt, der ist oft am weitesten davon entfernt. Die in dem Herrn gestorben sind, die sind vollendet und doch der Vollendung näher gebracht; diese Vollendung kann keine Verringerung, keine Schmälerung an wahrem Leben sein, also auch kein Auswischen dessen, was schon auf Erden zu diesem wahren Leben gehört hat; und so gewiß die echte Liebe hierin eingeschlossen ist, so gewiß wird sie auch irgendwie das Band bilden, welches das Jenseits und das Diesseits zusammenhält und die von uns Geschiedenen auf eine verklärte, wenn auch nicht zu erklärende Weise an dem inneren Leben derer teil nehmen läßt, die sie schon hienieden mit ihrer Liebe umfangen hielten. Für uns sind das Gegenstände, die wir nicht vorwitzig anrühren dürfen; uns ist einmal diese Welt, dieses Leben zur Arbeit gegeben und der Herr Jesus hat seine Jünger hier den Glauben an ihn bewähren, nicht in die unsichtbare Welt sich hinaufschwindeln heißen. Daß man in stillen Stunden auch an solche Fragen denkt, ist ja nicht zu verwerfen, so wenig der Dichter zu tadeln ist, der Erde und Himmel in das Spiel seiner Phantasie hineinzieht und wenn auch alles, was wir als bestimmte Bilder so zu gewinnen meinten, wieder vor unsern Augen zerrinnt, so ist es doch eine Berührung mit dem ewigen Leben, die nicht ohne Trost und Stärkung für das diesseitige vorübergehen kann, so lange das Herz gesund ist und seiner nächsten Pflichten eingedenk bleibt."

Die im Sommer 1866 vakant gewordene Pfarrstelle in Schiers wurde Stähelin angetragen, aber von demselben abgelehnt. Immerhin nach langem Bedenken. Ueber die Gründe, die ihn dazu bewogen, schreibt er nach Hause: „So eine Zeit der Spannung und Ungewißheit hat doch auch ihr Gutes; es wurde mir, als die Aussicht auf die neue Aufgabe mir vor der Seele schwankte, recht klar, wie viel ich mir noch zur Erfüllung derselben müsse schenken lassen, wie vieles mir noch zum geistlichen Leben überhaupt, geschweige denn zum geistlichen Amt fehle. Ich hoffe freilich immer noch, daß ein solches sich mir irgendwie noch einmal darbietet, nur dann kein so schweres, aufreibendes wie das in Schiers.“ In der That, Schiers gilt als eine der schwersten Bündner Gemeinden und hätte zumal zur Winterszeit dem jungen und körperlich zarten Kandidaten eine zu große Arbeitslast aufgebürdet. Aber seinen Wunsch, es möchte sich ihm ein praktisches Pfarramt darbieten, sah er zunächst in der Weise erfüllt, daß er für den kommenden Winter als Vikar nach Stein bei Schaffhausen berufen wurde. Hier bot sich ihm eine pfarramtliche Thätigkeit dar an der Seite eines im Amte erprobten Mannes, also ohne die Last der ganzen Verantwortlichkeit und mit reichlicher Muße für wissenschaftliches Studium. Er schrieb damals eine Abhandlung über das apostolische Glaubensbekenntnis für Hagenbachs Kirchenblatt. Seine Stellung zu diesem Symbol war bei allen einzelnen Differenzen eine bewußt zustimmende. Sonst zeigte er — nicht bloß damals, sondern zeitlebens — eine große Zurückhaltung im Niederschreiben und besonders im Veröffentlichen wissenschaftlicher Studien. Die folgende Stelle aus einem Brief an die Schwester vom 17. Dezember 1866 ist in dieser Hinsicht für sein Wesen bezeichnend: „Mit meiner Licentiatenarbeit hat es für mich gar nicht Eile; ich begreife überhaupt immer weniger, warum ich mit saurem Schweiß und um teures Geld mir so bald einen Titel auf den Hals laden sollte, der mich dann,

wenn ich zu ihm stehen und ihn rechtfertigen müßte, erst recht drücken würde. . . . Ich meine übrigens, zuerst sollte man es sich bewußt sein, daß man über den betreffenden Gegenstand wirklich etwas Neues und Tüchtiges zu sagen hat und dann erst an eine Veröffentlichung denken; wer solchen innern Beruf zum Schreiben nicht hat, der soll es eben bleiben lassen. Zunächst möchte ich selbst etwas Rechtes lernen und wenn bei diesem Geschäft sich mir eine eigentümliche Anschauung ergiebt, dann erst ist es Zeit, mit derselben herauszurücken; aber eben dessen hat sich in meinen bisherigen Studien erbärmlich wenig ergeben und ich habe meistens gefunden, daß andere das, was ich etwa sagen würde, schon viel besser und richtiger gesagt haben."

Still und ruhig genug war das Leben bei den heimeligen Leuten im Pfarrhaus zu Stein, die wenig gesellschaftlichen Verkehr mit den Bewohnern in und um das Städtchen herum pflegten. So saß der Vikar, nach Verrichtung der amtlichen Geschäfte, meist für sich allein in seinem Zimmer mit herrlicher Aussicht auf den Rhein und Bodensee, wenn ihn nicht — wie es leider gerade bei seinem Antritt geschah — Unwohlsein zwang, das Bett zu hüten. Noch halb krank, begleitete er Anfangs November seinen Prinzipal zum kantonalen Pfarrkonvent nach Schaffhausen, nahm an den Verhandlungen desselben teil, die sich einerseits über den Zustand des Menschen nach dem Tode und vor dem jüngsten Gericht und anderseits über die in der Staatskasse festgefrorenen Quartalzapfen verbreiteten und war bei dem trefflichen, nach altem Brauch auf zinnernen Tellern servierten Mittagsmahl zugegen, nach dessen Beendigung die ganze hochwürdige Gesellschaft aus weißen holländ-Pfeifen ihren Opferrauch aufsteigen ließ.

Bald sollte sich auch ein selbständiges Pfarramt für ihn finden. In dem am Ausgang des Birsthals gelegenen Arlesheim war die Stelle eines evangelischen Geistlichen frei geworden. Eine industrielle

Basler Familie hatte dort im Jahre 1856 für sich und ihre Arbeiter, sowie für die Protestanten der Umgebung Pfarrei und Kapelle aus eigenen Mitteln errichtet und bis zum Jahr 1883 unterhalten. Von da an ging der Posten in die Pflege des protestantischen Hilfsvereins über, um schließlich zur selbständigen reformierten Gemeinde zu erstarken. Stähelin, der sein Amt daselbst im Februar 1867 antrat, hatte nun als Diasporapfarrer die Glaubensgenossen, etwa 5 bis 600 Seelen, in 15 bis 20 Dörfern zu bedienen und bei der beständigen Fluktuation derselben immer von neuem zu sammeln. Keine leichte Aufgabe, besonders wenn die socialen und beruflichen Unterschiede der halb landwirtschaftlichen und halb industriellen Bevölkerung, sowie das nicht immer ganz leichte Verhältnis zu den Katholiken und ihren Priestern in Erwägung gezogen werden. So sehr ihn sein Takt, sein scharfer, praktischer Verstand und seine umfassende Bildung befähigten, diesen verschiedenartigen Ansprüchen und Schwierigkeiten gerecht zu werden, so sehr die ihm in aufrichtiger Freundschaft verbundenen Familien der dortigen Arbeitgeber seine Predigt und Seelsorge zu schätzen wußten, das Amt eines Landpfarrers, besonders eines evangelisierenden Diasporapfarrers, war seiner Art und seinem Wesen nicht angemessen. Er fühlte es auch selbst und sprach es öfters aus, wie schwer es ihm werde, sich populär auszudrücken. Die Klagen des Studenten und Kandidaten über die Schwierigkeit des Predigens kehren vermehrt und verstärkt wieder. So, wenn er sagt: „Es wird mir so erstaunlich schwer, meine Predigt im voraus auszuarbeiten, ja es ist mir bis jetzt unmöglich gewesen, soll aber doch diesmal mit erneuter Anstrengung versucht werden. Die Freitag-Abende sind mir immer die peinlichsten Stunden. Es gährt innerlich und will doch immer nicht gar und klar werden, und meist liegt das am Nachmittag gefalzte Blatt zur Predigt bis zum folgenden Morgen unbenutzt und rein da.“ . . . „Wenn ich

nur den Christenglauben einmal zu fassen und in Worte zu fixieren vermöchte, wie er in lichten Augenblicken in seiner Hoheit und Freiheit mir in der Seele lebt; aber er ist wie ein Streifen Himmel durch Nebel hindurch ebenso rasch verschwunden als gesehen und mir bleibt nur der Trost, daß es einmal ganz Tag und Licht werden wird für die Seele, die im irdischen Dämmerlicht sich der Wahrheit zukehrt und daß das Leben, wenn auch noch vielfach als ein Geheimnis und unbegriffen, doch erschienen ist als das Licht der Menschen in dieser finstern Welt." „Warum muß die Arbeit immer so dem Menschen abgerungen werden, warum braucht es solche Anstrengungen, das innerlich Vorhandene durchs Wort andern mitzuteilen? Ein rechtes Pfingsten würde der Kirche auch die Sprachengabe bringen und die Fähigkeit der freien, lebendig herausquellenden unmittelbaren Rede."

Nicht leichter wurde ihm der Jugendunterricht. So lesen wir in einem Briefe vom Jahre 1869: „Ich schreibe diese Zeilen in der kurzen Viertelstunde zwischen meiner Vorbereitnng und der Konfirmandenstunde, um mich einigermaßen über die Bangigkeit hinauszuheben, welche jedes neue Nahen derselben in mir weckt. Es ist die beharrliche Gedankenlosigkeit und Trägheit, womit ich zu kämpfen habe und die völlige Resignation auf irgend welches Verständnis, bei 11 von 13 wenigstens, worein ich alle Stunden aufs neue mich schicken muß. Ich mache alle Sonntage die Erfahrung, daß achtjährige Kinder auf das antworten, was jene nicht zu beantworten wissen, daß also nicht alles an meiner Unklarheit und Unfähigkeit, die rechten Faßpunkte zu finden, liegen kann. Eher vielleicht, daß ich zu wenig das Herz in Rücksicht ziehe und in Anspruch nehme; aber der Katechismus, den man uns in die Hand gegeben, will doch vor allem ausgelegt und verständlich gemacht sein und meine Art ist es nun einmal, mehr auf die Erkenntnis als auf das Gefühl zu wirken. Du glaubst nicht, wie elend ich

mir manchmal vorkomme, gerade dieſen Pflichten des geiſtlichen Amtes gegenüber, wie da Riß um Riß in meiner theologiſchen Erkenntnis zu Tage tritt, der von den gelehrten Herren mit hohen, fremden Worten zwar verſteckt, aber nicht geflickt worden iſt."

Auch die ſpezielle Seelſorge machte ihm viel zu ſchaffen, gerade in ſeinem jetzigen Wirkungskreis, wo ſie ſich weniger als ſonſt von ſelber anbot, ſondern erſt aufgeſucht werden mußte, und das wurde ihm, der ſo gar nichts von agreſſivem Bekehrungseifer in ſich trug, beſonders ſchwer.

Die eben mitgeteilten Bekenntniſſe und Selbſtanklagen hatte er an ſeine Braut gerichtet. Im Frühjahr 1869 hatte er ſich mit Marie Stockmeyer, der Tochter des von ihm hochgeſchätzten Lehrers und der Schweſter eines ſeiner beſten Freunde, verlobt.

Wir führen einige Stellen aus Briefen an die Braut an, welche uns zeigen, wie ernſt, fromm und tief er den neu geſchloſſenen Lebensbund auffaßte. So ſchreibt er gleich nach der Verlobung: „Wir wollen glauben an Gottes Liebe, an die Verſöhnung unſeres Heilandes, um deretwillen auch unſere Sünde nichts geachtet und auch wir als Kinder von unſerem himmliſchen Vater behandelt werden, und in dieſem Grund den Anker unſerer Liebe ſich feſtklammern laſſen — ſo ſind wir geborgen allezeit." Und dann wieder: „Deswegen iſt die chriſtliche Liebe ſo viel ſchwerer und vielleicht ſorgenreicher als die weltliche, weil ſie von vornherein nicht bloß auf Genuß, ſondern auch auf Opfer gefaßt machen muß, weil ſie nicht idealiſieren will und darf, wohl aber alle böſe Realität durch den Glauben und durch die Hilfe von oben zu überwinden die Verheißung hat." . . . . . „Allerdings kann man wahrhaft nur lieben, was ideal iſt, aber nicht ein erträumtes, ſondern im Leben ſpürbares und erfaßbares vorhandenes Ideal, und das Ideale liegt mir immer weniger auf Seite eines nach außen hin leuchtenden und blendenden Weſens, als in der innerlichen Wärme des

Gemüts, in der Kraft und Tiefe der Empfindung, in der im Leben sich bewährenden Entschiedenheit und Innerlichkeit des Geistes, weniger, um im Bilde zu sprechen, in der Farbenpracht, als im Duft der Blume. Und dann hat die wahre Liebe immer zugleich ein sittliches Moment an sich; sie erfaßt das Ideale auch da, wo es noch unvollständig, noch befleckt sich zu spüren giebt und hält es fest, eben um es zu reinigen, immer voller zu entfalten. Glaube und Hoffnung sind innerlich mit ihr verbunden, jener als ihr lebendiger Grund, diese als ihre, einem heiligen Ziele entgegenstrebende Kraft."

Am 20. Mai 1869 fand die Hochzeit statt im Kirchlein zu Arlesheim, wo der Vater der Braut die Traurede hielt über die dritte Bitte des Unservaters. Die Braut hatte diesen Text vorgeschlagen, und Stähelin hatte ihr das folgende darauf geantwortet: „Ueber den Hochzeitstext, den du vorschlägst, kann ich noch keine bestimmte Antwort geben. Es wäre mir ja freilich der liebste, aber er ist zu ernst und sagt und bekennt zu viel, als daß ich mich nicht erst länger mit ihm beschäftigen und mich darüber prüfen müßte, ob ich ihn auch wählen darf. Dieses rückhaltlose Vertrauen in die Vaterliebe Gottes, diese felsenfeste Ueberzeugung von der Güte aller seiner Führungen, der vergangenen wie der zukünftigen, diese freudige, völlige Beugung alles eigenen Willens unter den Seinigen, wie diese Bitte es ausspricht — ich ringe darnach, ich sehe sie an und ich predige sie als eine Konsequenz des Glaubens, ich hoffe durch die Gnade des Herrn darin tiefer und tiefer gegründet zu werden; aber darf ich mich jetzt schon als ein solcher freudiger Diener des Herrn offen darstellen, der in alle seine Schickungen völlig sich zu schicken und allen seinen Aufträgen willig zu Gebote zu stehen sich bereit erklärt?"

Auf welch harte Probe die Neuvermählten bei der Aneignung und Befolgung des von ihnen gewählten Hochzeitstextes gestellt

wurden, sollte sich nur zu bald zeigen. Den großen Anforderungen, die die weitverzweigte Diaspora an seine Körperkraft stellte, war Stähelins Gesundheit nicht gewachsen. Zunächst mußte die Pastoration des entlegenen Städtchens Laufen, die er anfangs mit in sein Arbeitsgebiet gezogen hatte, aufgegeben werden. Er hatte sich auf einer nächtlichen Fahrt von dort nach Hause erkältet und einen Lungenkatarrh sich zugezogen. „Ich habe schon jetzt an unserm Hochzeitstext zu lernen," schreibt er nach dieser für ihn schmerzlichen Erfahrung, „und doch ist diese Passivität (des Leidens) nur die eine Seite der Lektion; der Wille Gottes geht vor allem aufs Handeln, aufs Frucht bringen, und das will mich oft zu Boden drücken, wie wenig ich thue, um diesen Willen in Vollzug zu bringen. Wenn ich ein wenig über das strikte Maß meiner Pflichten hinausgehe, so bricht die Kraft zusammen."

Zuerst suchte er im Sommer 1871 in der Gebirgsluft von Engelberg und Beatenberg und in der Wasserheilanstalt von Brestenberg Heilung des Uebels. Aber auch von da muß er melden: „Es ist traurig, daß ich an keinem Orte ganz gesund bin, sondern immer wieder beim geringsten Anlaß das alte Leiden zum Vorschein kommt." So erklärten die Aerzte ein zeitweiliges völliges Aufgeben des Pfarramtes zum Zwecke eines Winteraufenthaltes in Italien für notwendig und das einzige Mittel der Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit. Dieses Stillegestelltwerden war für den energischen, nach nichts anderem als rastloser, ungehemmter Thätigkeit verlangenden Mann ein schwerer Schlag. „Meine Existenz will mir bisweilen ganz unerträglich werden und die Zukunft wäre mir ein dunkles Ungeheuer, wenn mir nicht deine und der Eltern Liebe sie mir erhellte" so schreibt er nach dem ärztlichen Befund vom Kurorte aus an die zu Hause weilende Gattin.

In der That, es war hart genug für die jungen Pfarrsleute, Amt und Kind in der Heimat zurückzulassen und in die Unthätig-

keit, in die Fremde, in die Verbannung zu gehen. Freilich wenn man die zahlreichen Briefe liest, die Stähelin aus seinem Exil den Verwandten in Basel sandte, so vermutet man kaum, daß der Schreiber als ein kranker oder kränklicher Mann in der Fremde weilte. Oft scheint eher der Kunsthistoriker und Kirchenhistoriker, der Italien zum Zwecke wissenschaftlicher Forschung bereist oder der Dichter, der sich den Eindrücken eines an Naturschönheit so reichen Landes hingiebt, zu uns zu reden. Die Lust am Betrachten all des Schönen und Interessanten, das dieses Land dem Reisenden bietet, die Kraft der Anschauung, die Sicherheit des Urteils, die Energie, mit welcher ohne Ermüden alles Sehenswerte in den Kreis einer eingehenden Beobachtung gezogen wird, das alles läßt uns den traurigen Zweck der Reise fast vergessen. Wir bedauern nur, die wertvollen Schilderungen nicht ausführlich wiedergeben zu können. [1])

Die Reise begann mit einer stürmischen Seefahrt von Marseille nach Neapel. Es war Spätherbst 1871 und der Sturm so heftig, daß das Schiff zwischen der Insel Elba und Civita Vecchia in einer Bucht Zuflucht suchen mußte. „Von der Großartigkeit eines solchen Sturmes, heißt es im ersten Brief, kann man sich doch nur dann eine Vorstellung machen, wenn man selbst die Blitze durch das kleine, runde Fenster hereinleuchten gesehen, die Rippen des gewaltigen Rumpfes krachen und die Wellen darüber hinschlagen, und droben den Wind durch die Maste pfeifen und die Seeleute durcheinander rufen und durch all dies Getöse hindurch den Donner rollen gehört hat. Es gelang mir manchmal, des Gedankens an die Gefahr mich zu ent-

[1]) Das Volksblatt für die reformierte Kirche der Schweiz hat vier Briefe in extenso abgedruckt. Das St. Agathafest in Catania. Ein Beitrag zur Kenntnis des Katholizismus im Süden Europas 1872, Nr. 10. 11. Die Evangelisation in Sizilien 1872, Nr. 15 und 16. Pater Hyacinth in Rom 1872, Nr. 30. 31. Rafaels Gemälde im Vatikan 1872, Nr. 48 und 50.

schlagen und auch vom körperlichen Uebelbefinden mich so frei zu machen, daß ich die Eindrücke von außen auf mich konnte wirken lassen und dabei bleibt es mir merkwürdig, daß ich noch selten so lebhaft und süß von unserer Kleinen zu Hause geträumt habe, als in den Pausen, wo der Lärm etwas nachließ. Das Schiff schwankte hin und her, so daß die Wellen durch das Verdeck in die Kajüte hineinbrachen. Wir hielten uns so fest wir konnten an den Brettern unserer Schlafstellen und befahlen uns dem Herrn über Wind und Wasserwogen. Und doch bin ich froh, diese Seereise gemacht zu haben und nicht nur im Sonnenschein, sondern auch im Sturm auf dem Meere gewesen zu sein; je schwankender der Boden und je dünner und zerbrechlicher die Bretter, wo der irdische Trost seinen Halt findet, um so mächtiger giebt sich die Hand des Allmächtigen zu fühlen und um so lebendiger sich der Segen jener Geistes- und Gebetsgemeinschaft zu erfahren, welche die Fernen überwindet und über die Meereswogen ihre Brücken baut."

Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in Neapel ging es weiter nach Sizilien, wo der Hauptteil des Winters, Ende Dezember bis Anfang März, sollte zugebracht werden. Waren ihnen schon in Neapel wie auch später in Rom durch die Freundschaft und Dienstfertigkeit von dort ansäßigen Landsleuten die Wege geebnet worden, so war dies in Catania in erhöhtem Maße der Fall, wo eine Schweizerfamilie sie sogar als ihre Hausgenossen in die eigene Wohnung aufnahm, als sich im Gasthof kein gesundes, sonniges Zimmer finden wollte. „Es war auf der ganzen Reise, als würden wir von einer unsichtbaren Hand geführt, die uns ohne unser Verdienst und Zuthun Herzen und Häuser öffnete, wo wir uns wohl fühlen und einigermaßen für die verlorene Heimatluft Ersatz finden konnten." Natürlich konnten sie hier auch die Sitten und die Menschen Süditaliens ungleich besser kennen lernen als in dem

kosmopolitischen, internationalen Gasthofe. „Oft kommen Abends nach Tisch Bekannte aus der Stadt, Freundinnen der Mädchen, um mit ihnen Klavier zu spielen und Herren, für die der Weinkrug und die Cigarrenbüchse allezeit auf dem Tische steht. Von Scheu und Komplimenten weiß man hier nichts; man kommt und geht und greift zu, wie es einem gefällt; selbst in Gesellschaft auf den Boden zu spucken, verstößt nicht gegen den Anstand. Dabei ist die Konversation äußerst mager und zeigt, wie wenig noch geistiges und allgemeines Interesse, vom religiösen nicht zu reden, hier zu Hause ist. Sich schmücken und sich zeigen, Mittags stundenlang auf dem Korso fahren, und Abends Theater und Gesellschaft, das ist das Leben der Vornehmen; arbeiten so lange es unumgänglich nötig ist und faullenzen so viel es möglich ist, das der Geringen. Dabei gefallen sich beide, die einen öffentlich, die andern wenigstens zu Hause (nur äußerlich unter seidenem und sammtenem Flitterstaat es versteckend) in einem Schmutz und einer Erbärmlichkeit des Daseins, wovon wir keine Vorstellung haben. Von Religion, auch von katholischer, scheinen die armen Leute wenig zu haben. Zwar wimmelt es in der Stadt von Kirchen und von — jetzt glücklich aufgehobenen Klöstern und Pfaffen, welche in ihren weiten, schwarzen Mänteln und breiten Hüten und ihrem leisetretenden Gang wie Fledermäuse sich herumtreiben. Aber es giebt weder eine Predigt für die Erwachsenen, noch einen Religionsunterricht für die Kinder, sondern buchstäblich alle Religion geht in Messe und Ceremonien auf, und nach der bestimmten Versicherung eines Sachkundigen glauben nicht einmal die Priester an das, was sie thun und vorstellen. Das Volk ist der großen Mehrzahl nach ungläubig, dazu vielfach unsittlich, alle tiefern Fragen von vornherein von sich weisend. Am Sonntag wird eine halbe Stunde Messe gehört, sonst gearbeitet, gehandelt und verkauft wie gewöhnlich. Der Weihnachtstag ist die Gelegenheit zu allgemeinem, hohem Spielen, wobei man zwischen-

hinein ja wohl in der heiligen Nacht eine der vielen Kirchen besuchen und den dort aufgestellten Putz sich ansehen kann. Am Fest der Schutzheiligen Santa Agatha, deren Schleier die Catanesen vor den Verheerungen des Aetna schützt, ist gar Fastnacht, die Mädchen verkleiden sich und lassen sich von den Herren Geschenke machen und in die Konditoreien führen. Für Arm und Reich sind die Festtage mit ihren an heidnische Götzenfeste erinnernden Prozessionen, die Gelegenheit, im schönsten Staate sich zu zeigen und darin am wüstesten zu thun. Ob das der Boden ist, auf welchem die seit Garibaldis Einmarsch ermöglichte evangelische Mission gedeihen kann? Einzelne für die kurze Zeit immerhin bemerkenswerte Anfänge sind vorhanden. Hier in Catania sind etwa hundert Evangelischgesinnte, noch mehr in Messina. Der Prediger von Messina, ein Waldenser Pfarrer Namens Malan, wird häufig ins Innere des Landes gerufen, um bald in dieser, bald in jener Stadt dem sich regenden Bedürfnis zu entsprechen. Gestern Abend (20. Januar 1872) war er eben auf der Durchreise von einem solchen Streifzuge bei uns auf Besuch, noch ganz heiser von einer fünfstündigen Disputation, die er in der Stadt Agira mit einem katholischen Mönch gehabt hatte. Wenn man ihn sieht, so begreift man die Wirkung, die von seiner Predigt ausgeht, und den Zulauf, den er aller Orten findet. Dem kräftigen, vollen Gliederbau, dem schwarzen Schnurr- und Knebelbart nach könnte er ebenso wohl Metzger sein als Pfarrer; aber in diesem Körper ist eine Lebendigkeit und aus dem Kopf blitzt ein tiefes, feuriges Auge und sein ganzes Wesen ist durchdrungen von einer Ueberzeugungskraft und Entschlossenheit, die seinen immer frisch zu Gebote stehenden Worten eine Macht geben müssen, wie kein Studium und kein Heiligenschein sie geben können."

Ich muß es mir versagen, die lebensvollen Schilderungen der Altertümer und Naturschönheiten Siziliens, besonders die Beschrei-

bung von Syrakus, hier mitzuteilen; nur über einen Ausflug nach Taormina möge noch einiges beigefügt sein.

„Halbwegs zwischen Messina und Catania, auf dem Bergsattel, welcher die beide Städte verbindende Küstenstraße überragt, liegt Taormina. Wer einmal auf den Trümmern seines alten Theaters gestanden und durch dessen verfallene Portale und Säulenhallen hindurch Meer und Gebirg und Himmel sich ineinander weben gesehen hat, wird den Ort zeitlebens nicht vergessen. Wir hatten schon lange nach einem schönen Tag uns gesehnt, der uns den Ausflug dorthin gestatten und lohnen möchte und als am Samstag (17. Februar) die Sonne endlich ihre Wolkenhüllen abgeworfen, wurde froh zur Fahrt gerüstet. Gegen 7 Uhr morgens fuhr der Zug ab. Schon auf dem Wege zum Bahnhof sahen wir es wie Alpenglühen auf der Schneespitze des Aetna leuchten und als wir dann zur Stadt hinaus dem Meer entlang fuhren, da stieg die Sonne langsam uns gegenüber aus den Fluten, eine Feuerkugel auf weitem goldnen Grunde, und das Wasser erglänzte ringsum in wunderbarer Pracht. Die Bahn ist in lange schwarze Lavafelder hineingeschnitten und eine Unzahl von Tunneln stört immer wieder am Genuß der Gegend. Wo die Aussicht frei ist, hat man rechts das Meer, in welches die Morgensonne ganz wunderbar schöne Farben hineinmischte, und links die Abgründe des Aetna, immer noch bis tief hinunter mit Schnee gefüllt und in den Sonnenstrahlen wie Silber glitzernd. Zwischen Meer und Berg sind einige ganz beträchtliche Städte und dann wieder Felder mit blühenden Mandeln und Palmen und vor allem unzählige Limonen- und Orangenwälder. Giardini, die Station für Taormina, war in zwei Stunden erreicht; wirklich wie ein Garten liegt es freundlich eingebuchtet am Fuße kahler Felsenabhänge und am Gestade spielen schimmernde Wellen. Wir setzten uns in einen Wagen und fuhren auf der an dem Berg sich hinaufwindenden Straße

Taormina zu, das wir oben hoch am Felsabhange, grau und verwittert, kleben sahen. (Folgt eine Beschreibung der Stadt und der Ruinen des Theaters.) Wie ein Paradies breitet es sich aus gegenüber, zu Füßen und in die Höhe nach allen Seiten. Land und Meer, Berge und Luft und Himmel, Vergangenheit und Gegenwart haben hier ihre Farben zu einem Bild zusammengetragen, so harmonisch und dem Herzen sich einschmeichelnd, wie ich noch nirgends sonst gesehen habe. Man ist einem großartigen scharfgezeichneten Felsengebirge gegenüber. Der rötlich graue Stein ist mit spärlichem Grün bewachsen und hie und da klammern sich einige Kaktusstauden an ihm fest. Gegenüber am Abhang ist Taormina, darüber das Kastell und noch höher wie ein Adlernest auf steilem Felsen das Dörfchen Molo. Und drüben nun der Aetna mit dem Rauch aus seinem Krater, die hellen, zarten Wölkchen, die um das weiße Haupt herumziehen, und unten das leuchtend in tausend Farben spielende Meer, in welches die Küste bald als sanfte Buchten, bald wie feste, felsige Arme hineingreift, und um alles herum ein blaues, duftiges Leuchten der Luft, eine alles umwallende, verklärende Helligkeit, daß die Erde wie hineingetaucht ist in Meeresduft und Himmelsbläue. Hier erst erfährt man, was Licht ist und wie es gleich einer unaussprechlichen, unendlichen Freude sich des Gemütes bemächtigen kann. Und welche Durchblicke auf dies Wunderbild boten die Säulen, die zerfallenen Mauern, die offenen Thore des Theaters selbst mit dem Grün, den Epheuranken, die sich darüber hinspannen! Und alles war so still, so sonntäglich feierlich, aus der Stadt tönten die Glocken herüber: „Kommt, laßt uns danken, anbeten, niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat, denn Er ist unser Gott und wir das Volk seiner Weide."

Mit dankerfülltem Herzen nahmen unsere Reisenden zu Anfang März von dem schönen Sizilien und den liebenswürdigen Gastfreunden in Catania Abschied, um sich freilich zunächst nur

langsam von Station zu Station wieder dem Norden und somit der Heimat zuzuwenden. Der erste längere Aufenthalt wurde wieder in Neapel gemacht. Ueber letztere Stadt schreibt Stähelin u. a.: „Um ein charakteristisches Bild des neapolitanischen Lebens geben zu können, sollte man nicht nur ein lebendiger und nach allen Seiten offener Photographienkasten sein, sondern ähnliche Fixierungsmittel besitzen für alle die sonstigen Eindrücke, mit denen die Außenwelt auch unsern übrigen Sinnesorganen sich mitteilt, sollte zum Bilde des Gemüsehändlers vom Lande, wie sie zu Hunderten auf ihren Eseln die Straßen durchreiten, auch die untermenschlichen, seinem Lasttier abgelauschten Töne wiedergeben können, womit er die Aufmerksamkeit der Hausfrauen auf sich zu lenken weiß, und beim zerlumpten Bettler die Meisterschaft im Modulieren der Stimme bis zu den rührendsten Klagetönen, und in jeder Straße alle die tausendfältigen Gerüche, die aus den nach ihr sich ungescheut öffnenden Verkaufsläden, Kneipen und Lokalen aller Art zu einem unbeschreiblichen Ganzen sich vereinigen. Wohl selten hat die Natur ihre schönsten und ihre widerlichsten Seiten so dicht nebeneinandergestellt wie hier, wo die Welt des Stoffes fast in Verklärung, die Menschenwelt, welche kein höheres Leben aus ihrer Natürlichkeit heraushebt, in traurigster Entstellung erscheint.“

Auch hier dasselbe ungünstige Urteil über Kirche und Priesterschaft. Nach einer Schilderung der Kunstdenkmäler in den Museen Neapels und in den Trümmern Pompejis mit all ihrem Glanz und Geschmack, aber auch ihrer zum Teil widerlichen heidnischen Sinnlichkeit wird die Frage aufgeworfen: „Aber wenn man dann von diesen Ueberresten des Paganismus hinweg die jetzigen Volkszustände sich ansieht, ist es viel besser geworden? Wenigstens diesen Kirchen mit ihren goldenen Zierraten und beleuchteten Altären und zahllosen Heiligenbildern, diesen Priestern gegenüber, diesen Mönchen, aus denen Dummheit und rohe Sinnlichkeit herausschaut, fühlt

man sich immer noch recht heidnisch angemutet. Die Kirche ist alles andre als die sittliche Macht, welche in die Tiefen des Volkslebens und Volksgemütes sich einsenkend das Wort wiederum Fleisch werden läßt. Sie beläßt im Gegenteil dasselbe in seiner natürlichen Roheit, Sinnlichkeit und Trostlosigkeit, damit zufrieden, durch allerlei Magie es mit dem Scheine einer übernatürlichen Begnadigung und Begabung zu überkleiden. Da wird einem unsre protestantische Volkskirche wieder recht lieb und schätzbar und man lernt aus einer Vergleichung dessen, was die germanischen Völker durch sie geworden sind, mit dem, was die romanischen geblieben sind, die Wohlthat mit Händen greifen, welche wir ihr verdanken."

Einmal besuchte er mit Kandidat B. Riggenbach, seinem späteren Kollegen an der Basler Fakultät, mit dem er schon in Catania zusammengetroffen, die Ruinen von Pästum. Er erzählt: „Vorwärts gings auf der breiten schönen kalabrischen Straße dem alten Pästum entgegen. Die Fahrt ins Innere gab uns doch ganz hübsche Stücke des eigentlichen süditalienischen Volkslebens zu schauen. Wir fuhren durch mehrere Dörfer hindurch, deren Armseligkeit in unbegreiflichem Gegensatz steht zu dem Reichtum des Feldes, der Wiesen und Weinpflanzungen rings umher — unbegreiflich, wenn man nicht wüßte, daß der größte Teil der Ländereien dem Adel und der Geistlichkeit gehörte, und die Leute, die hier wirklich im Schweiße ihres Angesichtes arbeiten, vom Ertrag wenig zu genießen bekommen. An uns vorbei gingen Bettelmönche in braunen Kutten, den Bettelsack auf dem Rücken, fuhren dichtgestopfte Landkutschen, vier auf dem Bock, sechs im Bauch und sechs auf dem Schwanz sitzend, ritten kalabrische Bauern, kräftige, trotzige Gestalten, die Flinte auf dem Rücken, aber auch Truppen von Bersaglieri, welche uns den in der That zuweilen unheimlichen Menschen und Orten gegenüber den beruhigenden Trost ins Herz gaben, daß trotz aller üblen Nachrede der schützende Arm einer wohllöb-

lichen Polizei doch auch in dieſe Einſamkeit hineinreicht. Die von den erſten griechiſchen Erbauern dem Gott des Meeres geweihte, darum Poſeidonia, von den ſpätern römiſchen Eroberern Päſtum genannte Stadt, früher ſo berühmt um ihrer geſunden Lage und um der Menge der Roſen willen, die ſie umgaben, ſie iſt jetzt eine weite, ſumpfige Ebene, in welcher das Geſpenſt der Malaria haust und die armſeligen paar Bewohner bis in die elenden Hütten hinein verfolgt, die ſie aus den Trümmerſteinen der Vergangenheit ſich zuſammengebaut haben. Um ſo großartiger und überwältigender iſt nun aber auch der Eindruck, wenn man vor den drei Tempeln ſteht, die allein, ſie aber mit allen Säulen und in ihren vollen urſprünglichen Umriſſen, aus jener Vergangenheit übrig geblieben ſind und in dieſer Grabesſtille als einſame Zeugen einer toten Vorwelt zu uns reden. Der älteſte iſt zugleich der edelſte, in allen ſeinen Verhältniſſen am vollendetſten in ſich zuſammenſtimmende, die in Stein gehauene Harmonie von feſtem Daſein und leichtem Emporſtreben, die klaſſiſche, künſtleriſche Darſtellung einer bewegten Ruhe und in ſich zurückfließenden Bewegung, wie in der Natur das Meer, welches durch die Säulen hindurchſchimmert und deſſen Gott der Tempel feiern ſoll."

Gerne würde ich dem Leſer die Freude gönnen, unter Stähelins Leitung die denkwürdigen Stätten von Pompeji und dann wieder die zauberhaft ſchönen Geſtade von Amalfi, Sorrent und Capri zu beſuchen, aber wir begleiten ihn nach Rom, freilich um auch da nur einzelnes von dem Vielen und Großen, was ſein ſo überaus verſtändnisvoller, empfänglicher Sinn in ſich aufgenommen, mitzugenießen. Er freut ſich in der ſixtiniſchen Kapelle, wie ganz anders doch die Gebilde der Kunſt wirken, wenn ſie ſtatt in „Gallerien prinziplos durch einander gemengt und wie zu unförmlichen Blumenſträußen zuſammengehäuft an der Stelle geblieben ſind und in der Umgebung geſchaut werden, für welche ſie urſprünglich geſchaffen

sind, und in welche die Phantasie des Künstlers sie hineingedacht hat. Und zumal hier, wo ein Geist, ein Gedanke alles durchhaucht, wo die reichste, tiefste, ernsteste, künstlerische Phantasie, die Gott in eine Menschenbrust gelegt hat, durch jahrelange, einsame, ununterbrochene Arbeit sich in einer Bilderwelt offenbart, die in allen ihren Gestalten von Anfang bis zu Ende ein großartiges Gedicht von Gottes Macht und Weisheit, von des Menschen Anfängen und Endzielen, seinem Werden und Sein, seinem Hoffen und seinem Schmerz und seiner Sehnsucht sich in die Seele hinein senkt. Michelangelo hat hier das in Farben wiedergegeben, was, wie er in einem Sonette so schön sagt, ‚des Himmels Gnade ihm ins Herz geschrieben.' Es kam vor, daß er des Nachts dort oben auf seinem Gerüst schlief. So ganz ergoß er sein Leben in die Gestalten hinein, die er schuf, die Kunst war im höchsten Sinne des Worts sein Heiligtum, dem seine Seele, seine Liebe allein gehörte, und in dem sie sich mit Gott, der unendlichen Schönheit und Harmonie, vereinigt fühlte."

Und zu Rafaels Stanzen sich wendend sagt er: „Man glaubt hier eher als auf die Deckenfresken Michelangelos durch Stiche vorbereitet zu sein, aber es ist ein Gegensatz wie von Schatten und Leben, von Verheißung und Erfüllung, und die Ueberraschung, womit das an jene so schönen Kupferstiche gewöhnte Auge hier vor dem großen, farbigen, lebendigen Bilde selbst steht, sie gab mir eine Vorstellung von jener andern größern, wenn einmal die mit den irdischen Schattenbildern der himmlischen Vollendung vertraute Seele zum wirklichen Schauen und Erleben derselben erwacht sein wird. Und vor einer Vollendung steht man ja auch hier, einer irdischen allerdings, aber doch einer solchen, wo die Seele mit dem wirklichen, dem geschichtlichen Leben ganz eins, ganz Herrin darüber geworden ist und als ein geistig erfaßtes, geistig umgeschaffenes es rein und voll durch den äußern Stoff hindurchleuchten läßt; man

ſteht davor mit dem Eindruck, vor dem Höchſten zu ſtehen, was überhaupt die menſchliche Phantaſie dem Leben abzugewinnen, die menſchliche Kunſt im Stoff darzuſtellen fähig iſt.“

„Bevor man zu Rafaels Gemälden gelangt, kommt man durch einige Prunkgemächer, welche der jetzige Papſt (d. h. Pius IX.) nach ſeinem Geſchmack, d. h. zu ſeiner Verherrlichung hat bemalen laſſen. Die Proklamation ſeines Mariendogmas nimmt darin natürlich die erſte Stelle ein; das Hauptbild, welches eine lange Wand bedeckt, ſtellt Pius ſelbſt dar, wie er in der Mitte einer großen Verſammlung von Kirchenfürſten das Dogma proklamiert; ſie alle umſtehen oder umknieen ihn in gehorſamer Demut, indes oben die Gemeinſchaft der Heiligen ſichtbar wird und mit anerkennender Bewunderung der neuen vom Papſt ausgehenden Lehre lauſcht. Ein Lichtſtrahl geht vom Himmel auf den Papſt hernieder, iſt doch ſein Kopf nach römiſcher Lehre das einzige Loch, das der liebe Gott uns blinden Menſchen für ſeine Sonnenſtrahlen noch übrig gelaſſen hat, und nicht nur das Reden ex cathedra, ſondern jede Allokution, jedes unbedeutende Wort, das der Papſt bei ſeinen Audienzen an ſeine Beſucher richtet, wird von den klerikalen Blättern als neues Orakel, als neuer Leitſtern in der Nacht des Lebens demütig begrüßt. Doppelt wohl thut es, von dieſen Bildern hinweg vor die Schule von Athen ſich zu flüchten und in der friſchen, klaren Luft, die unter dieſen freien Hallen und dieſen geiſtig bewegten Gruppen weht, wieder aufzuatmen.“

Damals, im März 1872, weilte in Rom ein Mann, der durch ſein Auftreten gegen die Irrtümer und Mißbräuche des Katholizismus die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog — Pater Hyacinth. Noch im Jahre 1868 hatte ihn der Papſt, obſchon er von ſeinen ketzeriſchen Aeußerungen wußte, mit Anſpielung auf ſeinen doppelſinnigen Namen „leuchtende Blume und köſtlicher Stein“ genannt und mit Lobſprüchen überhäuft. Jetzt war er als ein vom

heil. Vater Exkommunizierter in die Metropole der katholischen Christenheit gekommen, um in einem Konzertsaal fünf Vorträge über die Reform des Katholizismus zu halten. Stähelin gelang es, zwei dieser Vorträge zu hören, den einen über das Cölibat, den andern über die Beichte. Er ist entzückt von der feinen, gewinnenden Erscheinung, von der edlen, und hinreißenden Beredsamkeit des geistreichen Franzosen, wie er die schauerlichen Mißstände des erzwungenen Cölibats und die mißbräuchliche Anwendung der Beichte so zart und doch so offen aufdeckte, den Segen des ehelichen Lebens und die Erhabenheit des allgemeinen Priestertums so herrlich zu schildern wußte, muß aber die Halbheit tadeln, die ihn aus der Befangenheit in mönchischen und katholischen Idealen nicht herauskommen läßt, sondern ihn immer wieder nötigt, das was er soeben mit Erfolg angegriffen, zu idealisieren, um es schließlich doch beibehalten zu können. Fein und treffend lautet das Schlußurteil Stähelins über Hyacinth: „Ein Katholik, der durch das rosenrote Glas einer solchen Idealisierung seine Kirche ansieht und in der Begeisterung über das Geschaute ausruht, der kann allerdings, Rom im Hintergrunde und von einem leisen Duft des Märtyrertums umgeben, vor einem gewählten Publikum schöne und hinreißende Vorträge halten, er kann gewiß auch manche Uebelstände angreifen und in manchen einzelnen Punkten anregend und erbaulich wirken, aber ein prophetischer Geist, vor dessen Auge über den Trümmern des dem Gericht Verfallenen ein neues, Lebensfähiges sich aufbaut, ein Held, der wie Luther und seine Genossen mit fester Hand und todesmutig in das dem Verderben entgegenrollende Rad hineingreift und der verderbten Wirklichkeit seiner Kirche die volle Konsequenz eines höhern neugestaltenden Prinzips entgegenhält, mit einem Wort ein Reformator wird er so nicht werden. Er bleibt der ernst-fromme, erleuchtete Katholik, an dessen zartbesaitetem Gemüt zwar die Ideale des evangelischen Christentums, ebenso wie diejenigen des modernen Huma-

nismus, wie sie ja in ihrem tiefsten Grunde einander wesensverwandt und befreundet sind, vollen Wiederhall und die Schäden der bestehenden katholischen Kirche ebenso mächtigen Widerspruch finden und der beidem durch seine ganz außerordentliche rednerische Begabung auch den gewaltigsten Ausdruck zu verleihen vermag, dessen Worte aber niemals neues Feuer auf dem Altar entzünden, niemals größere Massen zu einer Neugestaltung der Kirche entflammen werden."

Stähelin nennt die in Rom verbrachte Zeit die geistig reichste, die er über alles Erwarten hatte ausnützen können und blickte nun, auf der Heimreise begriffen, froh hinaus in das „altgewohnte, mit Pflichten und Aufgaben friedsam gesättigte Leben." Doch sollte ihm diese Aussicht schmerzlich getrübt werden. Zufällig waren der Hausarzt aus Arlesheim, sowie der Basler Augenarzt damals in Rom anwesend. Ihre Befunde über Stähelins Gesundheit lauteten nach vorgenommener Untersuchung dahin, daß sein Zustand sich zwar gebessert, aber nicht so weit gekräftigt habe, daß er an eine Wiederaufnahme seiner pfarramtlichen Thätigkeit denken dürfe. Die Lunge sei zwar geheilt, aber sehr der Schonung bedürftig und dürfe den Strapazen des Pfarramtes nicht ausgesetzt werden und die geschwächte Sehkraft der Augen gestatte ihm nicht länger als vier Stunden des Tages zu lesen. Das waren niederschmetternde Berichte. Hinter ihm war die Brücke abgebrochen und vor ihm lag eine dunkle, uferlose Zukunft. Das praktische Amt ihm verschlossen und dem akademischen neue Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Dazu kamen die alten Zweifel an seiner Befähigung, die alten Klagen über seine Schwäche und Unzulänglichkeit, wie es ihm an der Freiheit des Ausdrucks und an der Gabe für mündliche Rede einerseits und andererseits an der körperlichen und geistigen Kraft fehle, durch eine sorgfältige schriftliche Vorbereitung diesen Mangel zu ersetzen." Von der Heimat aus wurde alles gethan ihn zu trösten, ihm seine Lage zu erleichtern und die Wege zu ebnen.

Hilfreich erklärte ſich ſein Vater zu Opfern bereit. Die Schwiegereltern boten ihm ihr Haus an, bis er eine feſte akademiſche Stellung ſich erworben hätte. Der Schwiegervater erinnert ihn, wie nicht die Kanzel, ſondern der Katheder ſeine eigentliche, wenn auch noch nicht eroberte Heimat ſei und wie die entſchiedenſte Begabung, alſo ſein Beruf ihn dahin weiſe; die ihm auferlegte Augendiät dürfe ihn nicht entmutigen, er ſei geiſtig ſo ausgerüſtet, daß er in vier täglichen Stunden mehr vor ſich bringe als unſereiner in zehn bis zwölf. Die Mutter ſchätzt ſich glücklich, die geliebten Kinder und das Enkelchen bei ſich zu haben, ihrem Schwiegerſohn tragen zu helfen — ſie bietet ſich zum Vorleſen und Abſchreiben an und ruft ihm zu: Friſchauf, Gott wird durchhelfen und alles zum Segen wenden, die Feſſeln werden ſpringen oder wenigſtens allmählich ſich löſen. Nimm deine Sorgen und wirf ſie ins Meer, du haſt es ja ganz nahe in deinem ſchönen Italien!

Ihm ſelbſt wurde es unſäglich ſchwer, dieſes Anerbieten anzunehmen, „immer nur empfangen zu müſſen und ſelbſt nichts leiſten zu können.“ Welche heiße Kämpfe ihm die Entſcheidung gekoſtet und wie fromm und demütig er ſich in ſein Schickſal gefunden, zeigt die folgende Stelle eines Briefes, den er Oſtern 1872 an die Schwiegereltern richtet: „Ich habe nun vor allem, ſo ſchmerzhaft mir das auch ſein mag, meine Arbeits- und Erwerbsunfähigkeit und meine Abhängigkeit als gegebene Thatſache anzuerkennen und als unter Gottes Willen mich darunter zu beugen und darf denn, ſei's auch zunächſt mit dem beſchämenden und wehmütigen Gefühl eines Schiffbrüchigen, dankbar die Zufluchtsſtätte annehmen, auf welche Ihr mit ſo zarter, hilfreicher Liebe mich hinweiſt. Es iſt nicht eigene Wahl und nicht eigenwilliges Trachten nach hohen Dingen, ſondern der unverkennbare Zwang der Umſtände, welcher mich mit meinem Schiffchen dahin treibt, wo es ja allerdings am beſten und am freundlichſten geborgen iſt, und von wo es am eheſten wieder, wenn

ſeine Riſſe geheilt und ſeine Schäden geflickt ſind, auf die Höhe wird hinausfahren können; es iſt die Freundlichkeit Gottes, die auch im Sturme nicht ganz untergehen läßt und zu dem Hafen uns hintreibt, in welchem wir arme Schiffbrüchige beſſer als irgendwo ſonſt in der Welt vor den hochgehenden Wogen uns bergen dürfen und unter den Sonnenſtrahlen Eurer Liebe der Zeit warten und auf die Zeit uns rüſten, wo ſie ſich wieder legen und die Ziele unſerer Zukunft aus den dunklen Wolken wieder hervortreten werden. . . . . Meine Kraft iſt zu Ende. Ich fühle erſt jetzt, da er vorüber iſt, den Kampf, den mir der Entſchluß gekoſtet hat. Helft uns beten, daß der Auferſtandene auch in unſer Herz ſein: Friede ſei mit euch! hineinrufe."

Nun ging es mit raſchen Schritten dem Norden und der Heimat zu und zwar in der geiſtig ſo überaus gewinnreichen Geſellſchaft von Prof. Schultz, mit welchem Stähelin ſchon in Rom genußreiche Stunden verlebt hatte. Begleiten wir ihn noch auf den Rathausplatz von Florenz, um auch hier ſein feinſinniges, ſicheres und gerechtes Urteil zu hören. „Florenz iſt noch voll von den Denkmälern ſeiner großen Vergangenheit und dieſelben wirken um ſo mächtiger, da ſie alle einen Charakter an ſich tragen, alle das Streben und Schaffen, die Bedeutung und die Aufgabe der Renaiſſance vergegenwärtigen. Dieſe Paläſte mit ihren gewaltigen Quadern und ſtolzen Zinnen, ſie ſagen es deutlich, was für Kraftmenſchen hier gewohnt, und welch ein reiches und ſtolzes Leben ſich hier entfaltet hat. Hier in Florenz predigen es die Steine, daß der Humanismus ſo gut wie die Reformation nicht der Willkür Einzelner ſein Daſein verdankt, ſondern als gottgewollte Notwendigkeit von Dante an und von Giotto bis zu Michelangelo und Rafael und den eigentlich ſogenannten Humaniſten als eine in wunderbarer Zuſammenſtimmung ſich ablöſende und ſich ergänzende Kette individueller Arbeiten und Leiſtungen in das geiſtige Leben

der europäiſchen Menſchheit eingetreten und als ſolche ſich Geltung zu verſchaffen und auf Anerkennung zu dringen berechtigt iſt. Freilich auf demſelben Platz der Signoria wo Michelangelo's David ſteht, iſt auch Savonarola verbrannt worden. Die tiefſte Aufgabe, welche dem Volk in dieſer Zeit geſtellt war und gewiß auch an dieſes Volk im Ernſt und in der Wahrheit herangetreten iſt, hat es von ſich abgewieſen und damit die Kraft zur eigenen bleibenden Verjüngung. Es hat Bauſteine geliefert, ohne ſie auf dem ewigen Heilsgrund ſelbſt zu einem Bau werden zu laſſen, welcher die Stürme und die Mächte des Verderbens zu überdauern im ſtande geweſen wäre."

In Bologna geſtattete die Mittagspauſe auch die Betrachtung von Rafaels heiliger Cäcilia. „Der Eindruck, den das Bild auf die Seele macht, iſt nicht zu beſchreiben; man hat ſelbſt gleich der Heiligen etwas von Klängen einer überirdiſchen, verklärten Welt vernommen, in einen Himmel der Harmonie hineingeſchaut, daß man die eigenen Werkzeuge hinweglegen und ſtill anſchauend den preiſen muß, welcher ſolche Ahnungen, ſolche Verheißungen uns ins arme Erdenleben hineingegeben hat."

Am Abend des 2. Mai führte die Gondel die Reiſenden noch durch die ſtillen Waſſerſtraßen der Lagunenſtadt zu den großen, halbverfallenen Marmorpaläſten, welche von dieſen Straßen beſpült werden, und von dem entſchwundenen Glanz und Reichtum der Königin des Meeres Kunde geben. „Aber man ſcheidet von Venedig in anderer Stimmung als von Florenz, dankbar allerdings, es geſehen zu haben und mit einem unauslöſchlichen Eindruck in der Seele, aber ohne eigentliches Heimweh, ohne das Bedürfnis eines längern Verweilens, ohne das Bewußtſein, hier mit einem Geiſtesleben in Berührung gekommen zu ſein, an dem man noch lange zehren und ſich nähren könnte, mit dem alles andere überwältigenden Eindruck von der Flüchtigkeit irdiſchen Glückes und der Vergänglichkeit irdiſcher Herrlichkeit."

Am Tage vor Pfingsten langten sie nach siebenmonatlicher Abwesenheit in Basel an, dankbar für Gottes Durchhilfe und Bewahrung und trotz aller Sorge beim Ausblick in die Zukunft doch mit dem Bekenntnisse: der Herr hat großes an uns gethan.

Mit einer exegetischen Arbeit über eine schwierige, vielumstrittene Stelle des ersten Thessalonicher Briefes[1]) erwarb sich Stähelin im Frühjahr 1873 die venia docendi. Bald darauf folgte die Probevorlesung über Erasmus Stellung zur Reformation. Der Vortragende suchte zu zeigen, wie Erasmus bei allem Mangel an Kraft des Charakters und Tiefe des religiösen Lebens doch „für alle Zeiten dem werdenden Protestantismus die Macht an die Seite gab, in deren Bund allein er damals schon die Geister erobern und als geschichtliche Potenz sich erhalten konnte und in deren Bund allein er für die Zukunft geschichtliche Macht bleiben, seine Heilsgüter rein und frisch erhalten und seinem universalen Beruf genügen wird — dem Humanismus."

Beim Nachhausegehen sagte Prof. Riggenbach zu einem Kollegen: Der (Stähelin) muß Ordinarius werden. Damit hatte sich Stähelin definitiv dem kirchenhistorischen Fach und zwar dem reformationsgeschichtlichen zugewendet, nachdem ihn früher sowohl Neigung als Kenntnisse, abgesehen vom Neuen Testament, auch an die alttestamentliche und die dogmatische Disziplin hatten denken lassen. Aber Hagenbach, der ihn zu seinem Nachfolger wünschte, munterte ihn zu den kirchengeschichtlichen Studien auf. Ueber die Art, wie er seinen Beruf als akademischer Lehrer auffaßte, spricht er sich folgendermaßen aus: „Ich würde mich am liebsten noch ganz und werde mich jedenfalls so viel als möglich von dem Streit der kirchlichen Parteien fern halten, um mich vor allen Dingen in meine Berufsaufgabe, das Studium und den Verkehr mit den Studenten,

---

[1]) Siehe Anhang.

hineinzuleben, denn ich sehe den letzten Punkt als einen gerade ebenso wichtigen Teil unseres Amtes an als den ersteren, und bitte nur Gott, daß er mich dazu in immer reicherm Maße tüchtig machen möge." Die Stelle des Vorstehers am theol. Alumneum, die ihm gleich im Jahre 1872 beim Rücktritt Pfarrer Legrands angetragen wurde, wäre er deshalb anzunehmen nicht abgeneigt gewesen, wenn nicht allerhand Bedenken, die von damaligen engherzigen Freunden dieses Instituts in nicht sehr delikater Weise gegen seine Person und seine theol. Richtung erhoben wurden, ihm eine Zusage unmöglich gemacht hätten. Sobald er sich aus dem unerquicklichen Werdeprozeß eines akadem. Dozenten einigermaßen herausgearbeitet hatte, begann seine jetzige Thätigkeit ihm Freude zu bereiten. So schreibt er im Jahre 1873 an einen Freund: „Gottlob, daß diese Periode hinter mir liegt und im Schwimmen selbst der Schauder sich glücklich verloren hat, der vor dem Sprung ins Wasser und während desselben Leib und Seele durchrieselt. Ich fühle mich gegenüber den paar Studenten, die sich meiner erbarmt haben, recht glücklich, ich würde sagen in meinem Element, wenn dabei nur das eigene Gefühl und die eigene Freudigkeit maßgebend sein dürften." Im folgenden zweiten Semester schwang er sich, wie er selbst sagt hauptsächlich zu seiner eigenen Orientierung und Begriffsklärung, zu einem Kolleg über Religionsphilosophie auf und bekam auch ein ganzes Dutzend Zuhörer an seine Flügel. Er hofft, das Wachs möge nicht allzu rasch schmelzen, will sich übrigens vor allzu hohem Fluge hüten. Denn es geschehe mehr aus Pflicht als aus Anmaßung, daß er seinem doch mehr baslerischen als philosophischen Kopf eine derartige Leistung zumute. [1])

[1]) Wir geben hier eine Zusammenstellung der von Stähelin in dem Zeitraum 1873—1900 gelesenen Kollegien. Außer den Hauptkollegien der Kirchengeschichte seit der Reformation und der Dogmengeschichte, die einander in einem Jahres-Kurs jeweilen ablösten, nennen die Lektions-Kataloge: Leben und Lehre Schleiermachers, Religionsphilosophie, Thessalonicherbriefe, Ge-

Am 7. Juni 1874 starb Hagenbach. Stähelin schreibt darüber an die Freunde: „Mir ist durch seinen Tod viel genommen worden, nicht bloß ein Berater und ein Halt in den theologischen wie in den allgemeinen kirchlichen Angelegenheiten, sondern auch ein Freund, ein väterlicher Freund, mit dem ich während der letzten Jahre immer intimer verkehrt und dessen Geistesfrische, Gemütstiefe und Glaubensinnigkeit ich immer mehr schätzen gelernt hatte. In den Kämpfen, denen unsere Basler Kirche mit Sicherheit entgegengeht, wird sein mildes und bei aller Anfeindung doch immer in Ehren gehaltenes Wort schmerzlich vermißt werden." Stähelin wurde zu seinem Nachfolger ernannt, zunächst mit dem Titel eines außerordentlichen Professors. Im folgenden Jahre (1875) rückte er in die ordentliche Professur ein und 1880 wurde ihm die ebenfalls von Hagenbach bekleidete, mit einer Amtswohnung verbundene Stelle eines Lektors am Frey-Grynäischen Institut übertragen. Seit seiner Ernennung zum Ordinarius konnte er sich der zeit- und kraftraubenden Unterrichtsstunden, die er am (untern) Gymnasium erteilte, nach und nach entledigen, freilich um vom Jahr 1883 an den Religionsunterricht an der obersten Klasse des Pädagogiums zu übernehmen. Die neue Professorswürde, äußerte er einem Freunde gegenüber, hange ihm für jetzt noch etwas schlottrig um seine kleine Person herum. Und nun, da er sie endlich habe, fühle er sich ihrer erst recht unwürdig, zumal vor den Augen dessen, der ihn so wunderbar und doch so freundlich dazu geführt und ihm so vieles habe vergeben, zudecken und zurechtstellen müssen, und noch immer das Beste thun müsse, wenn das hohe und verantwortungsvolle Amt nicht in eine durchaus unwürdige Hand solle gelegt sein.

---

schichte der Theologie des XIX. Jahrhunderts, Geschichte der evangelischen Mission, Geschichte der Predigt, Theologie Zwinglis, Theol. Encyklopädie. Dann wurden in Seminarien und Konversatorien in diskursiver Weise behandelt: Tertullians Apologeticus, Melanchthons Loci, die Helvetische Konfession, Calvins Institutio, Schleiermachers Encyklopädie u. a. m.

Stähelin war kein glänzender Dozent. Die Gabe der fließenden Rede stand ihm nicht zu Gebote, ebenso fehlte seinem Vortrag das Pathos, nicht bloß das schlechte. Sein Stil, der sich in eng zusammengedrängten Sätzen und meist langen verschlungenen Perioden bewegte, war zwar an sich durchaus klar und durchsichtig und dem aufmerksamen, nachdenkenden Leser ohne weiteres verständlich, doch hatte der Hörer mehr Mühe zu folgen, besonders weil der Redner nicht ohne Stocken vortrug und das undeutlich geschriebene, häufig korrigierte Manuskript nicht immer ohne Anstoß zu lesen vermochte. Die Oberflächlichen unter den Studenten stießen sich an diesen äußern Mängeln, der große Haufe fand, die Klarheit der Darstellung und Durchsichtigkeit der Anordnung ermögliche die bequeme Herstellung eines wertvollen Kollegienheftes; diejenigen aber seiner Schüler, die sich über das Durchschnittsniveau erhoben und ernsteres wissenschaftliches Streben zeigten, staunten ob seinem reichen, vielseitigen Wissen, bewunderten die Feinheit und Gerechtigkeit des Historikers, der überall den Motiven der Handlungen und dem Werden der Persönlichkeiten nachforschte und jede Erscheinung im Rahmen ihrer Zeit zu würdigen bestrebt war. Und wie ernst und gewissenhaft nahm er es mit den Vorstudien und der Ausarbeitung seiner Vorlesungen. Schon nach Schiers läßt er sich durch einen Freund in Basel verschiedene Werke von Plato und Aristoteles senden, „ohne deren gründliche Kenntnis er nicht mit gutem Gewissen an das Studium der ältesten Kirchengeschichte gehen könne." Und endlich, bei aller Unbefangenheit der wissenschaftlichen Forschung, bei allem Fernhalten des ordinär Erbaulichen spürte man bei ihm im Kolleg wie im persönlichen Umgang ein warmes, liebendes Verständnis für die Kirche und ihre Aufgaben; er blieb sich dessen stets bewußt, daß er im letzten Grunde der Kirche zu dienen und die künftigen Diener derselben zu lehren und zu bilden habe, und ohne daß er es ausdrücklich hervorhob, ließ er in der Geschichte einen leitenden höhern Willen

erkennen. Das gab seinen Vorträgen Leben und religiöse Weihe. Einer seiner Schüler hat es deshalb an seinem offenen Grabe bezeugt: „Bei ihm Kirchengeschichte studieren, hieß an Gott glauben lernen.“ Stähelin wollte nicht in dem Sinne akademischer Lehrer sein, daß er sich damit begnügte, die ihm zu Füßen sitzenden Studenten vom erhabenen Katheder aus zu belehren. Es lag ihm daran, mit denselben in persönlichen Verkehr zu kommen. Zu diesem Zwecke übte er eine reichliche, für seine der Schonung bedürftige Gesundheit nicht immer bequeme Gastfreundschaft. Das warme Interesse, das er am Studiengang seiner Schüler, sowie an ihrem spätern Ergehen nahm, bekundete sich in freudiger Anerkennung guter Resultate und vielleicht, seiner kritischen Art entsprechend, noch häufiger in kräftigem Schelten, womit er seinem Aerger über minderwertige Leistungen Luft machte. Wie gut er die jungen Theologen kannte und wie gerecht er sie zu beurteilen wußte, das trat besonders in den Sitzungen der theologischen Konkordatsbehörde zu tage, welcher er seit 1880 als Ersatzmann seines Schwiegervaters und seit 1892 als offizieller Vertreter Basels angehörte. Da war es ihm, wie der derzeitige Präsident dieser Behörde bei seinem Tode bezeugte, ein Herzensanliegen, der Kirche nur würdige Diener zuzuführen und unwürdige von ihr fernzuhalten. Wie verstand er es, wenn er examinierte, in zarter, aber deutlicher Weise die wissenschaftlichen Blößen des Kandidaten aufzudecken und nachher bei der Taxation selbst verschuldete Unwissenheit und Mangel an Begabung und an Schlagfertigkeit, oberflächliches, sittlich schlaffes, verbummeltes Wesen und redliches, ernstes Streben zu schätzen und abzuwägen. Nicht bloß als Examinator in verschiedenen Fächern, wie Kirchengeschichte, Dogmatik, Neues Testament und Ethik, sondern auch als Kenner des Studienganges und der persönlichen Qualifikation der Examinanden und als billiger Beurteiler der zum geistlichen Amt gehörigen wissenschaftlichen und praktischen Erforder-

niſſe — iſt er wohl ſeit Finslers Austritt das hervorragendſte und einflußreichſte Mitglied des theologiſchen Konkordats geweſen.

Im Basler Alumneum iſt es Sitte, daß zum Beginn des Semeſters ein akademiſcher Lehrer vor verſammeltem Anſtaltsvorſtand eine Anſprache an die Alumnen richtet. Stähelin, welcher der Alumneumskommiſſion ſeit 1889 angehörte, hat dieſe Aufgabe mehrmals übernommen. Einmal legt er den Studierenden die Pflicht nicht bloß eines fleißigen und treuen, ſondern eines geordneten und planmäßigen Arbeitens ans Herz. Oder er fordert ſie zu gewiſſenhaftem Schriftſtudium auf. „Bemühen Sie ſich, ruft er ihnen zu, wenigſtens die wichtigſten unter den bibliſchen Büchern in ihrem innern Zuſammenhang und ihrer geſchichtlichen Stellung nach ſich klar zu machen und Sie werden auf dieſem Wege bis zu einer Sicherheit und Freiheit in der Aneignung des Stoffes gelangen, die Ihnen auf den verſchiedenſten Gebieten, dem ſyſtematiſchen und dem praktiſchen, ſowie dem exegetiſchen zur Förderung gereichen wird. Es mag ſein, daß die Arbeit Ihnen in manchen Teilen trocken und unerbaulich vorkommt und ihre Reſultate von der Auffaſſung abweichen, mit der Sie zuerſt unter dem Einfluß der kirchlichen Ueberlieferung an die Bibel herangetreten ſind. Aber je mehr dieſe Ihre Auffaſſung Ihnen wirklich aus der Vertiefung in die Schrift ſelbſt, nicht durch äußere Kritik ſich gebildet hat, umſomehr dürfen Sie deſſen gewiß ſein, daß der Geiſt der Wahrheit Sie zu ihr hingeleitet hat und daß Sie mit Ihrer Arbeit auch der wahren Erbauung der eigenen wie der der Kirche dienen werden.“

Eingehender beſpricht er die jetzt ſo viel erörterte und beklagte und für den ernſten Theologen oft ſo bemühende und verwirrende Diskrepanz zwiſchen den Aufgaben des Studiums und des praktiſchen Amtes in einer erſt im Herbſte 1899 gehaltenen Alumneumsrede. Er ſagt da u. a. das Folgende: „In erſter Linie muß darauf hingewieſen werden, daß der Zuſammenhang zwiſchen Studium und

Amt vor allem persönlich erfaßt und im persönlich praktischen Leben erfahren werden muß, wenn er auf wissenschaftlichem Gebiet richtig erkannt werden und zum Ziele führen soll. Wer ein Bischofsamt begehrt, sagt der Apostel, der begehrt ein köstliches Amt. Wer sich für den Dienst der Kirche vorbereitet, der soll es sich von Anfang an gesagt sein lassen, daß er dereinst die Aufgabe haben wird, der Seelsorger und Berater einer zum ewigen Leben berufenen, aus der Knechtschaft der Sünde zur Freiheit der Kinder Gottes zu erziehenden Gemeinde zu sein. Er wird sich in dieser Thätigkeit Hemmnissen gegenüber gestellt sehen, denen er nichts als die moralische Kraft seiner Persönlichkeit entgegensetzen kann. Er soll das Wort Gottes verkündigen, nicht bloß als der Ausleger einer ihm fremden, von der Kirche überlieferten Glaubenswahrheit, sondern in dem Sinne, in welchem Zwingli das geistliche Amt mit dem der Propheten zusammengestellt hat, als ein selbst von der Wahrheit ergriffener und begeisterter Zeuge und Bote des von Gott geoffenbarten Heils. Bei keinem andern Beruf wird also der Schwerpunkt eines erfolgreichen Wirkens so sehr auf der Person liegen, kein anderes Studium erheischt wie das seinige auch schon zu seinem richtigen Verständnis so sehr der Sympathie des eigenen persönlichen Wesens und die Bestätigung der eigenen religiösen Erfahrung, und so wird es für den Theologen die Grundbedingung schon eines erfolgreichen Studiums bleiben, daß er das, was er zunächst in der Form des Wissens und der wissenschaftlichen Arbeit sich aneignet, in seinen persönlichen Lebensgrund aufzunehmen und mit der Gestaltung seines eigenen äußern und innern Lebens in Harmonie zu setzen hat. . . . . Allerdings kann es gerade bei einer treuen, auf die Sache gerichteten (wissenschaftlichen) Arbeit geschehen, daß uns durch sie jener persönliche Zusammenhang zwischen dem Studium und dem Amt wieder scheint in Frage gestellt zu werden, den wir soeben als eine unerläßliche Bedingung für das Gedeihen aller

theologiſchen Arbeit erkannt haben. Man kann im Verlauf des Studiums an dem irre werden, was man beim Beginn desſelben als zum Weſen des evangeliſchen Glaubens gehörend betrachtet hatte. Man ſieht ſich genötigt, den Inhalt dieſes Glaubens neu zu prüfen und nicht immer führt dieſe Prüfung zu einer einfachen Beſtätigung deſſen, was man früher in ihm gefunden und beſeſſen hatte, und was man vielleicht jetzt noch gerne als bleibenden Beſtandteil desſelben feſthalten möchte. In ſolchen Kriſen kann ſich die Frage aufs Gewiſſen legen, ob man unter dieſen Umſtänden überhaupt noch ein Recht habe, einem Beruf treu zu bleiben, dem man ſich vielleicht unter ganz andern Vorausſetzungen gewidmet hatte, mit andern Worten, ob jener perſönliche Zuſammenhang mit der Sache noch vorhanden iſt, von dem, wie wir geſehen haben, der Erfolg wie die Freudigkeit unſerer theologiſchen Arbeit abhängt. Aber gerade in ſolchen Kriſen dürfen Sie ſich des Wortes getröſten, daß Gott es den Aufrichtigen gelingen läßt, Sie dürfen überzeugt ſein, daß Sie gerade durch ſie der Wahrheit, die Sie verkündigen ſollen, nicht ferner, ſondern näher gerückt ſind, und daß die Wege gerade zu den höchſten Zielen oft rauh und mühſam ſich hinaufwinden und oft lange die Ausſicht, die ſich am Ende derſelben eröffnet, noch verbergen. Als Jeſus ſeine Jünger in die Welt hinausſandte, um von ihm zu zeugen und ſein Reich auszubreiten, da war auch in ihrem Glauben noch manches unſicher und unfertig und er hat ihnen nur die Eine Frage vorgelegt, ob ſie ihn lieb hätten und in ſeinem Dienſt ihr Leben und ihre Befriedigung finden wollten, und wenn ſie dieſe Frage bejahen konnten, ſo durften ſie gewiß ſein, daß ihr Wirken in ſeinen Dienſt geſtellt war und daß ſein Geiſt ſie auch weiter in die Erkenntnis deſſen, was ihnen zu dieſem Dienſt notwendig ſein würde, führen werde."

Im Herbſt 1888 erging an ihn in überaus ehrenvoller Weiſe der Ruf, an Stelle des nach Berlin überſiedelnden Prof. Harnack,

die Professur für Kirchengeschichte in Marburg zu übernehmen. Es wurde ihm überaus schwer, denselben abzulehnen, zumal von seiten des Kultusministeriums in Berlin wie der Kollegen in Marburg sein Kommen lebhaft gewünscht und in jeder Hinsicht auf das zuvorkommendste erleichtert wurde. Besonders Harnack ersuchte ihn mehrmals dringend, die Stelle anzunehmen. „Bedenken," schreibt er, „vermag ich überhaupt keine zu sehen, und ich meine, Familienrücksichten müßten möglichst in den Hintergrund treten, wo es sich um eine Vergrößerung des Wirkungskreises handelt." .... Und dann wieder: „Ich darf Ihnen als Freund und Kollege meine offene Meinung sagen, daß gerade Sie in Marburg ganz an Ihrem Platze sein und der Fakultät und Landeskirche zum Segen gereichen werden. Ich kenne Ihren Standpunkt und die Weise, wie Sie die Sachen und die Personen beurteilen und behandeln, wie ich glaube, genug, um zu wissen, daß Marburg an Ihnen den Mann erhalten wird, den es bedarf. Also lassen Sie, bitte ich Sie als Freund, die Zaghaftigkeit fahren und überlegen Sie sich — ohne Zaghaftigkeit — die Sache noch einmal." Wie aufrichtig dieses Drängen gemeint war, zeigt eine Aeußerung, die Harnack einige Jahre früher über Stähelins Gelehrsamkeit that, als dieser einige Zeit in Gießen zum Besuch weilte: Stähelin sei in älterer und neuerer Kirchengeschichte gleichmäßig eingehend zu Hause, was bei ihm nicht in dieser Weise der Fall sei.

Nach langem Zögern und Hin- und Herschreiben meldet er seinen Entschluß, in Basel zu bleiben, nach Berlin u. a. mit folgenden Worten: „Die Gründe, die mich zu dieser Entscheidung genötigt haben, liegen neben schwerwiegenden Familienrücksichten hauptsächlich in der Dankespflicht, welche ich der hiesigen Universität für die von ihr erfahrene und auch in kritischen Zeiten mir gewährte Nachsicht und Förderung schuldig bin und andererseits in der Befürchtung, daß das Verlassen eines von Jugend auf mir

ans Herz gewachsenen und an geistigen Gütern reichen Lebenskreises in meinem verhältnismäßig schon vorgerückten Alter sich mir je länger je mehr als ein Verlust zu empfinden geben müßte, den auch eine so namhafte Erweiterung des Wirkungskreises und eine so wertvolle Gemeinschaft des wissenschaftlichen Lebens, wie sie Marburg mir bieten würde, nicht aufwiegen könnte."

Was die Familienrücksichten betrifft, so hat ein Basler Kollege, der Professor der Medizin Fr. Miescher, dieselben gewiß richtig präzisiert, wenn er an Stähelin schrieb: „Wenn Sie auch auf einen größern Wirkungskreis verzichtet haben, so werden Sie mehr und mehr in der Ueberzeugung bestärkt werden, daß Sie namentlich auch als Familienvater mit heranwachsenden Kindern das Richtige gethan. Erwachsene Kinder und Buschis kann man verpflanzen, die aufblühende Jugend aber steht in Gefahr, innerlich heimatlos zu werden. Das schweizerische Heimatgefühl geht verloren und ein deutsches wird doch nicht mehr gewonnen."

Aus den zahlreichen Kundgebungen der Freunde, die sich über die Stähelin zu teil gewordene Ehrung und noch mehr über dessen Entschluß, dieselbe auszuschlagen, freuten, möge diejenige seines väterlichen Freundes, Antistes Finsler in Zürich, hier eine Stelle finden.

„Ich gratuliere aufrichtig zu dem überaus ehrenvollen Rufe, den Sie erhalten haben. Mich würde es jedoch unendlich freuen, wenn Sie „im Lande bleiben würden." Ich sage es nicht bloß aus persönlichen Rücksichten, sondern noch mehr im Interesse unserer vaterländischen Kirche. Hoffentlich werden die Basler Behörden wissen, was für einen Schluß sie aus dem zweiten Teile der angeführten Psalmstelle zu ziehen haben."

Wir bemerken ausdrücklich, daß die betreffenden Behörden nicht ermangelt haben, diesen Schluß zu ziehen.

Als der Ruf nach Marburg an ihn erging, lag eigentlich nur wenig Gedrucktes von ihm vor. Einzelne kleinere kirchengeschicht-

liche Monographien, meist aus den Vorstudien zu seiner Zwingli-Biographie, entstanden.[1]) Abgesehen von der bereits erwähnten Gewissenhaftigkeit, welche ihn schweigen hieß, wenn er nicht etwas wirklich tüchtiges und neues zu sagen hatte, war seine fortwährende Kränklichkeit schuld an dieser Zurückhaltung. Das Jahr 1880 brachte einen neuen Angriff heftigster Art auf seine Gesundheit in Gestalt einer gefährlichen Blinddarmentzündung, die ihm eine jahrelange peinliche Diät auferlegte. Daneben wucherten die alten Uebel fort. Ich mußte mich wieder mit einem Katarrh herumschlagen, mit einem hartnäckigen Katarrh auseinandersetzen, ich war durch einen leidigen Katarrh gehindert, ein lästiger Katarrh, den ich aus dem Felde geschlagen, kehrte mit verstärkter Macht wieder, ein Katarrh hatte trotz Ueberrock und Winterkleider den Weg zu mir gefunden — so lauten beständig die Kriegsbulletins über den Kampf mit diesem Feind. Selten bricht der humoristische Ton durch: „Die Pacifikation der Niederlande ist noch nicht ganz gelungen — mit meinen Darmstädter Unterthanen muß ich noch schonend verfahren.“ Häufiger sind Seufzer wie diese: „Aber es ist nun eben mein Schicksal, daß jede Arbeit von einigermaßen ernsterer Art mich schon lange im voraus, ehe ich sie ausführe, geistig lahm legt.“ „Wehmütig,“ schreibt er an Prof. Schultz, „blicke ich auf jedes Buch, das mir von Freundeshand gereicht wird; denn wenn die Welt auch nicht viel daran verliert, daß mir selbst eine zusammenhängende Arbeit so beharrlich versagt wird, so bin ich mir doch zu wohl bewußt, wie viel ich selbst dabei verliere und wie sehr die geistige Energie dabei zu Schaden kommt.“

Aber die schwerste Prüfung stand ihm noch bevor. Zu Anfang des Jahres 1889, kurz nach der für ihn so aufregenden Marburger Angelegenheit, konstatierte der Arzt, der Zustand seiner

[1]) Siehe Anhang.

Augen habe sich infolge eines Blutergusses derart verschlimmert, daß er künftig auf alles Lesen und Schreiben verzichten müsse. Und nun waren mit Mühe und Not die Vorarbeiten zu seinem Zwingli beinahe vollendet und er hatte eben an die Ausführung des Werkes schreiten wollen. Sollten die in Jahrzehnte langem Fleiß gesammelten Bausteine liegen bleiben, ohne sich zu einem Ganzen zusammenzufügen? Ja, war unter solchen Umständen ein Weiterführen des akademischen Lehramtes möglich? Mußte nicht auch dieses aufgegeben werden und noch zu einer Zeit, wo ihm ein ungewöhnlicher Erfolg zu teil geworden war? Es war damals die Zeit des starken Zudrangs zum theologischen Studium. Stähelin las seine Kirchengeschichte vor 70—80 Zuhörern, eine von einem Basler Theologie-Professor bisher unerreichte Zahl.

Die Versuchung war groß, vor diesem neuen, schweren Hemmnis zurückzuweichen, zu erlahmen oder doch auf die allernotwendigste Thätigkeit sich zu beschränken, aber Stähelin entschloß sich, die bisherigen Pflichten und in Angriff genommenen Aufgaben in ihrer ganzen Ausdehnung und allen ihren Ansprüchen beizubehalten und ohne irgend welche wesentliche Reduktion weiter zu führen. Und es gelang ihm, allerdings mit Aufbietung seiner ganzen Kraft und Geduld und, fügen wir hinzu, nicht ohne die dienstfertige Mithilfe von treuen Freunden und Schülern und Angehörigen, die ihm durch Vorlesen den Mangel der eigenen Lektüre zu ersetzen suchten. Zu den Segensfrüchten, welche diese Prüfung zunächst nur im kleinen und äußern hervorbrachte, möchten wir rechnen, einmal daß dank der Benützung einer Schreibmaschine seine Briefe und Schriftstücke an Leserlichkeit gewannen, und zum andern, daß infolge der nunmehrigen Nötigung zu völlig freier Rede der Vortrag seiner Kollegien bedeutend fließender wurde. Freilich er selbst gestand, daß die Vorbereitung auf die Vorlesungen sich unter solchen Umständen immer unerquicklicher gestalte, und ebenso die passive Assistenz bei

der Lektüre, die man, so dankbar man für ihre Wohlthat sei, doch hie und da lieber mit raſcherm Pendel ſich fortbewegen ſähe „und die einem die eigenen Augen nur mangelhaft erſetzen könne.“ Ueber die ihm von nächſter Seite zu teil gewordene Hilfe ſpricht er ſich unterm 2. Februar 1890 einem Freunde gegenüber, der von einem ähnlichen Augenleiden heimgeſucht war, folgendermaßen aus: „Aber wir brauchen ja beide die Laſt nicht allein zu tragen, ſondern haben in unſern Frauen treue Gehilfinnen, die für uns ſehen; ich meinerſeits wüßte nicht, wie ich ohne die Augen meiner Frau meinen Studenten etwas Befriedigendes bieten könnte, da außer ihr niemand meine Kollegienhefte zu entziffern vermag und ich mithin für meinen geſamten Stoff ausſchließlich auf ſie angewieſen bin. So will ich denn wenigſtens dankbar ſein, daß ich mit dieſer Hilfe nun ein Jahr lang ſo habe fortwirtſchaften dürfen und zu Gott hoffen, daß er zur rechten Zeit auch den eigenen Augen Kräftigung und Geneſung ſchenken wird.“

Wer Stähelin in ſeiner damaligen Arbeits- und Lebensweiſe beobachtete, der konnte ſeiner Selbſtzucht und Energie die Bewunderung nicht verſagen. Neben dem gewohnten Penſum von acht wöchentlichen Kollegien und zwei Religionsſtunden am Gymnaſium liefen eine große Zahl Kommiſſionsſitzungen[1]) offizieller und freiwilliger Art, die beizubehalten ihm gerade jetzt, wo ſeine Arbeit zu

---

[1]) Wir geben hier ein Verzeichnis der Behörden, Kommiſſionen ꝛc., in welchen Stähelin thätig war: Mitglied der Synode, des Kirchenvorſtandes zu St. Leonhard und des Kirchenrates, Vizepräſident der theologiſchen Konkordatsbehörde, Rektor der Univerſität 1883, Mitglied der Bibliothekkommiſſion, ſowie derjenigen für Kollegiengeldererlaß, der Kommiſſion für Bibelüberſetzung, für bibliſche Geſchichte; Präſident der Prediger-Witwen- und Waiſenkaſſe, der theologiſchen Leſegeſellſchaft, der Gemeinnützigen Geſellſchaft, der Inſpektion der Töchterſchule; Mitglied der ſchweizeriſchen kirchlichen Geſellſchaft, des proteſtantiſch-kirchlichen Hilfsvereins (Vorvereins), der Alumneumskommiſſion.

Hause beschnitten war, Bedürfnis wurde und in welchen man seine gewissenhafte Mitarbeit und sein billiges, sicheres und auf gründlicher Sachkenntnis beruhendes Urteil wohl zu schätzen wußte. Dann sein wissenschaftliches Studium, bei welchem er sich auch jetzt, wo er selbst kein Buch lesen oder auch nur nachschlagen durfte, keineswegs auf die Zwingli-Litteratur beschränkte, sondern in verschiedenartigen andern Gebieten auf dem Laufenden wollte erhalten sein. So hat er im März 1892 in der St. Leonhardskirche einen Vortrag zum Gedächtnis des 300-jährigen Geburtstags von Amos Comenius [1]) gehalten und zu Pfingsten 1896, mitten in der Fertigstellung seiner Zwinglibiographie, vor der Predigergesellschaft beider Basel ein Referat über die Christenhoffnung,[1]) welches eine nicht gewöhnliche Vertrautheit mit der philosophischen, systematischen und exegetischen Litteratur bis in die neueste Zeit bekundet.

Im Jahre 1895 erschien der erste und zwei Jahre darauf der zweite Antistes Finsler gewidmete Band der Biographie Zwinglis.[1]) Der eine trägt den Titel: Die reformatorische Grundlegung, der andere die Ueberschrift: Ausbau und Kampf. In den 26 Jahren, seit Mörikofer sein Leben Zwinglis geschrieben, hatte das Urkundenmaterial eine solche Bereicherung erfahren, daß schon aus diesem Grunde eine neue Darstellung Bedürfnis geworden war. Dann aber war es Stähelin darum zu thun, im Unterschied von den früheren Biographien in Zwingli den Theologen und Denker neben dessen praktischer und politischer Thätigkeit mehr zur Geltung kommen zu lassen. Es ist somit nicht wörtlich zu nehmen und jedenfalls nicht auf den Charakter des Ganzen zu beziehen, wenn er bescheiden erklärt, daß seine Darstellung die Arbeit Mörikofers „mehr zu ergänzen als zu ersetzen bestimmt sei.“ Es kann nicht in unsrer Aufgabe liegen, eine eingehende Darlegung und Wür-

[1]) Siehe Anhang.

digung dieses bedeutenden und unter so großen Hemmungen entstandenen Werkes zu geben. Nur einige Urteile, die von berufenen Fachmännern über dasselbe sich vernehmen ließen, sollen hier Erwähnung finden. Alle loben das besonnene, gerechte Urteil des Verfassers, seine völlige Beherrschung des in den Urkunden, sowie in der Litteratur gegebenen Stoffes, und die bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit auch für den gebildeten Laien verständliche, klare Darstellung. Kolde nennt in der Theologischen Litteraturzeitung[1]) das Werk eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der reformationsgeschichtlichen Litteratur und rühmt seine ruhige, besonnene Art, das feinsinnige Urteil und die allen äußern Prunk ablehnende, einfache Darstellungsweise. G. Boßert (ebenfalls in genannter Zeitschrift) möchte diesem Urteil auch in Bezug auf den zweiten Band, in welchem die Aufgabe des Biographen gewachsen sei, vollauf beistimmen, Stähelins Buch trage viel zu richtiger Beurteilung Zwinglis bei, es sei getragen von historischer Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit. Wie die übrigen, so anerkennt auch der Recensent im litterarischen Zentralblatt[2]) die unparteiische Beurteilung Luthers neben Zwingli und hofft, daß dieses in versöhnlichem und zugleich wahrhaftigem Sinne geschriebene, ganz auf die Thatsachen gegründete Werk zum kirchlichen Frieden innerhalb der protestantischen Welt namentlich auch Deutschlands beitragen werde. Der gründliche Zwinglikenner, Antistes Finsler,[3]) hebt u. a. an dem Werke hervor, daß das Bekannte vielfach in neue Beleuchtung trete und Berichtigung erfahre, das wesentlich Neue aber bestehe in einer glücklichen Verbindung der verschiedenen Seiten in Zwinglis Leben, der äußern geschichtlichen und der innern Entwicklung Zwinglis.

---

[1]) Band 17 S. 367.
[2]) 1898, Nr. 15/16.
[3]) Kirchenbl. f. d. reform. Schweiz 1894, Nr. 47.

Auch jenseits des Ozeans fand das Buch Anerkennung. Franklin Johnson, Professor an der Universität zu Chicago, sagt darüber in „The american journal of theology“ [1]: In these two portly volumes embracing together more then a thousand pages we have a most accurate and thorough biography, of the Swiss reformer .... His admirable work is of special value ad two points. It sheds new light on the political development of the Swiss Reformation and on the theological opinions of Zwingli often misinterpreted or miscolored. To the second of these themes Dr. Stæhelin gives more attention than to the other. He has made it possible for us to understand the reasons on which Zwingli based his conclusions etc. Daß der Recensent mit dem Urteil Stähelins über das Verhalten Zwinglis zu den Wiedertäufern nicht einverstanden ist, können wir ihm, als einem freikirchlichen Amerikaner, nicht verdenken.

Statt einer weiteren Blütenlese aus den verschiedenen Recensionen, teilen wir noch der Hauptsache nach das Gutachten mit, welches auf unsre Bitte ein schweizerischer, in der Reformationsgeschichte versierter Historiker über Stähelins Zwingli abzugeben die Güte hatte.

„Stähelins Werk, heißt es da, ist eine durchaus neue Leistung. Zur Lösung der Aufgabe besaß Stähelin in eminentem Sinne zwei Eigenschaften, die sich selten bei einem Historiker beisammen finden: erstens eine durch vielseitige Lektüre und außerordentliche Gedächtniskraft erworbene, sichere Kenntnis der Geschichtslitteratur, sowohl in Beziehung auf die allgemeine als auf die spezielle Zeitgeschichte; zweitens verfügte er über eine theologische und philosophische Schulung, die ihn, bei seiner im innersten positiven Stel-

[1] January 1899.

lung zu den Wahrheiten der christlichen Religion, ungewöhnlich befähigte, Kritik im wahren Sinne des Wortes auszuüben. So gelang es ihm, wie niemanden zuvor so umfassend und eindringend, das Lebenswerk und die Sinnesart des schweizerischen Reformators darzustellen, der ebenso durch die Tiefe der Gedanken als die Energie der That so hervorragend war, daß er in zwölf Jahren seiner öffentlichen Wirksamkeit zu Zürich sein engeres und weiteres Vaterland kirchlich und politisch umgestaltete und weit hinaus über dessen Grenzen einen dauernden Einfluß ausübte.

Der ganze, vielgestaltige Verlauf von Zwinglis Leben wird uns in wohlgegliederter Erzählung lebendig vor Augen geführt, so daß überall etappenweise der Fortschritt verfolgt, die Motive verständlich gemacht, die Ergebnisse gerecht gewürdigt werden. Der Verfasser läßt sich weder durch überschwängliche Auslegungen von Thatsachen, wie sie z. B. bezüglich der „Bekehrung" Zwinglis durch die Pestkrankheit schon versucht wurden, noch durch unbillige Beurteilung der zugestandenen Fehler seines Helden irreführen. Er rechtfertigt mit besonnener Rücksichtnahme auf die Verhältnisse manches, was ein oberflächliches Urteil an dem Reformator getadelt hat. Und bei aller Schärfe der Beurteilung, die einem gewissenhaften, zumal einem der evangelischen Wahrheit sich unterwerfenden Geschichtschreiber gegenüber einem, wenn auch großen Menschen geboten ist, leuchtet doch überall in der Darstellung eine ehrfurchtsvolle Bewunderung hindurch, die den Helden dem Leser sympathisch erscheinen läßt, auch wo derselbe fehlt. Besonders eigentümlich und neu ist an dem Werk die eingehende Besprechung der Hauptschriften Zwinglis; und hier, in diesen theologisch-philosophischen Abschnitten, zeigt sich die andere Seite von Stähelins Können in hellstem Lichte: klar und präzis zusammenfassend und scharf nach ihrer Bedeutung beurteilend, führt er uns die Gedanken Zwinglis, die oft in die tiefsten Tiefen des Nachdenkens führen, vor Augen

und läßt uns ihren Wert erkennen, sei es für die damalige Gestaltung der Kirche oder für die aller Zeiten. Hier findet der Verfasser auch Gelegenheit, den immer noch so nutzlos geführten Streit über die Frage zu besprechen, wer größer sei, ob Luther oder Zwingli. Ohne alle Parteilichkeit für seinen Helden gesteht er Luther den Vorrang zu in seiner Bedeutung für den Durchbruch und die Verbreitung der Reformation, aber er markiert auch die Punkte, wo der schweizerische Reformator dem deutschen in Erkenntnis und Weitblick vorauseilte, und worin er seine selbständige Eigentümlichkeit besaß.

Bei der Reichhaltigkeit des Stoffes, der vorlag, war Ausführlichkeit leichter als Kürze. Aber im Interesse des Lesers und gewiß auch der wirkungsvollern Darstellung legte sich der Verfasser Beschränkung auf. Wo es oft nahe lag, ein Dutzend Aussprüche anzuführen, begnügt er sich mit einem oder wenigen, aber den bezeichnendsten. Wieder und wieder kürzte er am eigenen Manuskript, ehe er es veröffentlichte; und so wird das, was zu sagen war, nur um so bestimmter und eindrücklicher. Daß solche Selbstzucht viel Selbstüberwindung kostet, weiß jeder, der schon in ähnlichem Fall war. So macht das Werk mit seiner sorgfältigen Gliederung in Bücher und Kapitel und mit der wohlüberdachten, edlen Sprache durchaus den Eindruck vollendetster Form. Es soll zwar nicht verschwiegen werden, daß der Stil nicht ein leichtfüßiger oder schwungvoller ist; aber ein solcher würde auch, abgesehen von der Eigenart des Verfassers, dem derselbe nicht zu Gebote stand, dem Inhalt wenig entsprochen haben. Indessen ist von treffenden, schöngesagten Urteilen eine reiche Fülle zu finden. Endlich aber läßt der Inhalt jeden tiefer Blickenden erkennen, daß Stähelin in seiner Zwingli-biographie nicht nur eine Geschichte, sondern in und mit derselben auch eine Rechtfertigung der Reformation, ja der christlich-evangelischen Religion überhaupt giebt. Wer das Ohr und das Herz

dafür hat, wird auf Schritt und Tritt über sein eigenes persönliches Verhalten und über die Bedürfnisse und die Bestimmung unserer evangelischen Kirche überhaupt Andeutungen und Mahnungen autoritativen Charakters aus der Lektüre mitnehmen."

Stähelin hatte als Kirchenhistoriker weniger Anlaß, seinen dogmatischen Standpunkt zu markieren, auch konnte sich sein selbständiges und kritisches Denken nicht einem bestimmten System gefangen geben, sondern wußte überall das Anfechtbare und das Berechtigte auszuscheiden. Vielleicht war er zu sehr Historiker, um Dogmatiker zu sein. Seine umfassende Belesenheit und Gelehrsamkeit, das verständnisvolle Eingehen auf fremde Anschauungen und Lehrweisen — so sehr ihm diese Vorzüge zur Auszeichnung gereichten, so mochten sie ihm doch andrerseits die Gewinnung eines prononcierten dogmatischen Standpunktes erschweren. Immerhin haben wir zwei sehr beachtenswerte dogmatische Leistungen von ihm, einmal die bereits erwähnte, nach seinem Tod herausgegebene Schrift über die Christenhoffnung, und sodann einen feinen, gedankenreichen Aufsatz über die Autorität der heil. Schrift und die biblische Kritik.[1]) In beiden zeigt er sein historisches Charisma darin, daß er der biblisch-theologischen und der dogmengeschichtlichen Grundlage der betreffenden Lehren eine gründliche und überaus lehrreiche Berücksichtigung zu teil werden läßt. Die Aufgabe, welche die zweite der genannten Schriften sich stellt, lautet: „Das Zeugnis des heil. Geistes von dem, worin die wahre Autorität der Schrift besteht, auch für unsre Gegenwart wieder deutlicher zum Worte kommen zu lassen und zu einer Bestimmung dieser Autorität zu gelangen, die ebenso sehr den Forderungen der historischen Forschung und Kritik, wie den Erfahrungen und Bedürfnissen des Glaubens gerecht wird." Nachdem er die allegorische Methode der alten Kirche ab-

[1]) Siehe Anhang.

gewieſen und diejenige der Reformation, welche ihre Bekenntnisſchriften der bibliſchen Autorität ergänzend und regulierend zur Seite ſtellt, kritiſiert und in ihrer Unvollkommenheit dargelegt, wendet er ſich der geſchichtlichen als der einzig berechtigten Betrachtung zu und findet die für uns geltende Autorität der Schrift in dem Eindruck, den das Geſamtbild der Perſon und des Werkes Chriſti auf uns macht, eine Erſcheinung, die auch nach dem ſtrengſten, wiſſenſchaftlichen Maßſtab gemeſſen, in wahrhaft evangeliſchem, innerlich befreiendem Sinne für unſer ſittlich-religiöſes Leben normativ iſt, „dieſes Wunder eines ſchlechthin in Gott und für Gott geführten und von ihm zeugenden Menſchenlebens, das als ſolches zugleich die erlöſende Selbſtoffenbarung Gottes im Fleiſch iſt und dem heilsbedürftigen Gemüt jederzeit als die Wahrheit von oben ſich beglaubigen wird.“ Wie wichtig ihm gerade dieſe Arbeit war, zeigen mehrere Briefe, in welchen er ſeinem Schwager Siebeck darüber redet und wie beſcheiden er davon dachte, erſehen wir aus der folgenden Stelle eines derſelben: „Ich hatte, als ich meine Arbeit im Drucke ſah, im Gefühl der ihr anhaftenden Mängel einen ſolchen Katzenjammer, daß ich kaum wagte, ſie andern zuzuſchicken und eine über dieſe Mängel hinwegſehende Beurteilung deshalb als eigentlichen Troſt empfand.“

Wie es für die normative Bedeutung Chriſti nicht auf die einzelnen von ihm überlieferten Worte und Thaten, ſondern auf den Geſamteindruck, den ſeine Erſcheinung hervorruft, ankommt, ſo liegt nach Stähelin auch das Weſen der Chriſtenhoffnung nicht in den einzelnen, aus dem Judentum übernommenen eſchatologiſchen Vorſtellungen, welche die Bibel über dieſen Punkt enthält, ſondern „in der durch dieſe Vorſtellungen veranſchaulichten Gewißheit, daß das von Jeſus gegründete Reich Gottes für den einzelnen Gläubigen wie für die Geſamtheit ſich in den kümmerlichen Anfängen ſeines geſchichtlichen Daſeins nicht erſchöpft, ſondern ſowohl nach

seinen geschichtlichen Zielen, wie nach seinem transcendenten ewigen Gehalt noch einmal in seiner ganzen, Sünde und Tod in ihrem vollen Umfang überwindenden Kraft zur Offenbarung gebracht werden wird." Der zweite Teil der Schrift über die Christenhoffnung setzt sich dann in höchst interessanter Weise mit Biedermanns Ansichten auseinander, der bekanntlich den Unsterblichkeitsglauben nicht bloß als unwissenschaftlich, sondern auch als unreligiös meinte ablehnen zu müssen. Sehr fein und überzeugend weist Stähelin nach, wie doch bei Jesus und den Aposteln die Hoffnung auf eine ewige Fortdauer die religiöse Kraft und Reinheit keineswegs geschmälert und getrübt habe, und wie überhaupt einer Trübung durch sinnliche Motive desto wirksamer zu begegnen sei, je mehr der Zusammenhang der Zukunftshoffnung mit dem christlichen Erlösungsglauben festgehalten werde. Und wenn auch Naturwissenschaft und Psychologie manche Voraussetzung, an die früher der Glaube an die Unsterblichkeit geknüpft war, zerstört habe, so entziehe sich doch der Lebensgrund, aus dem sowohl das physische wie das geistige Leben hervorwachsen, auch für die fortgeschrittenste Wissenschaft jeder Erkenntnis. Der Beweis sei nicht erbracht und werde nie erbracht werden, daß dieser Lebensgrund in der mit dem Tode sich auflösenden Materie besteht. Freilich könne umgekehrt von stringenten Beweisen für die Unsterblichkeit nicht die Rede sein. Nicht die Analogien der Natur und nicht die Schlußfolgerungen des Verstandes, sondern der von Jesus Christus ausgehende Geist eines neuen dem Ewigen zugewandten Lebens sei das Pfand unseres zukünftigen Erbes.

Es erübrigt noch, ein Wort über Stähelins kirchliche Stellung zu sagen. So lebhaft sein Interesse an den kirchenpolitischen Kämpfen war, die Basel in den 70er und 80er Jahren bewegten, und so warm seine Liebe zur Landeskirche, so war er doch zu sehr Gelehrter, um Parteiführer zu werden. Zum Agitator

und Klubredner fehlte ihm ebenso sehr die Neigung als die Begabung, und thätig in den Gang der Ereignisse einzugreifen, war nicht seine Sache. Als er sich im Jahre 1877 mit dem Gedanken trug, eine Charakteristik der gegenwärtigen Parteien in der Kirche zu schreiben, bemerkte er einem Freunde: „Der Gegenstand würde mich anziehen, ich habe von jeher mit einer gewissen Vorliebe nach dieser Richtung hin physiognomische Studien getrieben.“ Wenn er trotzdem nach kurzer Zeit aus seiner beschaulichen Stellung heraus und in den Vordergrund des Kampfplatzes gedrängt wurde, so geschah es, weil man eben seinen besonnenen Rat und sein treffendes Urteil nicht entbehren mochte. Schon als berufenem Lehrer der schweizerischen Kirchengeschichte hätte ihm dauernd der Sitz in den offiziellen kirchlichen Behörden gebührt, und daß er längere Zeit von der Synode und bis kurz vor seinem Hinschied vom Kirchenrate ferngehalten wurde, hatte seinen Grund in den Parteiverhältnissen, welche hüben und drüben derartige Unbilligkeiten verursachten. Als Vertreter der Mittelpartei suchte er in der Weise irenisch zu wirken, daß er, allem Zwang in religiösen Dingen abhold, eine möglichst freie Entwicklung der verschiedenen Richtungen befürwortete. Er ließ es sich angelegen sein, für die Interessen des Glaubens gegen den Radikalismus und für diejenigen der Freiheit gegen den Fanatismus einzutreten, nämlich so, daß er gewöhnlich in freisinnigen Kreisen die Orthodoxen und in positiven die Reformer in Schutz nahm und zwar beiderseits oft mit saftigen Paradoxien. Er warnte davor, das kirchliche Einheitsband zu zerschneiden und die Abendmahlstrennung hat er aufs tiefste beklagt und oft mit Nachdruck auf die verhängnisvollen Früchte hingewiesen, die sie für das familiäre wie kirchliche Leben zeitigen werde. Er war der Meinung, die Parteien in der protestantischen Kirche thäten gut daran, angesichts der gemeinsamen Feinde: Romanismus und Materialismus, nicht das Trennende, sondern das Einigende hervor-

zuheben. Mißgriffe, Ungerechtigkeiten und unwahre Kompromiſſe und Koalitionen, wie er ſie auf der Linken wie auf der Rechten ſich etwa vollziehen ſah, hat er ſcharf verurteilt, oft auch mit beißender Ironie gegeißelt. Nachdem eine theologiſche Berufung, die er für Baſel gewünſcht, nicht zu ſtande gekommen war, ärgerte er ſich darüber, daß die Zürcher den Häring, der für unſre Basler ..... zu geſalzen war, ſich einfangen werden.

Ueber eine Bettagspredigt, die er in der Dorfkirche eines Badeortes anhörte, ſpricht er ſich folgendermaßen aus: „Ich muß mich wehren, daß mir der Bettag nicht gründlich dadurch verdorben iſt. Ein Sammelſurium von Citaten aus Schiller, Joh. v. Müller, Salluſt, über das, was einem republikaniſchen Volk not thue, damit es weiter beſtehen könne, hie und da untermengt mit Reminiscenzen vom Zürcher Schützenfeſt, das war die Erbauung der zahlreich verſammelten Dorfſchaft und ſollte eine Predigt ſein über Luc. 19, 41. 42: Das Weinen des Herrn über Jeruſalem. Aber gerade von ſolchem Zeug waren die Herren X. und XX. ſehr befriedigt. Das ſei doch beſſer, als den Leuten mit orthodoxem Zeug die Hölle heiß machen, das ſei eine gewählte Sprache ꝛc., indes der alte Doktor ingrimmig meinte, es gebe heutigen Tags ſo viel Betrug und Schlechtigkeit, und es wäre beim Donner beſſer am Platz geweſen, darüber zu reden. Es war ſchwer bei dem Ton, in welchem die Gebete vorgetragen waren, und nach ſolchem Schwefelgeruch noch andächtig zu bleiben. Das Tröſtlichſte war die Zuſicherung, daß man nicht in die Kirche zu gehen brauche, um „religiös“ zu ſein, ſondern auch zu Hauſe Gottesdienſt halten könne; ich hoffe, daß mir heute Nachmittag ein paar ſtille Stunden geſchenkt werden, in denen ich meinen Bettag halten kann.“

Ihn, den feinen Kenner der Kirchengeſchichte, der ſich bemühte, die Perſönlichkeiten wie die Ereigniſſe und die Lehrbildungen in ihrem Werden und in ihrer Berechtigung zu erforſchen, mußte jener

Mangel an hiſtoriſchem Verſtändnis verletzen, da man das Alte geringſchätzt oder wegwirft, ohne ſich die Mühe zu geben, es recht zu verſtehen und zu würdigen.

Am 5. Oktober 1882 wurde von der Synode ein Anzug des Herrn Fr. Hörler mit 39 gegen 32 Stimmen erheblich erklärt, der dahin lautete: „es ſeien die Beſtimmungen in der neuen Ordnung für den kirchlichen Jugendunterricht in dem Sinne zu revidieren, daß die Taufe nicht mehr als Vorbedingung der Konfirmation gelte.“ In der dieſem Beſchluſſe vorangehenden, ſehr erregten Diskuſſion wurden Stähelins Anſichten über die Taufe — er hatte dieſelben kurz vorher in einem Aufſatz des Volksblattes ausgeſprochen — von den Vertretern der Reform für ſich in Anſpruch genommen und zur Empfehlung des von ihnen geſtellten Anzugs benutzt. Stähelin ſah ſich deshalb genötigt, in die Debatte einzugreifen, um den Vorwurf zurückzuweiſen, als ſtehe er kirchenpolitiſch für die Taufe ein, während er ſie dogmatiſch als entbehrlich anſehe. Er betonte, wie die Synode mit dieſem Anzug iſoliert daſtehe, daß es ein Unikum bleibe, wie unſere Basler Miniaturkirche zum zweitenmal ſich darauf einlaſſe, eine Debatte zu haben und mit wenigen Stimmen Mehrheit zu entſcheiden, ob eine Anordnung noch Geltung haben ſolle, die zur Grundlegung der chriſtlichen Kirche gehört. Wenn auch Zwingli einem gewiſſen Univerſalismus huldigte, ſo habe er doch von Anfang an auf die Notwendigkeit einer ſichtbaren Kirche gedrungen, zu dieſer gehören aber beſtimmte Ordnungen und Erkennungszeichen wie die Taufe. Die Kirche dürfe nicht gezwungen werden, einen aufzunehmen, der in beſtimmter Weiſe ſich einer beſtehenden Ordnung widerſetzt und zwar nicht einer willkürlichen, ſondern einer weſentlichen und urſprünglichen, von der jeder zugebe, daß ſie ein Segen ſei für den Einzelnen und für die Geſamtheit. Hat wohl die Militärverwaltung auch ſchon Beratungen darüber gepflogen, ob einer nicht doch ein

guter Soldat sein könne, der aus irgend einem Grunde sich weigere, ein Kreuz an seinen Arm zu heften, und ob es nicht der Fall wäre, einen solchen hievon zu dispensieren? Den Vertretern der Reform, die die Konfirmation auf Kosten der Taufe erheben, ja an deren Stelle setzen wollten, giebt der Redner zu bedenken, wie die Konfirmation von der Subjektivität des Geistlichen und des Konfirmanden abhängig sei, während die Taufe in ihrer Objektivität uns über die Differenzen der Lehre hinaushebe und auch gegenüber dem wechselnden Wellenschlag unserer Stimmungen unser Leben als ein für Gott bestimmtes und von Gott getragenes darstelle. Und diese Institution der Urkirche sollten wir preisgeben gegenüber einer Institution, die trotz allen Vorzügen auch die Mängel des Pietismus, aus dem sie entstanden ist, nicht verleugnen kann ..... „Ich will," so schloß Stähelin sein Votum, „auf die Gefahren, die für eine Volkskirche darin liegen, nicht weiter eingehen, aber dieses Eindrucks habe ich mich bei der heutigen Diskussion von Anfang an nicht erwehren können: ‚Es kracht im Fundament' und ‚im Vertäfer popperet der Wurm.' Man braucht nicht in der geringschätzigen Art von der Taufe zu reden, wie es in der Motivierung des Anzugs geschehen ist, aber dem Hervorheben einzelner Schwierigkeiten der Taufe Erwachsener liegt immer die Voraussetzung zu Grunde: Die Taufe ist etwas, was für die Kinder paßt, aber nicht schicklich ist für Erwachsene. Es hat Zeiten gegeben, wo die Taufe nicht bloß Unannehmlichkeiten, nicht bloß Spott und Hohn, sondern Verfolgung und Tod nach sich zog; in jenen Zeiten wurde es als höchste Ehre und seligstes Glück empfunden, um der Taufe willen alles das auf sich zu nehmen. Auch heute noch spricht sich eine Synode das Urteil, wenn sie mittelbar oder unmittelbar der Anschauung Raum giebt, als ob der Empfang der Taufe etwas für den Menschen unziemliches sei, als ob er sie als Zwang empfinde, als ob die Dispensation davon eine Erleichterung, eine Befreiung für ihn wäre."

Als Kirchenhiſtoriker wußte er aber auch, daß ſolche Kampfeszeiten nicht von ungefähr kommen, ſondern notwendige Kriſen ſind, die unter der Leitung deſſen ſtehen, der ſeiner Kirche ſchon oft und aus noch viel ſchwereren Nöten geholfen hat. Ueber kleinliches Feſthalten an Altem, Wertloſem konnte er ſich ſehr unwillig äußern und kleingläubigem Jammern und Verzweifeln gegenüber ermahnte er zu getroſtem Vertrauen. Als im Winter 1879 auf 80 im obern Kaſinoſaal eine Reihe apologetiſcher Vorträge abgehalten wurde, fiel Stähelin zu, über Weſen und Aufgabe der Kirche zu reden.[1]) Nachdem er dogmatiſch die Idee der Kirche dargelegt und ihre Aufgabe präciſiert hatte, ſchilderte er ihre Veräußerlichung und Entartung im Katholizismus, ihre Erneuerung im Proteſtantismus bis auf die Kämpfe der Jetztzeit und ſagte u. a. am Schluß: „Wer die Kirchengeſchichte in ihrem bisherigen Verlaufe ſich vergegenwärtigt und aus dem Geſichtspunkt ihrer wahren Idee heraus, ihrer Abzweckung auf das Reich Gottes ſie beurteilen lernt, der wird zur Erkenntnis kommen: wie an den Mängeln ihrer heutigen Zuſtände keine Richtung ohne Schuld iſt, ſo ſchließen dieſelben auch wieder, trotz dieſer Mängel, ja vielfach im Zuſammenhang mit ihnen, gar manches Gute, gar manche Förderung des Reiches Gottes in ſich, deren die früheren Zeiten ſich nicht haben erfreuen dürfen. So wird er auch für die Zukunft Vertrauen gewinnen und für die Gegenwart, im Bewußtſein jener gemeinſamen Verſchuldung, wenigſtens Geduld und Demut.“ Mit launiger Ruhe, wie einer der die Gegenwart mit ihrer Verwirrung von höherer Warte und darum mit weiterem Blick betrachtet, ſchrieb er am 25. Februar 1883 einem Freund nach Deutſchland über die kirchlichen Kämpfe in Baſel: „Wir in Baſel ſind gleichſam unter ein Gewitter geſtellt, das an andern Orten bereits wieder dem Sonnenſchein Platz ge-

[1]) Siehe Anhang.

macht hat. Je mehr man aus einer geſchichtlichen Betrachtung der Dinge die Ueberzeugung geſchöpft hat, wie auch dieſes Gewitter nicht von ungefähr kommt, vielmehr unter einer höhern Leitung ſteht, und in den großen allgemeinen Strömungen des geiſtigen Lebens ſeine Veranlaſſung hat, um ſo mehr wird man auch in Geduld und Vertrauen ſich und die Kirche dieſer höhern Leitung anheimſtellen, und dem „der Wolken, Luft und Winden giebt Wege Lauf und Bahn," es zutrauen dürfen, daß er auch für die Zukunft ſchon in der Gegenwart geſorgt hat, und daß man um eines Gewitters willen noch nicht an jener verzweifeln darf, geſetzt auch, man müßte eine Zeitlang, ſtatt im ſchönen Sonnenſchein, in der unbequemen Stellung unter dem Regenſchirm ausharren."

Noch durfte Stähelin ſich freuen über die günſtige Aufnahme, welche ſeine Zwingli-Biographie in weiten Kreiſen fand. Die Basler Univerſität ehrte ihn in Anerkennung dieſes Werkes durch die Verleihung der philoſophiſchen Doktorwürde, die theologiſche hatte er früher ſchon von Bern aus erhalten. [1]) Seine Geſundheit ſchien ſich, abgeſehen von ſeinem im weſentlichen gleich bleibenden Augenübel, eher zu kräftigen, er war nicht mehr ſo häufig wie in frühern

---

[1]) Das Berner Doktor-Diplom enthält die folgende Motivierung: Doctrinae Biblicae et historiae Ecclesiasticae existimatori elegantissimo et eruditissimo de Erasmi De Wettii Hagenbachii vitis egregie merito cui historiam Reformationis ecclesiae helveticae opus diu desideratum ad finem perducere liceat et speramus et ex animis optamus. — Das Basler philoſophiſche Diplom ſagt: Theologum judicii subtilitate doctrinae varietate insignem omnia liberalium artium genera studioso animo complectentem qui libro candidissimo elegantissimo de vita Huldrici Zwinglii nuper edito fidei Christianae apud Helvetos instauratae rationem praeclare illustravit. — Und im Licentiaten-Diplom wird bezugnehmend auf ſein glänzendes Kandidatenexamen bemerkt: Qui examine pro ministerio ecclesiae ante hos novem annos summa cum laude peracto nuper indefessos studiorum progressus dissertatione de loco I ad Thessalonicenses epistolae C. IV V XIII S q. q. sagacissime conscripta probavit.

Jahren gezwungen, seine Vorlesungen zu unterbrechen. Eine reiche Quelle der Erquickung und des Trostes war ihm sein glückliches Familienleben, wo er fünf Kinder zu seiner Freude heranwachsen sah, und ein auserlesener Freundeskreis. Wie dankbar er diesen doppelten Segen zu schätzen wußte, das hat er bei der Feier seiner silbernen Hochzeit in schönen, tiefempfundenen Worten ausgesprochen. Damals verglich er, auf das Vierteljahrhundert seines Ehestandes zurückblickend, das Menschenleben mit der flüchtigen Welle des Stromes, die aber ewigen Wert erhalte, wenn der Sonnenschein göttlicher und menschlicher Liebe sich in ihr spiegle. Mit Männern wie Hagenbach, Steffensen, Gelzer, Finsler, Antistes Stockmeyer, Pfarrer Theophil Stähelin fühlte er sich in inniger Verehrung verbunden und regen persönlichen und brieflichen Verkehr pflegte er mit den ihm auch an Alter nahe stehenden Freunden, wir nennen die Namen: Schultz, Smend, Eucken, Siebeck, Claß, Kaftan, Kirn, Kölbing, Jak. Wackernagel, Gelzer in Jena, Pfarrer Chr. Lotz, Dr. Lotz, Antistes Salis, Direktor Gottlieb Burckhardt, Dr. Burckhardt-Biedermann. Seine Vorliebe für geselligen Umgang wurde durch seine Kränklichkeit nicht gemindert, sondern erhöht. Wie er sich durch diese Hemmung nicht von wissenschaftlichem Studium und Streben abschrecken ließ, so war es ihm Bedürfnis, im eigenen, gastfreien Hause oder bei Freunden und Verwandten geistige Erfrischung zu holen. Seinem raschen, energischen Wesen ist das Tragen der so schweren Prüfung nicht leicht geworden, wie schwer mußte es gerade ihm werden, infolge seines Augenleidens in allem geistigen Schaffen von seiner Umgebung abhängig zu sein; aber verbittern oder zum Menschenfeind verstimmen ließ sich sein reger Geist dadurch nicht. Der Verkehr mit ihm war ungemein anregend. Ueber alles konnte man mit ihm reden. Nicht nur in wissenschaftlichen Fragen, auch über Litteratur, Musik und Kunst, oder in den Angelegenheiten des praktischen und geschäftlichen Lebens war er versiert und hatte

er ein gutes Urteil. Es interessierte ihn alles. Aeußerte man eine von der seinigen abweichende Meinung, so sah man wohl seine hohe Stirne sich in Falten legen und auf seinem Antlitz den Widerspruch aufleuchten, aber er knüpfte denselben meist in liebenswürdiger Weise an ein zustimmendes Wort an. Nur plaudern konnte man mit ihm nicht. So witzig er selber war und so herzlich er über spaßhafte Einfälle lachen konnte, für ein gemütliches Sichgehenlassen im Gespräch hatte er keinen Sinn, er verlangte, daß auch die Konversation gehaltvoll sei.

Als Stähelin seine Schrift über de Wette herausgab, schrieb ihm Eucken: „Die Art, wie du tiefreligiöse Anschauung und freie wissenschaftliche Forschung verbindest, wird bei allen ähnlich Gesinnten aufrichtigster Anerkennung gewiß sein können.“ Wie ihm als Ziel der theologischen Arbeit die Versöhnung von Glauben und Wissen vor Augen stand, so war es ihm Pflicht und Bedürfnis, auf die Einigung von Theologie und Kirche hinzuarbeiten. Das sollte das Werk seines Lebens sein. Er hat bei diesem Streben zwar nicht bloß Anerkennung, sondern auch Widerspruch und Verkennung erfahren. Aber als er unter unsäglichen Hemmungen entschlossen und erfolgreich weiter wirkte, da haben alle, auch die mit seiner Art und seinen Ansichten nicht übereinstimmten, seinem eminenten Wissen und Können und seiner sittlichen Kraft aufrichtige Achtung gezollt. Die Hochschätzung, die ihm von den Schülern, den Kollegen, von der theologischen Welt und von seiten der Bürgerschaft Basels entgegengebracht wurde, war um so wertvoller, als er sie nicht durch glänzendes Auftreten im Sturm eroberte, sondern durch Jahrzehnte langes, mühevolles und geduldiges, treues und gewissenhaftes Arbeiten sich errungen hatte. Seine Freunde und Schüler freuten sich, im Jahre 1900 ihn für sein 25-jähriges Wirken auf dem Lehrstuhl der ordentlichen Professur durch eine Jubelfeier zu ehren. Sie mußten den Dank an seinem Grabe niederlegen. Am Ende

des Winter-Semeſters ſtellte ſich, offenbar in Folge jahrelanger Ueberreizung der Gehirnnerven eine Abſpannung ein, die Sonntag Abends am 11. März zu einem Schlaganfall führte. Bevor ſich derſelbe wiederholte, war er ſich vollkommen klar bewußt, wie gefährlich die Lage ſei und ſprach mit ruhiger Faſſung vom Sterben. Zwei Tage darauf ſtarb er, ohne das Bewußtſein wieder erlangt zu haben. Was er oft als ein begehrenswertes Los bezeichnete, das iſt ihm zu teil geworden. Er wurde herausgenommen aus rüſtiger Arbeit. Er hatte mit ſeiner Arbeit und mit ſeinem Leben der Wahrheit dienen wollen. Dieſer Dienſt iſt ihm nicht leicht gemacht worden, er hat in reichem Maße den Kampf und die Mühe, aber auch die innere Befriedigung und Freude erfahren, die damit verbunden ſind. Mit Fug ſteht darum auf ſeinem Grabſteine das Wort ſeines Meiſters: Wer aus der Wahrheit iſt, der höret meine Stimme.

Anhang.

Schriften von Herrn Prof. Dr. R. Stähelin.

Zur pauliniſchen Eschatologie. 1 Theſſal. 4, 13—17 im Zuſammenhang mit der jüdiſchen Eschatologie unterſucht. Jahrbücher für deutſche Theologie, 1872, H. 2, S. 177 ff.

Erasmus Stellung zur Reformation, hauptſächlich von ſeinen Beziehungen zu Baſel aus beleuchtet. Baſel. 1873.

Karl Rudolf Hagenbach (53. Neujahrsblatt der Geſellſchaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen). Baſel. 1875.

Kritiſche Ueberſicht über die kirchengeſchichtlichen Arbeiten der letzten Jahre. Geſchichte der Reformation in der Schweiz. Die Litteratur der Jahre 1875—1878. In: Zeitſchrift für Kirch.-Geſch., ed. Brieger. Band III, 1879, S. 547 ff. — Die Litteratur der Jahre 1879—1882. Ebenda Band VI, 1884, S. 429 ff.

Wilhelm Martin Leberecht de Wette. Rede, gehalten bei der Säkularfeier ſeines Geburtstags. Baſel. 1880.

Die reformatoriſche Wirkſamkeit des St. Galler Humaniſten Vadian. In: Beiträge zur vaterländiſchen Geſchichte, herausgegeben von der Hiſtoriſchen Geſellſchaft. Baſel. Neue Folge. Band 1, Baſel, 1882, S. 193 ff.

Die erſten Märtyrer des evangeliſchen Glaubens in der Schweiz. In: Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. IX. Jahrgang. Heidelberg. 1883.

Huldreich Zwingli und ſein Reformationswerk. Schriften des Vereins für Reformationsgeſchichte. Nr. 3. Halle. 1883.

Der Mathematiker und Aſtronom Peter Megerlin und ſeine Konflikte mit der Theologie ſeiner Zeit. In: Jahrbücher für proteſt. Theol. X. 1884.

Die Autorität der heil. Schrift und die bibliſche Kritik. Theol. Zeitſchrift aus der Schweiz. 1884.

Zwingli-Autographen in Baſel. In: Theol. Zeitſchrift aus der Schweiz, ed. Meili. III. Jahrgang, 1886, S. 53 f.

Zwingli als Prediger. In: Theol. Zeitſchrift aus der Schweiz, ed. Meili. IV. Jahrgang, 1887, S. 12 ff.

Briefe aus der Reformationszeit, größtenteils nach Manuſkripten der Zwingerſchen Briefſammlung. Basler Univ.-Progr. Baſel. 1887.

Der Einfluß Zwinglis auf Schule und Unterricht. In: Einladungsschrift zur Feier des 300-jährigen Bestandes des Gymnasiums Basel. Basel, 1889, S. 61 ff.

Amos Comenius, in den Reden am Weinstock. 1893. VI. Basel.

Zur Reformationsgeschichte. In: Zeitschrift für Kirch.-Gesch., ed. Brieger und Beß. Band XIV, 1894, S. 464 ff.

Huldreich Zwingli. Sein Leben und Wirken nach den Quellen dargestellt. 2 Bände. Basel. 1895 und 1897.

Die Entstehung des Jesuitenordens. Theol. Zeitschrift aus der Schweiz, 1898, II. Heft S. 81 ff.

Die Christenhoffnung. 1900. Basel. Op. posth.

Theol. Rundschau, ed. Bousset und Heitmüller. Neue Kirchengesch. Ref. Kirche 1. Jahrgang, 1890, S. 332 ff. (Litteraturübersicht). Ferner IX. Jahrgang, 1898, S. 332 ff. und XI. Jahrgang, 1900, S. 135 ff.

Artikel in der Realencyklopädie für protest. Theol. und Kirche (bis jetzt in 3. Auflage erschienen Band 1—8; die anderen Bände in 2. Auflage): Badener Religionsgespräch 1526. Band II, S. 347 ff. Basler Konfession. Band II, S. 426 f. Biedermann, Al. Em. Band III, S. 203 ff. Calvin. Band III, S. 654 ff. (Sebastian Castellio. Bd. III, S. 750 ff.) Erasmus. Band V, S. 434 ff. (Erastus Thomas. Band V, S. 445.) (Farel. Band V, S. 262 ff.) (Gernler, Lucas. Band VI, S. 601 f.) (Grynaeus, Simon und Joh. Jak. Band VII, S. 218 ff.) Hagenbach, Karl Rud. Band VII, S. 335 ff. Watt, von, Joachim. Band XVI, S. 663 ff. Zwingli, Huldr. Band XVII, S. 584 ff. (Die eingeklammerten Artikel sind Neubearbeitungen älterer Aufsätze von anderer Hand.)

Im Volksblatt resp. Kirchenblatt für die reformierte Schweiz erschienen u. a. die folgenden Aufsätze: Michel Angelo Buonarotti in seinem Verhältnis zum Christentum und zum Protestantismus. 1877. Nr. 42—43. Syrakus, aus einer Reisemappe. 1878. Nr. 38—39. Die christliche Kirche, ihr Wesen und ihre Aufgabe. 1879. Nr. 7—11. Melchior von Diepenbrock, ein Lebensbild aus der kath. Kirche. 1881. Nr. 44—46. Die Lehre von der Taufe und ihre Notwendigkeit in der reformierten Kirche. 1882. Nr. 23—24. Zur Zwinglifeier. 1884. Nr. 1. Ansprache bei der 50-jährigen Jubelfeier von Professor Alexander Schweizer, im Namen der schweiz. theol. Fakultäten. 1884. Nr. 45. Zur Geschichte der deutschen Bibelübersetzung vor Luther. 1886. Nr. 18. Rückblicke auf den Entwicklungsgang der protestantischen Theologie im XIX. Jahrhundert. 1887. Nr. 2—7. Zur Erinnerung an Karl Imm. Nitzsch. 1887. Nr. 39. Papst Leo XIII. 1887. Nr. 50—52. Kirchliche Zustände im pro-

teſtantiſchen Deutſchland zu Anfang des 18. Jahrhunderts. 1889. Nr. 8—10. Heinrich Gelzer. 1892. Nr. 2—3. Die Theſen Luthers. 1898. Nr. 45—46. Bonifacius Amerbach und die Reformation. 1893. Nr. 42—44. Zur Erinnerung an Dr. Georg Finsler. 1899. Nr. 17—18. Richard Rothe. 1899. Nr. 4. Entſtehung des Staatskirchentums in der reformierten Schweiz. Vortrag, gehalten in der Basler Hiſtoriſchen Geſellſchaft 19. Februar 1900. Kirchenbl. 1900. Nr. 16—18.

Endlich ſind zu erwähnen: Die Pflicht der evangeliſchen Kirche zur Fürſorge für ihre Glaubensgenoſſen. Rede bei der kirchlichen Feier des 50-jährigen Beſtandes des Basler Proteſtantiſch-Kirchlichen Hilfsvereins (abgedruckt in der betr. Feſtſchrift). Philipp Melanchthon, Vortrag, gehalten am 14. Februar 1897 im Basler Münſter (Beilage zur Allg. Schweizer Zeitung. 1897. Nr. 8).

Im Druck befindet ſich:

Huldreich Zwingli, der chriſtliche Freiheitskämpfer. In: Der Proteſtantismus im 19. Jahrhundert in Wort und Bild. Herausgegeben von Dr. Paul Hartung. Berlin 1900.

Briefe
Jakob Burckhardts an Albert Brenner.

Mit Einleitung und Anmerkungen von Hans Brenner.

Wenn wir der Serie von Briefen Jakob Burckhardts, die hier zum erstenmal der Oeffentlichkeit übergeben werden, einige einleitende Worte vorausschicken, so geschieht dies nicht etwa in der Meinung, es bedürfe noch eines besonderen Hinweises auf die Bedeutung dieser Briefe für die Erkenntnis der Persönlichkeit des unvergeßlichen Mannes, aus dessen Feder sie stammen, sondern wir möchten nur kurz die äußern Umstände erwähnen, denen sie ihre Entstehung verdanken. Die Briefe sind an den Studiosus der germanischen Philologie Albert Brenner in Basel gerichtet, den am 11. September 1835 geborenen Sohn des Kommandanten Johannes Brenner-Stehelin. Der reich begabte junge Mann hatte nach Vollendung seiner humanistischen Schulbildung die Basler Universität bezogen und hörte neben seinem eigentlichen Fachlehrer, Professor Wilhelm Wackernagel, auch mit Begeisterung Jakob Burckhardt, zu dem er bald in engere Beziehungen trat. Einen besondern Anknüpfungspunkt bildete die beiderseitige rege poetische Produktion. Während einiger Semester studierte Brenner auch in Zürich und Berlin. Aus der preußischen Residenz kaum zurückgekehrt, erhielt er, noch bevor er seine Studien durch ein Examen hätte abschließen können, eine Stelle als Lehrer an der obern In-

duſtrieſchule in Zürich, wo er als tüchtiges und geachtetes Glied des Lehrerkollegiums ſchon am 30. März 1861 an den Folgen eines Sturzes aus dem Fenſter ſtarb, den er, am Typhus ſchwer erkrankt, in einem unbewachten Augenblick im Fieber gethan. Sein ebenfalls früh verſtorbener Sohn gleichen Namens findet als Schüler Friedrich Nietzſches in Eliſabeth Förſters Biographie des unglücklichen Denkers mehrfache Erwähnung. Eine Auswahl von Gedichten des Adreſſaten unſerer Briefe giebt das Basler Jahrbuch von 1884, drei derſelben haben auch in die zweite Auflage der Basilea poetica Aufnahme gefunden. Ferner ſind von ihm 1857 anonym „Basleriſche Kinder- und Volkreime aus der mündlichen Ueberlieferung geſammelt“ im Druck erſchienen.

Jakob Burckhardt hatte bekanntlich bald nach dem Erſcheinen ſeines „Cicerone“ einen Ruf an das eidgenöſſiſche Polytechnikum in Zürich angenommen und war im Herbſt 1855 dahin übergeſiedelt. (Wie wir einer noch erhaltenen Adreſſe auf einem Briefe Brenners entnehmen, wohnte er dort Zeltweg Nr. 246.) Welch inniges Freundſchaftsverhältnis Lehrer und Schüler in Baſel verbunden hatte, das geht ſowohl aus Burckhardts prächtigen Briefen wie auch aus den Antworten ſeines Schülers hervor. Der junge Mann befand ſich damals ſo recht in der Sturm- und Drangperiode, und nun iſt es rührend, zu ſehen, wie er ſeinem Lehrer, zu dem er ein unbegrenztes Zutrauen hegt, mit rückhaltloſer Offenheit Einblick in ſein ganzes Fühlen und Denken gewährt. Der Schüler ergreift am 15. Oktober zuerſt die Feder, da er ſich in Baſel ſeit dem Weggang des verehrten Lehrers vereinſamt fühlt und ſich nach den glücklichen Abendſtunden zurückſehnt, die er ſo oft auf deſſen Zimmer hatte verbringen dürfen. „Und dann gingen Sie ſo ſtill fort,“ ſchreibt er, „ohne daß wir gehörig Abſchied nehmen konnten, ſo daß es mir immer iſt, als müßten Sie noch hier ſein; und wir konnten Ihnen gar nicht einmal mehr zeigen, wie ungern wir Sie ziehen

ließen (ich rede hier auch im Namen Anderer)." Der Schüler erwartet, wie er ausdrücklich bemerkt, auf diesen Brief keine Antwort, aber schon am 17. Oktober antwortet ihm der Lehrer. — Endlich sei noch erwähnt, daß die Erhaltung dieser kostbaren Briefe der Schwester des Adressaten, Frau Charlotte Kühne-Brenner, zu verdanken ist, die dieselben vor der Rückgabe an Burckhardt durch Abschrift vor dem Untergang bewahrte.

Zürich, 17. Oktober 1855.

Ihr Brief hat mich in der Seele erfreut. — So flüchtig Ihr glückliches Alter in manchen Dingen sein mag, so glaube ich doch, daß Sie die einmal erkannte Bestimmung festhalten werden: irgend einen Zweig der höchsten Bildungsinteressen mit vorzüglicher Beziehung auf das Schöne. Sie werden noch Jahre lang hasten und zappeln, so wie ein Anderer keucht und ächzt, aber im Ganzen, hoffe ich, sind Sie geborgen. Was noch unreif ist, wird ausgähren. Bleiben Sie aber kein bloßer Contemplator, sondern halten Sie der schaffenden Poesie das Wort, das Sie ihr im Stillen gegeben haben. Möge sie all Ihrem geistigen Streben eine helllodernde Fackel vorantragen.

Wie viele Dinge sind es denn am Ende, die dem Leben eines modernen Menschen einen höheren Wert verleihen können? Wie ist uns in tausend Beziehungen das äußere Handeln abgeschnitten, das in andern Zeiten und unter andern Menschen die Nerven stärkt und die Organe frisch hält? Wie übel ist uns unter den großen Maschinenrädern der jetzigen Welt zu Mute, wenn wir nicht unserm persönlichsten Dasein eine eigentümliche, edlere Weihe geben? — Doch diese Dinge sind Ihnen wohl so klar als mir. Gegen jenen Geist des Hohns und des Widerspruches, der bisweilen mit Ihnen sein Wesen treibt, giebt es vollends gar keine bessere Hilfe, als die be-

ständige, an keinen vergänglichen Herbst gebundene dionysische Traubenkur im Weinberge — ich will nicht weiter fortfahren. Die beständige Anschauung des Schönen und Großen soll unseren ganzen Geist liebevoll und glücklich machen. Auch unser Ehrgeiz soll sich dadurch vom Stadium der Eitelkeit zur Ruhmbegier erheben. Ob wir noch über Jemand siegen, soll für uns keine Lebensfrage mehr sein, wohl aber, ob wir zu Ehren des Schönen über unsere eigenen Grillen gesiegt haben.

Was ich Ihnen gegeben haben mag, das kann Ihnen nun, da Sie vorbereitet sind, ein Anderer besser und in einem höhern Sinne geben, und auch in Ihren Privatstudien müssen Sie sich nun den Weg durch das Dickicht brechen, da Sie — wahrhaftig geringsten Teils durch mich — gehen gelernt haben und im Ganzen die Richtung wissen.

Unsern poetischen Verkehr vermisse ich gerade so sehr wie Sie. Mit all den ausgezeichneten Leuten, deren Umgang sich hier für mich eröffnet, ist mir in diesem einen Punkt nicht geholfen — weil ihnen in der Regel durch Schicksale und Ueberanstrengungen die eigentliche Freude an diesen Dingen genommen ist und weil sie selber nicht produzieren (meines Wissens). Die poetischen Anregungen, die hier in der Luft liegen, sind groß und bedeutend; einstweilen aber habe ich noch zu wenig Boden unter den Füßen, um ruhig an die eigene Produktion denken zu können. Und dann ist ein wissenschaftlicher Quälgeist über mir, der vielleicht auf Jahre hinaus alle meine disponiblen Kräfte in Anspruch nehmen wird, der Keim einer größeren Forschung in der Geschichte des Schönen. Ich habe diesen „Bresten" voriges Jahr aus Italien mitgebracht und glaube nun, ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich nicht in dieser Sache mein Schicksal erfüllt habe.

Ich fasse dies recht wichtig und ziere mich nicht mit falscher Demut. Ueberhaupt, wenn wir einmal die Zusammenhänge mit

dem Großen und Unendlichen [ahnen?], dann sind wir erst recht verloren und kommen zwischen die Räder der jetzigen Zeit. (Verzeihen Sie, daß ich wieder mit dem Bild von den Rädern komme, aber es ist einmal so; andere Jahrhunderte haben das Ansehen von Strömen, Stürmen, Feuerflammen; beim laufenden, das man das XIX. nennt, fallen mir immer diese verwünschten Maschinen ein.) Aber von der Freiheit dieses XIX. Jahrhunderts profitieren wir doch gerne und verdanken ihr unsere objektive Betrachtung aller Dinge von der Ceder bis zum Ysop — also gemach mit den Klagen. Sie haben auch in einer Sache auf mich gehört und mich erfreut: ich meine die leserliche Handschrift. Kann ich nun in gewissen größeren Dingen auch hoffen, daß Sie der praecepta magistri eingedenk seien? Sie wissen schon, daß ich auf die klassische Litteratur hindeute? Es ist kein bloßer Aberglaube von mir. Nun Addio.

Zürich, 11. November 1855.

Ihr Brief vom 27. Oktober ist zu meiner großen Freude richtig an mich gelangt, obschon sie das Wort: „Zürich" mit ganz kleinen Buchstaben auf der Adresse geschrieben hatten. Lernen Sie Vorsicht in diesen Dingen; die Post spaßt nicht.

Hiemit ist mein Vorrat von Bemerkungen zu Ende und nunmehr seien Sie mir herzlich willkommen. Ihr Faustfieber erinnert mich auf rührende Weise an eine ähnliche Epoche, weniger in meinem Leben als in dem meiner Commilitonen vor 16 bis 17 Jahren. — Um es Ihnen gerade heraus zu sagen: ich habe mich nie nach der spekulativen Seite in den Faust hinein vertieft, wie meine Cameraden teilweise thaten. Ich werde mich auch deshalb wohl hüten müssen, Ihnen irgend eine neue Seite oder Bedeutung an dem gewaltigen Gedichte eröffnen zu wollen. Nur so viel will ich Ihnen sagen: es ist ein festes, unabweisliches Schicksal der gebildeten deutschen Jugend, daß sie in einem bestimmten Lebensalter am Faust bohre

und grüble, und dieſes Schickſal ſind Sie nun eben im Begriff zu erfüllen. Sie helfen eine Regel konſtatieren. Goethe im Himmel (oder wo Sie wollen) freuet ſich darüber, daß die deutſche Jugend wie im Leben, ſo auch in ſeinem Gedichte mehr irrt und ſucht, als fertige Reſultate gewinnt. Es würde den alten Herrn tief ſchmerzen, wenn man im Fauſt feſte Dogmen fände. Alſo: irren Sie im Fauſt herum! die edelſten Geiſter haben alle dieſen Weg gehen müſſen, weil ſie feſte Wahrheiten ſuchten; das Gedicht neckte ſie, zog ſie dann tief in ſeine unter- und überirdiſchen Gänge hinein und hinterließ ihnen zuletzt gar keine Wahrheiten, aber einen geläuterten Trieb zur Wahrheit, wie die Beſchäftigung mit hohen geiſtigen Dingen ihn überhaupt hervorrufen ſoll.

Für die Spezialerklärung des Fauſt habe ich in Kiſten und Kaſten gar nichts vorrätig. Auch ſind Sie ja beſtens verſehen mit Commentatoren aller Art. Hören Sie: Tragen Sie augenblicklich dieſen ganzen Trödel wieder auf die Leſegeſellſchaft, von wannen er gekommen iſt! (Vielleicht iſt das inzwiſchen ſchon geſchehen.) Was Ihnen im Fauſt zu finden beſtimmt iſt, das werden Sie von Ahnungswegen finden müſſen (NB. ich ſpreche bloß vom erſten Teil). Fauſt iſt nämlich ein echter und gerechter Mythus, d. h. ein großes, urtümliches Bild, in welchem jeder ſein Weſen und Schickſal auf ſeine Weiſe wiederzuahnen hat. Erlauben Sie mir eine Vergleichung: Was hätten wohl die alten Griechen geſagt, wenn zwiſchen ſie und die Oedipusſage ſich ein Commentator hingepflanzt hätte? — Zu der Oedipusſage lag in jedem Griechen eine Oedipusfiber, welche unmittelbar berührt zu werden und auf ihre Weiſe nachzuzittern verlangte. Und ſo iſt es mit der deutſchen Nation und dem Fauſt. — Wenn nun von dem überreichen Werke auch ganze große Partien dem Einzelnen verloren gehen, ſo iſt dafür das Wenige, was ihn wirklich und unmittelbar berührt, von ſo viel mächtigerem Eindruck und gehört dann weſentlich mit in ſein Leben.

Der zweite Teil hat mich nie anders als angenehm-fabelhaft berührt. Der ſpekulative Gedanke iſt mir dunkel geblieben. Das Mythiſche iſt mit einer gewiſſen großartigen Anmut behandelt, als ſähe man Rafael die Geſchichten der Pſyche malen. Was aber total über meinen Verſtand geht, iſt die ſittliche Abrechnung, die zuletzt mit Fauſt gehalten wird. Wer ſo lange mit Allegorien verkehrt hat, wie er, der wird am Ende notwendig ſelber allegoriſch und kann nicht mehr als menſchliches Individuum intereſſieren. In dem ganzen zweiten Teil ſind aber eine Menge von ſublimen Sachen zerſtreut, und das Heraufbannen der Helena hat in der ganzen Poeſie aller Zeiten wenig ſeinesgleichen.

Endlich iſt es ganz in der Ordnung, daß Fauſt auch Sie zu irgend einer Art Reproduktion zwingt. Auch zu unſerer grünen Zeit kam dergleichen vor. Man pflegt ſolche Skripturen ſpäter im Hinblick auf den ungeheuren Abſtand zwiſchen Wollen und Vollbringen zu verbrennen — mit Unrecht; denn auch in den Fehlern eines ſolchen ſymboliſchen Gedichtes drückt ſich die Signatur des Schreibenden merkwürdig aus, ſo daß man ſpäter dergleichen als Urkunde über das eigene Selbſt ſchätzen lernt.[1])

---

[1]) Auch Jakob Burckhardt hat einmal an einem Fauſt gedichtet. Wir erfahren das aus dem an ihn gerichteten Briefe Brenners vom 24. Dezember 1855. Nachdem der Schreiber von ſeinem eigenen Fauſt geſprochen, fährt er nämlich alſo fort: „Was den Ihrigen betrifft, d. h. die Fauſtſcenen, welche Sie die Güte hatten mir mitzuteilen, ſo haben mir dieſelben ſo ungemein gefallen, daß ich nur bedaure, ſie nicht ſelbſt gemacht zu haben, um ſie in meinen Fauſt aufnehmen zu können, und daß ich die beſcheidene Bitte wage, ob Sie mir dieſelben nicht laſſen wollten, ich werde ſie gewiß zu keinem Plagiat benützen, noch gegen Jemanden etwas davon verlauten laſſen, noch überhaupt einen andern Gebrauch davon machen, als ſie öfters zur Erbauung und Ergötzung leſen. — Aber doch muß ich Sie und mich fragen, ob dieſelben in einem Fauſt, der möglicherweiſe der Oeffentlichkeit anheimfallen könnte, dürften aufgenommen werden; Sie haben mich in einem Punkt gelehrt, vorſichtig ſein, Sie haben mir an mehreren meiner eigenen Verſuche

Schreiben Sie mir ein kurzes Canevas; ich will es gewissenhaft durchgehen und Bedenken wie Aufmunterung nicht sparen; ich vermute etliches sehr Eigentümliches darin, was Ihnen allein angehört. — Lesen Sie Immermanns Merlin. Es ist die wichtigste und unabhängigste Parallele, um nicht zu sagen Ergänzung zum Faust.

---

gezeigt, wie oft der Leser da Aehnlichkeiten erblicke, wo der Verfasser keinen Gedanken daran gehabt und ganz selbständig gearbeitet hat. So finde auch ich, was gewiß keine Reminiscenzen sind, sondern Dinge, die in der Natur der Sache liegen, indem, wenn zwei von der gleichen Idee aus den gleichen Stoff behandeln, sie notwendig müssen zusammenstoßen — so finde auch ich Aehnlichkeiten zwischen Ihrem und Goethes Faust: Die ganze Charakterschilderung oder der Entwurf, das Historische, das Sie Ihrer Scene vorausschicken, kann eben so gut ganz wörtlich vom goetheschen gesagt werden, als von Ihrem: Auch Goethes Faust ist durch „viele Läuterungen hindurchgegangen": Osternacht, Gretchen, Helena; auch „er hat allmählich sein böses Selbst aus sich herausgeschmolzen 2c." (ich citiere Sie ganz wörtlich) ja er führt sogar auch gerechte Kriege und Kämpfe: Unter dem Kaiser (II, 4) und gegen das Meer (II, 5) „Seine Persönlichkeit ist eine heroische geworden," seit Helena; „im Gegensatz zum frühern Stubenleben und zur reinen Geistesarbeit muß er nun unstät wandern," alles wie bei Goethe. Doch Sie können vielleicht mit Recht sagen: „das gehöre notwendig zur Sache, das gehöre nicht Goethe allein, sondern Faust selbst, wenigstens sobald er will dramatisch behandelt werden;" oder auch, „das haben Sie mit Absicht Goethe gleich gethan," ebenso, wenn Mephistopheles ganz ähnlich wie bei Goethe den Faust zur Sinnlichkeit verlocken will, „das gehöre ja schon der Sage an." Was aber sagen Sie dazu, daß beide Fausti, nachdem sie Helden geworden, zu ihrer Läuterung im Gegensatz zu ihrem Stubenleben nach Griechenland müssen? (Ironie des Schicksals: gerade Griechenland, das sonst heutzutage leider (!) mit dem Stubenleben zusammen gedacht wird, tritt demselben jetzt entgegen) „freilich beide auf ganz verschiedene Weise: der Goethe's befreit die Helena vom Opfertod und wird ihr Gemahl, der Ihre Hirten von Räubern und wird ihr Priester." Und was sagen Sie dazu, daß Ihr Mephistopheles verschwindet, seine Kleider auf die Erde fallen und liegen bleiben, gerade wie Euphorion und Helena II, 3. Wenn Goethe schon sich wiederholt, auf drei Seiten dasselbe Motiv zweimal verwendet, S. 220 „das Körperliche verschwindet sogleich, Kleid, Mantel und Lyra bleiben liegen" und S. 222 (Ausg.

2. Dezember 1855.

Also ins Künftige: Adelberg, nicht Nadelberg.[1]) Da diese Distinktion Sie offenbar glücklich macht, so möge Ihr Wille geschehen.

Zweitens: Ihre Handschrift ist teilweise entsetzlich. Indessen bringe ich es nicht mehr übers Herz, deshalb den Pedanten zu

---

in 40 Bänden 1840, Bd. 12) „das Körperliche verschwindet, Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen," — darf dann ein Anderer dasselbe Motiv in einem gleichbetitelten Drama zum drittenmal anbringen, ohne dabei zu schwören, er habe Goethes Faust nie gelesen, so köstlich das ist, was Sie daraus entwickeln: die Antiquarscene? Oder soll dies etwa absichtliche Nachahmung, quasi Parodie sein? Sie sagen wenigstens nichts davon. — Auch, daß ein Spätgeborner ins heroische Zeitalter zurückkehrt (bei Ihnen der köstliche Antiquarius und Faust selbst) findet sich bei Goethe in Faust selbst und seinem Gossenen. Ebenso die Unbehaglichkeit des Mephistopheles auf klassischem Boden Auch einen neuen Staat gründen beide Fausti, der eine auf dem Meere, der andere auf der Wildnis und Zwietracht abgewonnenem Boden. Sonst sind wohl viele Verschiedenheiten und Neues: so das famose Motiv, daß der Vertrag dadurch nichtig und Faust frei wird, daß Mephistopheles selbst zu nichts wird; daß Faust schon in diesem Leben frei wird, während der Goethes erst nach dem Tode, und daß der Ihrige so frei von allem Höllenanhang, selbständig und ohne Hilfe böser Geister sein hohes Streben verfolgen kann. — Doch ich erschrecke! ich könnte bös mißverstanden werden! Glauben Sie um Gotteswillen nicht, ich wolle Sie, Ihre wohlgemeinten praktischen Ratschläge und Vorlagen etwa gar kritisieren: ich will Sie ja über Alles das bloß fragen, ich muß es mir selber klar machen, muß das, was mir darüber vorschwebt, ans Tageslicht fördern, um der mir von Ihnen gezeigten Richtung folgen zu können — und wissen, merken Sie jetzt, warum ich meinen Faust in jenes „überbyroneske" Gewand gekleidet: ich wollte der, wie mir a priori schien und wie mir Ihr Problem a posteriori beweist, unvermeidlichen Klippe der „Aehnlichkeit" mit Goethes Faust ausweichen.". . . . Als Postskriptum zum folgenden Schreiben Brenners findet sich dann die Bemerkung: „Ihrer Aufforderung gemäß schicke ich Ihnen Faustiana zurück, bin aber so frei, den andern Teil des Briefes zu behalten, er enthält zu wichtige Lehren."

[1]) Dies bezieht sich auf eine Stelle im Brief des Schülers vom 22. November 1855, woselbst dieser dem Lehrer auf den Vorwurf, er habe Zürich auf der Adresse zu klein geschrieben, scherzhaft mit einem ähnlichen antwortet, näm-

machen; es ſoll (wo irgend möglich) mein letztes Wort darüber ſein. Der Inhalt Ihres Briefes hat mich zu ſehr gefeſſelt. Wenn Sie in Gottes Namen nur ſudelnd Ihre Gedanken ſo recht unmittelbar hingeben können, ſo will ich mich drein finden, obſchon ich mich pflichtgemäß empören ſollte. Sie werden alſo Ihre Strafe nicht durch mich, ſondern vielleicht hundert Meilen von uns, vielleicht unter ganz fremden Verhältniſſen finden. Aber Sie werden ſie finden. — Nun zu Ihrem Fauſtprojekt. Vor allem weg mit dem Prolog! wozu in aller Welt dem Ehren Publico ſagen: ſeht, das und das habe ich mir aus dem Leib haſpeln wollen, und der und der bin ich eigentlich in Perſon? Anſtatt vielmehr Gott zu danken, wenn Niemand was merkt. Zuerſt muß das Gedicht intereſſant ſein, dann wird der Dichter von ſelbſt auch intereſſant und braucht nicht mit Kochlöffeln und Zaunſtecken auf ſich hinzuweiſen — man wird ihn ſchon in Anſpruch nehmen mehr als ihm ſelber lieb iſt. (Ueberdies iſt es gar nicht Jedermanns Sache — wie es Goethes Sache war — ſich poetiſch zu häuten, ſich von den Dingen durch das Kunſtwerk zu befreien; machen Sie nur einmal die entſprechende Probe z. B. mit Schillers Leben — wie ungleich weniger klappt und trifft ſich's da!) — Nun komme ich zu Ihrem ultrabyroneskeu Fauſtcharakter. Glauben Sie mir: ein ſolcher Kerl, wenn er wirklich exiſtieren kann, iſt trotz allem „göttlichen Funken," „höherm Trieb" u. ſ. w. ein odiöſes Subjekt. Wenn er ſich auch mit „Politik, Philoſophie und Wiſſenſchaften beſchäftigt," wie Sie annehmen, ſo literiert er doch nur dran herum, thut und ort nichts

---

lich daß er Nadelberg ſtatt Adelberg ſchreibe. „Ein rechter Adelberger könnte ſich beleidigt fühlen, daß man ſeinen Wohnort von „Nadeln," als einer ironiſchen Anſpielung auf das Pflaſter, wie es dieſer Straße bis vor wenigen Jahren eigentümlich war, ableite, ſtatt vom „Adel," der einſt gewohnt, wo ihm jetzt der Herd „blüht," oder zu welchem er ſich wohl gar ſelbſt zählt, trotz ganz legitim ſpießbürgerlicher Geſinnung."

Rechtes, weil ihm alle und jegliche Liebe zu den Dingen fehlt, weil er doch nur ein maliciöser Bummler ist. Mit dieser Gelegenheit möchte ich Sie gerne überzeugen, daß jene ungeheuer interessanten, schmerzlich-skeptischen, geheimnisvollen Wesen à la Byron reine Phantasiewesen sind und nie und nirgends existiert haben, also auch keine poetische Wahrheit besitzen. (Es ist die Sorte, zu welcher auch Heine eine Zeitlang gerne gehört hätte, bis er fand, das reine Schindluder stehe ihm besser zu Gesichte.) Blasierte, drei Viertel verkohlte Individuen von ursprünglich großer Anlage giebt es genug, aber sie sind nicht mehr interessant, wenigstens lange nicht in dem Grade, wie sie es selber meinen. Die paar genialen Rauchringelchen, die sie noch hie und da in die Luft blasen, sind nur der letzte Stank, den sie von sich geben, obschon man versucht wird zu glauben, es gähre im Innern ein Aetna von ungeheurer Genialität. Solche Individuen sind nämlich überdies eitel bis zur Jämmerlichkeit. Sie haben offenbar noch keinen von der Sorte gekannt, sonst würden Sie diesem „Charakter" nicht solche idealisierende Ehre anthun. Uebrigens hätte ich große Lust, Ihnen einmal ganz derb den Text zu lesen wegen dieses Anticipierens nach der bewußten Seite hin. Sie haben in Ihrem Leben noch wenig Anderes als Liebes und Gutes erfahren; zugleich aber besitzen Sie eine jugendliche Phantasie mit dem ganz naturgemäßen Hang zum Außerordentlichen, welcher eine Vorbedingung aller Poesie ist. Nun müßten Sie eigentlich Götter, Helden, Glück, Liebe in großen Gestalten hervorbringen, in einfachen, ergreifenden Gegensätzen. Statt dessen greifen Sie nach dem, was fault und phosphorisch leuchtet, nach dem, was Sie nicht kennen und nicht erfahren haben — Sie werden sagen: „Götter und Helden kenne ich auch nicht" — gut, aber Sie dürfen sie ahnen, Ihre Phantasie, in Ihrem glücklichen Alter, hat das Recht dazu — die Fäulnis zu ahnen haben Sie das Recht nicht. Ich möchte aber bald aus Neugier wün-

ſchen, Sie führten den Plan doch aus, nur um zu ſehen, wie unſchuldig Sie — trotz Mord, Dolch ꝛc. — einen ſolchen Charakter verhältnismäßig geben würden. Ich würde Ihnen dann am Rand jedesmal bemerken, was für Tücken, Rückſichtsloſigkeiten und Infamien des verkohlten Genies Sie aus Unſchuld übergangen haben. Glauben Sie mir: intereſſant kann nur ſein, wer noch irgend etwas liebt. Und dann

Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem etc.

Uebrigens haben Sie mir von Ihrem Plan doch nur zwei Scenen anvertraut: das Geſpräch mit dem Freunde und die Beſchwörungen. — Der Charakter dieſes Freundes hat leider, wie ich ſagen muß, in unſerer Zeit ſehr viel Wahres; ſolche, die auf ihrer „Reiſe durch alle Standpunkte“ auch einmal ein paar Wochen im Gaſthof „zur modernen Orthodoxie“ liegen bleiben, bis ein anderer Wind weht, und zugleich immer ein Schlachtopfer haben müſſen, das ſie mit vampyriſchem Hohn verfolgen. Zu dieſen Charakteren könnte ich Ihnen ein Individuum gerade hinzeichnen. (Selbſt daß ein ſolches Menſchenkind am Ende behauptet, es gehöre zu den Schlachtopfern, ſei identiſch mit ihnen .... [das Folgende unleſerlich] erraten alles durch gemeinſchaftliches Bewußtſein. Alles dies iſt wahrer als Sie wiſſen. Ich habe dergleichen ſchon mit angeſehen.) Die Beſchwörungen ſind einſtweilen doch nur ein Schwank, keine Peripetie für ein Fauſtdrama. Daß Sie da allerlei Hiebe austeilen können, iſt ganz richtig, und das Detail, das Sie mir angeben, iſt recht ergötzlich. Aber muß denn immer ſo viele Zeit und guter Humor auf Hiebe und Ohrfeigen verwendet werden? Sie leſen mit Rührung die Lyriker wieder, die Ihnen in den guten blonden Jahren des erwachenden Bewußtſeins gefielen. Sind Sie denn jetzt ſchon ſo gänzlich über jene Stimmungen hinweg? empfinden Sie jene Zeit ſchon als ein Plusquamperfektum? Uebrigens waren Sie doch ſchon damals ein großer Satirikus, wenn ich nicht irre? — Wenn

ich Ihnen nur dieſen Teufel austreiben könnte! er bedroht mit der Zeit Ihr inneres und äußeres Glück. Sie ſind dazu beſtimmt, Schönes zu ſchaffen, die Dinge als Ganzes, in ihrer Harmonie zu ſchauen und darzuſtellen, nicht als Zerriſſenes und Zwieſpältiges. Sie kennen die Schründe und Spalten unſeres Daſeins nicht und brauchen ſie nicht zu kennen; in Ihrem glücklichen Alter ſoll der Dichter mit gottbeſeeltem Schritte drüber hinſchweben.

28. Januar 1856.

Alſo Sie wollen die Welt ſtrafen und Satiriker werden. Einſtweilen unſerer kleinen Vaterſtadt, wo jede Satire perſönlich ſein muß, wo man aber auch je nach Umſtänden mit einer Münze heimbezahlt wird, die nicht gerade ein litterariſches Gepräge hat, und wo der Satiriker in eine Complizität mit Leuten gerät, deren Phyſiognomien ihm ſehr unerwartet vorkommen mögen. Ich kann Ihre geiſtige Dispoſition nicht ändern, ſo ſchmerzlich weh es mir thut, Ihr Talent auf dieſen Wegen zu ſehen. Ich kann nur weisſagen: wenn Sie ſich auf dieſe Gattung legen, ſo ſollen Sie ein Publikum kennen lernen, das den Skandal ſchätzt, von der Kunſtform nichts verſteht und den Dichter, der ihm Vergnügen gemacht hat, gründlich haßt — Dixi et salvavi etc.

Einſtweilen machen Sie es wie Heine: in Ermangelnng eines Gegenſtandes großer ſatiriſcher Züchtigung übertragen Sie den Hohn auf die privaten Herzensſachen. Dieſes rächt ſich vor der Hand dadurch, daß Ihre fünf Liebesklagen ſamt Provemium ganz erſtaunlich unbedeutend und unſchön ſind. Eine davon, Sie wiſſen wohl welche, hat einen ſo grellen Ton, daß ich Mühe hatte, Ihre Blätter zu Ende zu leſen. — Mein Troſt dabei iſt, daß Sie offenbar von der wahren Liebe noch keine Ahnung gehabt haben, wie ſchon aus Ihrem ewigen Renommieren hervorgeht mit Eroberungen, die auch andern Leuten ſehr leicht werden, ja, ja, ſehen

Sie nur etwas um ſich! In Ihrem Alter hatte ich Altersgenoſſen, von welchen ich wußte, daß ſie die glücklichſten der Menſchen waren; ſie machten auch Gedichte, vielleicht trivial und ſehr endlich im Ausdruck des Unendlichen, aber die bloße Erinnerung daran bewegt mich doch.

Sie werden beſſere Gedichte machen als Jene, ſobald einmal die wahre Leidenſchaft über Sie kommt. Mit welchen Augen Sie dann Ihre Hohnverſe anſehen werden, wird ſich zeigen. Auch wo Sie nicht eigentlich höhnen, überlaſſen Sie ſich doch bisweilen einem ſaloppen Geſchreibſel, mit welchem weder Apoll noch Aphroditen irgend welche Ehre geſchieht. Die Ausrede, Sie ſchrieben das nur ſo hin, nehme ich nicht an. Wenn Sie Dichtung nicht als eine Kunſt mit ganz beſtimmten Pflichten anſehen wollen, ſo laſſen Sie es lieber bleiben. . . . (Hier folgt eine kurze Kritik der eingeſandten Gedichte.) Von Ihren anderweitigen Studien ſchreiben Sie nichts; ich möchte doch gerne auch erfahren, wo es mit Ihnen hinaus will.

21. Februar 1856.

Ihr Brief vom 17. ds. hat mich primo bis zu einem gewiſſen Grade höchlich erfreut und secundo gar nicht befremdet. Wir wollen den Hauptgegenſtand vorweg behandeln. Alſo die Gedanken an Ihre zukünftige Lebensſtellung fangen an zu wurmen. Wohl Ihnen; Sie träumen alſo nicht mehr von einer poetiſchen Exiſtenz, wo Einem die gebratenen Eichendorffe ins Maul fliegen. (Wenn Sie ſo geträumt haben, ſo macht es Ihnen weiter keine Schande.) Gerade wer in ſeinem Leben einen großen und ſtarken idealen Gehalt braucht, muß in unſerm Jahrhundert am allermeiſten auf eigenen ökonomiſchen Füßen ſtehen. Bilden Sie dieſen Ehrgeiz, dieſen Stolz im höchſten Grade aus! Da die Welt wenig von uns will und wenig annimmt, ſo dürfen wir auch von ihr wenig annehmen. Vor allem, haben Sie die Muſe zu lieb, als

daß Sie von ihr, d. h. von Honoraren, leben möchten! Selbst die Größten, die um des Erwerbs willen produzierten, haben dabei schwere innere Einbuße erlitten. Nein, der Boden des Erwerbs sei recht gründlich prosaisch; er kann einem doch sehr lieb werden, die Pflicht kann bei saurer Mühe doch ihre angenehme Seite haben. Nun will ich Ihnen sogar einigen Heroismus predigen, dergleichen ich in Ihrem Alter freilich selbst nicht viel vorrätig hatte. Ich meine das Wegbleiben von kostspieligen Vergnügungen und von denjenigen Gesellschaften, welche wesentlich darauf eingerichtet sind. Unter uns Schweizern ist man in diesem Punkt ganz vernünftig und die Pflicht wird Einem nicht schwer gemacht. Anders ist es besonders unter den deutschen Studenten, wo Einer das Vermögen eines ganzen Hauses samt Aussteuer seiner Schwestern 2c. nicht etwa bloß aufstudiert — denn wenn er ein braver Kerl ist, so kann er vielleicht das meiste ersetzen — sondern mit Suiten [1]) aufgelumpt und noch sonst eine Menge Schulden macht. Das Ende vom Lied ist: eine Lumpenexistenz zu Hause oder in Amerika — oder ein Unterkommen als Beamter, wo man sich von den liebenswürdigen Büreaukraten zupfen, kneten, treten und schinden läßt, d. h. ein Dasein, welches mit dem vorhergegangenen Luxus im lächerlich-elendesten Gegensatze steht. Dixi et salvavi etc., man muß bei Zeiten lernen, auf eigenen Füßen stehen und mit Ehren arm sein. Dies ist die erste Vorbedingung aller Poesie, die Schutzwehr des Charakters, die einzige Garantie reiner und schöner Stimmungen. Einstweilen wird nun wohl noch ein paar Jahre für Sie gesorgt werden; es genügt, wenn Sie während dieser Studienjahre diesen Ihren künftigen Erwerb nie aus den Augen lassen und sich an diese Aussicht gewöhnen, nicht als eine lockende, aber doch als eine freundliche. Nehmen Sie die Perspektive tief: Stunden

[1]) In Deutschland gebräuchliche Bezeichnung für tolle Vergnügungen und lose Streiche.

geben, Vicariat im Gymnasium, dann womöglich Anstellung daran. Lassen Sie sich nicht zu leicht von der akademischen Laufbahn anlocken; es ist ein Glücksspiel, schon weil unendlich weniger disponible Stellen für jedes einzelne Fach vakant zu werden pflegen, selbst wenn man alle deutschen Universitäten zusammenrechnet, und diese Stellen werden dann nach dem natürlichen Lauf der Dinge oft nach Zufall und Gunst, nicht nach Verdienst besetzt. Von der Gründung einer Familie ist nur dann die Rede, wenn man von dem Vermögen der Frau leben kann, während Sie alle unsere Gymnasiallehrer im 25—28sten Jahr heiraten sehen. — Ach, wenn Sie in deutsches akademisches Elend hineingeschaut hätten, wie ich! — Sodann das Allerletzte, an das Sie denken dürfen, ist eine Thätigkeit als Journalist. Sie frißt den Poeten rein auf und trägt, Arbeit gegen Arbeit gehalten, ohnedies selten so viel ein, als eine Lehrerstelle. — Alle diese Prosa trage ich Ihnen nur vor im Namen der Poesie, welche bei ihren Bekennern das Solide und Ruhige liebt. — Ferner: das Studentenleben befriedigt Sie nicht.[1]) O Blindheit! Sehen Sie, nun komme ich und steche Ihnen

[1]) Brenner war am 24. November 1855 dem Zofingerverein beigetreten, und zwar mit Begeisterung, aber schon am 17. Februar 1856 bekennt er Burckhardt, er sehe sich in seinen Idealen getäuscht. Er schreibt u. a.: „Ich sehe, wie einem hier alles fehlt, was ein Student, der wirklich Student sein, nicht nur Kollegien besuchen möchte, auch noch so bescheiden wünschen muß.“ „Die Jugend ist alt,“ klagte er. „Mein junges Herz lechzt aber nach gleichgesinnten jungen Herzen, nach begeisterten, jugendlichen Herzen, nach Schweizerjünglingen und Schweizergesinnung, und hier ist alles kalt und kahl.“... Wie sehr Burckhardt mit seiner Antwort auf diese Klagen das Richtige getroffen, das geht aus Brenners Schreiben vom 11. März 1856 hervor, das also beginnt: „Noch keiner Ihrer teuren Briefe hat mich (ohne Metapher) in einen solchen Jubel versetzt, wie Ihr letzter, hat mir im trostbedürftigsten Augenblick so reichen, balsamischen Trost gebracht, und ich preise mich glücklich, daß ich, mit zögernder Hand, Ihnen geschrieben, was ich mich lang gescheut Ihnen vorzutragen: meine Kühnheit hat mir herrlichen Lohn gebracht!“

den Staar wie folgt: Der aktive Poet braucht ja das Studentenleben nicht, qui n'est qu'une espèce de poésie mise à la portée de tout le monde! — Er bewegt sich in einem ganz andern Reichtum von Bildern und Gefühlen, als ihm der Comment geben kann. Und welch ein dürftiges Excerpt von Comment ist das, was man auf unsere schweizerischen Universitäten verpflanzt hat! — Ach Leute, legt doch diese Feierlichkeiten ab und behandelt alle eure Verhältnisse als Privatverhältnisse! Laßt eurem schönen, ehrwürdigen Zofingerverein sein einfaches schweizerisches Gewand — oder ist euch der Landesvater so ans Herz gewachsen?

Ferner Sie sind unzufrieden mit X, mit Y, mit Z, — ich vermisse nur eins, was Sie wohl fühlen, aber mir nicht anvertraut haben. Sie sind unzufrieden mit sich selbst. Ach, Sie sind übel dran, wenn Sie die erhöhte Stimmung bei Andern suchen, von Andern abhängig machen und in der Sie umgebenden Welt eine ideale Welt verlangen. Ich mache Ihnen einen Vorschlag zur Güte: Werfen Sie die Superiorität des Witzes und der Satire in den s. v. Abtritt, bemühen Sie sich, alles das im Umgang hervorzukehren, was von wahrer Herzensgüte, Fidelität und Hingebung in Ihnen ist, und Sie werden sehen, daß man Ihnen ebenso antwortet. Stören Sie keine Gesellschaft mehr durch Bissiges und Geistreiches, zeigen Sie aber den wirklichen Geist, welcher eine natürliche Milde und Güte hat, und da werden Sie auch bei Andern den wirklichen Geist entdecken, vielleicht zaghaft und unbeholfen, aber gut, willig und liebevoll. Dann wird Ihre Geselligkeit zwar keine ideale sein, aber in guter Stunde wird der Hauch des Idealen drüber schweben. Glauben Sie an das, was ich sage? Antworten Sie mir. Wenn Ihnen die Leute um Sie herum flau und lahm vorkommen, so thun Sie zuvörderst im stillen Kämmerlein einige Buße dafür, daß sie Diesen eingeschüchtert und Jenen erbittert haben, sodann seien Sie der Lustigste und Auf-

geweckteſte von Allen und Sie werden ſehen, was es hilft. Ein Witziger, der ſich vollkommen bezähmt, iſt eo ipso ein mächtiger Menſch. Schleiermacher war ein ſolcher. — Sie ſehen, ich bleibe trotz Ihrer Warnung noch immer ein wenig bei den „äußern Folgen“ ſtehen. [1])

Nun zu den Studien. Ich bin zu wenig vom Fache, um Ihnen direkt helfen zu können. Soviel aber iſt gewiß: Wenn Sie nicht bis zu einem hohen Grade „Gedächtnismenſch“ werden, ſo bleiben Sie ein Dilettant. Ferner verlange ich allerdings, daß Sie diejenigen notwendigen Dinge in Folianten ſtudieren, welche in 4to, 8vo, 12mo nicht zu haben ſind. Was haben Sie gegen die armen Folianten? Es ſtehen 1000 wunderſchöne Dinge drin, ſelbſt ſolche, die man mit Entzücken, raſend, unter Thränen leſen kann. Nur ein Beiſpiel: Ich weiß nicht, ob Sie anweſend waren, als ich letzten Winter das Leben des heil. Severin vortrug. Dieſe wunderbare Geſchichte, die mich zwar weder raſen noch weinen macht, mein Gefühl aber von menſchlicher wie von hiſtoriſcher Seite auf das ſtärkſte aufregt, iſt m. W. in Original nur zweimal ediert und jedesmal innerhalb eines Folianten. Uebrigens gewöhnen Sie ſich das Raſen und Weinen womöglich etwas ab; das iſt gut für hyſteriſche Frauenzimmer. Es iſt immer nur eine Wirkung des Stoffes, nicht der Kunſtform. Summa, wenn Sie was Rechtes wollen, ſo muß die Scheu vor den Büchern aufhören. Es verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß nur der 100ſte Teil des Inhaltes für Sie Wert haben wird, aber eben die Arbeit, welche in dem Ausſcheiden dieſes Hundertſtels beſteht, iſt das Bildende.

[1]) Dieſer Schlußſatz bezieht ſich auf einen Paſſus im Briefe des Schülers vom 17. Februar, der folgendermaßen lautet: „Wenn Sie mir übrigens völlig meinen Dämon austreiben wollen, ſo müſſen Sie ihm nicht mit äußern Vernunftgründen zu Leibe gehen, wie Sie bisher gethan, ſondern mit innern, äſthetiſchen die in der Sache ſelbſt liegen, in der Satire als ſolcher, nicht in ihren äußern Folgen für den Satiriker.“

Macht es denn der Grubenarbeiter anders? — Und schließlich noch einen Trost: Sie werden allmählich jenen Hundertstel rasch und präzis zu Tage fördern lernen.

Was das Studium vermöge Lebensbeobachtung anbelangt, so mißgönne ich Ihnen dasselbe nicht, solange das Bücherstudium nicht davon beeinträchtigt wird. Sie versichern mir ja, daß Sie dies Lebensstudium auch auf sich selbst anwenden in Gestalt von Selbstprüfung. Ich müßte aber lügen, wenn ich sagen wollte, daß mir dies Alles Ihrem glücklichen Alter sehr gemäß erscheine. Ein Gott hat den 20-jährigen sonst die Binde um die Augen gelegt, damit sie diese bunte Welt für harmonisch halten und in diesem Bewußtsein oder Wahn glücklich sein sollen. Wenn Sie nun durchaus kritisch anstatt genießend verfahren wollen, so ist das Ihre Sache. Uebrigens freut mich doch das eine Resultat sehr, welches Sie mir mitteilen: „daß der Wille in der Welt von größerer Wichtigkeit ist als der Verstand" — wenn Sie so philosophieren, dann fahren Sie nur fort. Ein wenig anders stilisiert lautet der Satz: der Charakter ist für den Menschen viel entscheidender als Reichtum des Geistes, welches eine meiner ältesten und stärksten Ueberzeugungen ist.

16. März 1856.

Ihr Brief vom 11. ds. hat mich sehr geschmerzt und mit Sorgen für Sie erfüllt. Ich will den zweiten Teil desselben zuerst beantworten. — Wenn Sie sich wirklich für eine dämonische Natur halten, so verlange ich nur eins: daß Sie sich in diesem Gedanken niemals, keinen Augenblick gefallen mögen. Bleiben Sie auf alle Gefahr hin gut, liebreich und wohlwollend, zwingen Sie sich, jedem das Beste zu gönnen und zeigen Sie dieses im täglichen Gespräch und Umgang, damit sich doch möglicherweise Jemand an Sie anschließen kann. Wenn Sie die fürchterlichen Spalten und Klüfte kennten, welche unser Leben unterirdisch durchziehen, Sie

würden heut lieber als morgen alle Schätze der Liebe und Hingebung aufthun. Denn nur auf dieſe Weiſe entwickelt ſich etwas, das dem hohen und reinen Gefühl gleicht, welches über jene Abgründe kühn und ergeben hinwegſchreitet. Sie wiſſen noch nicht, was wir Menſchen für Bettler ſind vor den Pforten des Glückes, wie weniges ſich ertrotzen und erzwingen läßt, und wie die genialſte Begabung vergebens an jene Pforten anprallt, um ſie einzurennen. „Denn ach, die Menſchen lieben lernen, es iſt das einzige wahre Glück.“

Es iſt ein rechter Jammer, daß Sie die goldenen Studentenjahre in dieſen traurigen Stimmungen verdämmern ſollen. Nun ſitzen Sie und brüten über Ihrem „konſequenten Indifferentismus,“ bis Ihnen über den Kategorien „Notwendig und Zufällig“ das alltägliche, vortreffliche Hausbrot „Gut und Böſe“ ausgeht. Soll ich es an Ihnen noch einmal erleben, was ich vor 16 Jahren an Andern erlebte, daß über vermeinten oder wahren weltgeſchichtlichen „geſchichts- oder naturphiloſophiſchen“ Axiomen das Bewußtſein deſſen verloren ging, was allein die Exiſtenz des Individuums hüten und beglücken kann? (Vor Allem beiläufig eins: Dieſe geiſtigen Operationen ätzen und beizen die Poeſie total weg; ſie haben uns Lenau gekoſtet, der ſich durch den hochpoetiſchen Schimmer der Notwendigkeitsphiloſophie blenden ließ, bis es aus war.) Geben Sie, wenn es nun doch ſein müßte, wenigſtens acht auf ſich ſelbſt; der geiſtige Hochmut, der ſich bei dieſer Beſchäftigung entwickelt, iſt von ſo penetrantem, für uns Weltkinder unerträglichem Geruch, wie irgend ein religiöſer Hochmut.

Es iſt die zwölfte Stunde; wenn Sie Poet bleiben wollen, ſo müſſen Sie 1. die Menſchen, 2. die einzelne Erſcheinung in Natur, Leben und Geſchichte ganz perſönlich lieben können. Sollte es ſich etwa gar um Hegel'ſche Philoſophie handeln, ſo ſage ich Ihnen: es iſt ein Ladenhüter, laſſen Sie ihn liegen, wo er liegt. —

Und nun denken Sie ein wenig an Ihre künftige Bestimmung, sei es als Autor oder als Lehrer: Sie sollen sich darauf einschulen, vielen und verschiedenartigen Menschen die geistigen Dinge lieb zu machen. Ist Ihr jetziges Grübeln irgend ein Schritt dazu?

Doch ich rede wohl umsonst; ich kann Ihnen ja keine andere Stimmung in die Seele senken, — denn vieles von dem, was Sie für Ueberzeugung halten, ist doch nur Stimmung, nehmen Sie es nicht für ungut.

Und weiter zu Ihren akademischen Klagen. Ich will meinen letzten Brief nicht wiederholen; ich glaube auch, daß in Ihrem Bilde von dem Studentenleben die einzelnen Züge wahr sind. Aber Sie verraten mir es, daß Sie selber als ein dissolvens, nicht als ein jungens wirken.[1]) Zu unsern Zeiten war ich weder das eine noch das andere, sondern lebte ein Phantasieleben im Verein wie außerhalb, will mich auch auf keine Weise rühmen. Aber ich habe jetzt ein sehr lebendiges und schmerzliches Gefühl von dem, was ich hätte thun sollen, nicht bloß dort, sondern noch in manchen andern Verhältnissen. Spätere Anknüpfungen in Basel wurden mir sehr schwer gemacht; in den meisten Kreisen sitzt einer oder zwei höhnische, rein negative Menschen, die von der großen, gutartigen und etwas verspimpelten Majorität geduldet werden, und denen, die gerne Besseres brächten, die Kehle zuschnüren. Werden Sie kein solcher! Es ist sehr leicht: zerstören, und sehr schwer: ersetzen! Es gehört unendlich wenig Geist dazu, um an dem, was die andern treiben und reden, die mangelhaften und lächerlichen Seiten, oder in etwas noblerem Styl: das Bedingte und Befangene hervorzu-

[1]) Der letzte Brief hatte eine Schilderung des abstoßenden Wesens der Basler gegenüber den Nichtbaslern in der Zofingia enthalten; Brenner verurteilt in den schärfsten Ausdrücken das Benehmen seiner baslerischen Vereinsbrüder und sagt, er stehe aus Rechtsgefühl durchaus auf Seite der „passiven Opposition."

heben, überhaupt an das Geſellige, an das Sichgehenlaſſen den ſchärfſten Maßſtab zu legen. — Ich rede hievon, weil ich an eine überwiegend ſtarke poſitive Seite Ihres Weſens glaube. Wäre ich hievon nicht verſichert, ſo ſchriebe ich Ihnen nicht. — Denken Sie nur, wie gut Sie es haben! Es zwingt Sie z. B. kein Menſch, den heute früh geborenen franzöſiſchen Thronerben zu beſingen, während ein Dutzend unglückliche Franzoſen ſchon ſeit Monaten an den Federn kauen mögen!

24. Mai 1856.[1])

. . . . Alſo zur Sache, Punkt für Punkt. An Ihrem Gemütsleben nehme ich den größten Anteil, da Sie mir ſehr wert ſind, wie Sie wohl wiſſen. Aber ihr tagebuchartiges Schildern und Anatomieren der eigenen Anſchauung und Empfindung — ſo gerne ich dergleichen leſe — iſt nicht, was ich begehre, ſondern den poetiſchen Ausdruck hätte ich gerne, das Unbewußte, welches in künſtleriſch bewußter Form hervorbricht. Faſſen Sie doch einmal ganz einfach die Courage, die verſchiedenen Strahlen der eigenen Empfindung in verſchiedenen Geſtalten zu verewigen und mit der Perſönlichkeit derſelben in einem künſtleriſch-notwendigen Verhältnis zu miſchen. Ihr wahres, höheres, dauerndes Tagebuch ſind nur Gedichte. — Wenn Sie philoſophieren, ſo höre ich zu, bis es vorüber iſt, wie in einer Predigt, und ſage nichts dazu. Ich habe überhaupt nichts mehr gegen dieſe Art von Zeitvertreib einzuwenden, wenn Sie nur Eins verſprechen wollen, nämlich in den Momenten philoſophiſchen Hochgefühls (die nicht ausbleiben werden) jedesmal dreimal im Stillen zu ſagen: „Und ich bin doch nur ein armer

[1]) Burckhardt ſcheint in den Frühlingsferien des Jahres 1856 nach Baſel gekommen zu ſein; wenigſtens bemerkt ſein Schüler am Schluß ſeines Briefes vom 25. März: „Bald wie ich hoffe mündlich mehr und Anderes.“ Auch ſchreibt Brenner am 19. April wieder nach Zürich, ohne daß in der Zwiſchenzeit ein Schreiben des Lehrers an ihn gelangt wäre.

Tropf gegenüber den Mächten der äußern Welt.“ „Und dieſes alles wiegt doch keinen Gran realer Anſchauung und Empfindung auf.“ „Und die Perſönlichkeit iſt doch das Höchſte, was es giebt.“ Wenn Sie dieſe drei Sprüche hergemurmelt haben, dann philoſophieren Sie im Frieden weiter. — In Betreff der Satiren machen Sie, was Ihnen gefällt. Die wahren, ſtets genießbaren Satiren ſind bekanntlich nur ſolche, bei welchen ein ſehr glücklicher, innerlich ſicherer und im Grunde guter Autor im Hintergrund ſteht. Ueberhaupt muß man viel erlebt haben, um das Komiſche in der richtigen Perſpektive zu ſehen. Was Sie jetzt in dieſem Fache produzieren, das ſind — gutmütigen Falls — heitere Poſſen (und ich gratuliere dazu) — bösartigen Falls aber ſind es Pasquille, die möglicherweiſe ganz poſſierlich zu leſen ſind, wenigſtens für den Erdwinkel, wo man die Anzüglichkeiten verſteht. Da ihr Wert aber nicht dem Gebiete der Kunſt angehört, ſo können Sie von dem erſten beſten Giftmenſchen ſtofflich überboten werden, ſobald derſelbe frecher und böſer iſt, als es Ihnen die Erziehung und das gute Herz erlaubt. Wetteifern (Wettgeifern) iſt aber Ihre Sache nicht. — Das Drama laſſen Sie liegen, bis eine abſolut unwiderſtehliche Luſt dazu erwacht. Eine ſolche kann der Bote einer entſchiedenen Beſtimmung ſein. Leider muß ich Sie in dieſem Fall bedauern, da das Beſte in dieſem Fach ganz ſicher keinen Succeß hat, d. h. daß es ungeleſen und unaufgeführt bleibt. Ich kann beweiſen, was ich ſage. — Gegen Aufzeichnung von Stoffen habe ich nichts. Sie können einmal z. B. einem Freund einen Gefallen damit thun.

Novellen und Romanpartien — ja! aber ſie müſſen intereſſant ſein. Der gute Vorſatz, wirkliche, lebendige Charaktere zu ſchildern, genügt nicht; die Charaktere müſſen ſich als das, was ſie ſind, durch ihre Handlungen ausweiſen. Der Charakter muß ſich an dem Hergang zeigen. Dies gilt hier wie beim Drama. Ich glaube, was von ſolchen Stoffen jetzt ſchon im Bereich Ihrer Erfahrung,

Combination und Gestaltungskraft liegt, das geben Sie am besten lyrisch, z. B. in Elegien. Ich möchte sehr gern eine Anzahl von jenen Situationen kennen, welche Sie aufnotiert haben. Es kann höchst Geeignetes darunter sein. Wo sind Sie auch mit jenen Liebesliedern hingeraten, die Sie einst in einem Zug schrieben? Haben Sie mir in Basel welche davon gezeigt?

Mit denen, die Sie mir jetzt mitteilen, wollen wir nun ins Gericht gehen . . . . (Hier folgt die Kritik von acht Gedichten).

Im Ganzen bin ich mit Ihnen unzufrieden. Sie schmeißen die Sachen noch immer so hin und lassen sie liegen, wie es kommt. Mit Ausnahme des jugendlichen Goethe aber hat keiner ungestraft geschmissen. Er durfte es, kraft seiner höchst außerordentlichen Persönlichkeit. Es läßt sich ein größerer Dichter als Er denken, der es doch nicht gedurft hätte.

Auf Ihr Märchen wäre ich begierig. Ich bitte aber nur um Eins: nicht anzufangen, bis der Plan im Ganzen feststeht. Sonst gehen Sie wieder im Himmel, auf Erden und unter den Wassern spazieren und wissen das Schlüsselloch nicht mehr zu finden.

Nun herzliches Lebewohl von Ihrem stets teilnehmenden und getreuen

J. Burckhardt.

Zur Geschichte der Basler Rheinschiffahrt und der Schiffleutenzunft.

Von Fritz Weiß.

Am 15. Februar 1354 stellte Johann Senn von Münsingen, Bischof von Basel, den Schiffern, von denen hier speziell die Rede sein wird, und den Fischern hiesiger Stadt eine Urkunde aus, wonach sie von nun an zusammen eine Zunft bilden sollten. Von den 15 Basler Zünften war diese Gründung eine der letzten. Warum erfolgte der Zusammenschluß der Schiffer zu einer engeren Genossenschaft erst so spät, werden wir uns fragen? Hören wir doch, daß damals die große Schiffahrt auf dem Mittel- und Unterrhein, von Straßburg an abwärts, ihre Blütezeit bereits hinter sich hatte.

Der Verkehr zu Wasser lag seit dem 9. Jahrh. fast ausschließlich in den Händen der Städte Straßburg, Worms, Mainz, Koblenz und Köln. Warum fehlt das so günstig gelegene Basel in dieser Namensaufzählung? Der Oberrhein ist doch seit Römerzeiten viel befahren worden, und urkundliche Berichte melden uns, daß Basler und Zürcher Schiffe schon zu Anfang des 13. Jahrh. auf dem Mittelrhein erschienen. Die Antwort ist bald gefunden. Eine Schiffahrt größeren Maßstabes mußte durch einen regen Handelsverkehr mit dem Auslande bedingt sein. Ein solcher kann aber für Basel vor dem 14. Jahrh. nicht nachgewiesen werden. Erst als gegen Ende des 13. Jahrh. der Gotthard dem Handel

gangbar gemacht worden war, und ein großer Teil der Waren aus dem Süden nicht mehr über die alten, von den Römern angelegten Bergpässe gehen, sondern auf diesem weit kürzern und in Folge der zahlreichen schiffbaren Gewässer auch weit bequemeren Wege an den Rhein und von da weiter nordwärts transportiert werden konnte, begann sich in Basel ein anderes Leben zu regen. Das Salzhaus an der Schifflände, das im 13. Jahrh. noch vom Salz allein eine Einnahme abwarf, wurde in der Folgezeit immer mehr zum Lagerhaus für den Schiffstransport und zur Zollstätte für das Transitgut. Dadurch war mit Beginn des 14. Jahrh. einer größeren Anzahl von Schiffern Gelegenheit zum Erwerb geboten. Bald scheinen sie mit den Fischern auf dem Rhein zur Wahrung beidseitiger Interessen unter sich gewisse Abkommen getroffen zu haben; denn solche werden durch die Stiftsurkunde der Zunft annulliert.

Diese spricht zunächst von der inneren Organisation der Zunft, von der Wahl des Zunftmeisters, vom Abgeordneten in den Rat und den übrigen üblichen Vorgesetzten. Die Zunft, heißt es, soll um 15 Basler Schillinge zu erkaufen sein und nicht höher. Daneben schenkt der Neuaufgenommene dem Zunftmeister als Gratifikation weitere 2 Schillinge, desgleichen den Zunftbrüdern 2 Schillinge zu einem Trunk und ebenso einen Schilling den Knechten. Das blieb so bis 1493, wo die Aufnahmegebühr auf 5 fl. erhöht wurde. Das Mißliche an der Aufnahme war nur das, daß dieselbe ganz dem Gutbefinden der Vorgesetzten überlassen, unter Umständen dem Eigennutz derselben preisgegeben war, schreibt Ochs. Deshalb war der vorgesehene jährliche Wechsel des Vorstandes äußerst notwendig.

In Kriegszeiten, bestimmt das Gründungsdokument weiter, ziehen Schiffleute und Fischer unter einem Banner aus, das der jeweilige Meister in seiner Wohnung aufzubewahren hatte. Um Zunftbanner und -Wappen erhob sich im Jahre 1416 zwischen den

beiden Gesellschaften ein hartnäckiger Streit. Die Schiffer nämlich wollten die gekreuzten Stacheln in ihrem Wappen mit dem Anker vertauschen, den die anderer Städte auch führten. Unter den Anker sollte dann der Fisch der andern Halbzunft gesetzt werden. Dagegen wehrten sich die Fischer und ließen, wenn auch von den Behörden erstmals abgewiesen, mit ihren Reklamationen nicht eher nach, als bis anno 1422 der Rat vermittelte, daß in viergeteiltem Felde Anker und Fisch gleichmäßig zur Geltung kommen sollten.

Besonders wichtig sind aber in der Stiftungsurkunde folgende Bestimmungen gewesen:

Kein Zunftbruder darf beide Handwerke zugleich betreiben.

Kein Schiffer hat das Recht, einem Fremden das freie Fahren oder den Schiffsverkauf zu wehren.

Nur was ein Fremder einem hiesigen Schiffer freiwillig verdingt, soll derselbe weiter befördern und zwar persönlich. Sonst sollen Güter, die ein auswärtiger Schiffmann hier anlegt, sie durchaus nichts angehen.

Damit hatten die Schiffleute fast gar keine Rechte. Ihr Handwerk stand auch dem Fremden zu freier Ausübung offen und war mithin nichts weniger als geschützt. Wir dürfen uns daher wohl fragen, welches der Grund gewesen sein mag, der die Schiffer des Jahres 1354 zur Annahme derartiger Bestimmungen bewogen hat. Werden wir fehl gehen, wenn wir sagen, daß es jenen nicht organisierten Arbeitern nur darauf ankam, im Staatswesen rechtlichen Boden zu fassen und eine Vertretung ihrer Interessen in der obersten Behörde zu besitzen? Wenn nun die Erhebung zur Zunft auch mit ungünstigen Bedingungen verbunden war, so konnte das ihnen zunächst gleichgültig sein; durften sie dann doch von der Zukunft besseres erwarten.

Leider wissen wir nun vom Zustande und der Entwicklung der Schiffleutenzunft aus den nächstfolgenden Jahrzehnten recht

wenig. Das aber dürfen wir wohl behaupten, daß damals kein Schiffmann darben mußte, denn an Arbeit hat es nicht gefehlt. War doch das 14. Jahrh. für Basel eine wahre Blütezeit des Handels.

Das änderte sich aber rasch, als im 15. Jahrh. der Transit und der Verkehr im allgemeinen ins Sinken geriet. Wir ersehen das am deutlichsten aus der Schifferordnung von 1430, wo es u. a. heißt: „Nachdem und der personen irs hantwercks by vier und drißig oder sehs und drißig sind, da der merteil könnende und auch stark und mögende und der mynerteil unmügende und unkünnende ist, da söllend sy die selben personen teilen in drü teill und nemlich die künnenden und die starken zu den unkönnenden und kranken uf das allerglicheſt, so das zugan mag ane alle geverde. Und sol yegliches teil der drü teiln das geverte ein wuchen haben, der ander teil die andern wuchen und der dritte teil die dritte wuchen."

Demnach war für die zwischen 34 und 36 Mann zählende Zunft damals nicht mehr genügend Beschäftigung vorhanden, und sah man sich zu einer möglichst gleichmäßigen und gerechten Teilung der Mannschaft in drei Abteilungen gezwungen, die abwechslungsweise je eine Woche den Dienst auf dem Rheine zu versehen hatten.

„Und was der selbe teil also mit varende gewünnet und erobert der selben wuchen," lesen wir weiter, „daz sol des selben teils gemein sin und glich under sy geteilt werden, also daz einem als vil als dem andern gelange und volge."

War ein Schiffer krank, so hatte er, um seines Anteils am gemeinsamen Gewinn nicht verlustig zu gehen, einen Ersatzmann zu stellen. Selbstverständlich konnte es nicht in der Absicht der Obrigkeit gelegen haben, daß die Schiffer in den 14 Tagen, während welcher sie vom Fahren ausgeschlossen waren, am Hungertuch nagen sollten. Deshalb bestimmte Art. 2 der Ordnung, daß ein jeg-

licher unter ihnen sich in dieser Zeit umsehe, „ettwas anders ze tunde, damitte er sich denn mag began, es sie vischen oder buwen (Schiffe bauen) oder anders, da durch er denn gedencket, hin ze kommende und sich zu ernerende."

Nun gab es aber im Jahre gewisse Zeiten, wo der Verkehr auf dem Wasser ein besonders reger war, wenn nämlich im Frühling und Herbst die beiden Frankfurter Messen stattfanden, wenn ferner unzählige Pilger nach Einsiedeln wallfahrteten oder nach der Loretto-Kapelle auf dem Achenberg bei Zurzach. Die Fahrten nach Einsiedeln hatten gerade damals riesenhafte Dimensionen angenommen; es sollen jährlich gegen 150,000 Wallfahrer am Grabe des heil. Meinrad eingetroffen sein, von denen ein großer Prozentsatz die Rheinstraße als Rückweg benützt hat. Damit nun Leute und Gut schnelle Beförderung fänden und keine der drei Abteilungen sich im Erwerb von einer der andern übervorteilt sähe, hatte jeweilen bei diesen Anlässen die ganze Zunft thätig zu sein.

Mochte es aber der Rat mit den Schiffern so gut gemeint haben als nur möglich, so hatten die Bestimmungen der periodischen Fahrt doch nicht immer den gewünschten Erfolg. Jedenfalls dürfen wir die Beschwerde, welche die Breisacher im Jahre 1449 gegen die Basler beim Markgrafen von Baden eingereicht haben, nicht übersehen. Darin findet sich der Passus, es habe die Gleichberechtigung am Reingewinn in Basel Faulenzer erzeugt, die andere für sich arbeiten ließen und „so wurdent die Schifflut (von Basel), so denne durch zitt faren mustend verdrütz, umb dz die andern nit ouch faren wolten und staltend öd truncken lüt für stierlüt uff die schiff," wodurch in kurzer Zeit nicht weniger als drei Schiffbrüche verschuldet worden seien, bei welchen 90 Menschen ihr Leben verloren hätten. Diesem Wortlaut nach zu schließen, hätten die wenigen pflichteifrigen Basler Schiffer es bald satt bekommen, für andere Leute zu arbeiten, und hätten angefangen, das Handwerk zu ver-

nachläſſigen. Wenn auch nicht alles, ſo wird doch etwas daran wahr ſein.

Aus dem 1430. Jahre erfahren wir ferner, daß ſich zwiſchen Schiffern und Fiſchern ein unangenehmer Streit erhoben habe, weil letztere entgegen den Beſtimmungen der Stiftungsurkunde angefangen hatten, ebenfalls Pilger von Einſiedeln abwärts zu ſpedieren. Man verglich ſich ſchließlich dahin, daß den Fiſchern geſtattet wurde, fünf Schiffe mit Pilgern wegzuführen, wobei ſie jedoch den Steuermann von den Schiffleuten zu beziehen hatten. Dieſe Konzeſſion an die Fiſcher blieb aber nur bis 1494 beſtehen, wo durch Ratsbeſchluß verfügt wurde, daß ſich die Fiſcher mit der Schiffahrt überhaupt nicht mehr zu befaſſen hätten. Als Schadenerſatz erhielten ſie jedes Jahr von den Schiffern 15 rheiniſche Gulden, ob nun wenig oder viel Fremde ſich einfanden, ausgenommen wenn gar niemand einträfe. Weil aber auch die Schiffer hie und da der Fiſcherei obgelegen hatten, war ſchon 1487 beſtimmt worden, daß auch die Schiffer bei ihrem Berufe bleiben ſollten. Nur während zweier Nächte in der Woche wurde ihnen ein bedingtes Recht zum Fiſchen eingeräumt oder für den Fall, daß ſie einmal auf ihrem Zunfthauſe ein Eſſen haben wollten.

Die Uebergriffe der Fiſcher waren es aber zum wenigſten, was den Schiffleuten das Leben ſauer machte; viel gefährlicher für ſie war die laut Stiftungsurkunde auf hieſigem Platze geſtattete Konkurrenz auswärtiger Berufsgenoſſen, unter welchen hauptſächlich diejenigen von Straßburg und Breiſach zu nennen ſind. Es war vorauszuſehen, daß ſich die verſchiedenen Schiffergeſellſchaften in der Ausübung ihres Handwerks und der Verfolgung geſonderter Intereſſen in die Haare geraten mußten. Zu Zwiſtigkeiten untereinander iſt es denn auch bald genug gekommen. Den Anlaß hiezu gab das gegenſeitige Hindern der freien Fahrt und der damit verbundene Zwang, fremde Steuerleute an Bord zu nehmen.

Der Ober- und Mittelrhein war nämlich schon von alter Zeit her ein ungezügelter Wasserlauf gewesen, den der badische Wasserbautechniker Oberst Tulla bezeichnend ein „großartiges Wildwasser“ genannt hat. „Waltwasser“ heißt er anderswo, weil seine Ufer stark bewaldet waren. Er schwoll häufig an, überflutete die in demselben vorhandenen Inseln und Sandbänke, bildete daneben stets neue Inseln und veränderte andauernd sein Strombett, indem er sich bald nach dem einen, bald nach dem andern Ufer drängte. Die Schiffahrt zwischen Basel und Neuenburg hauptsächlich war um so schwieriger, als häufig die hier und dort bewaldeten Ufer nach erfolgter Unterspülung abbrachen, und dadurch Bäume und Sträucher in die eigentliche Fahrstraße gelangten, welche nebst den vorhandenen Sandbänken die Flußbahn für den Verkehr unsicher, ja geradezu gefährlich machten. Es war daher eine Hauptpflicht der Schiffer, zu sorgen, daß Schiffbrüche vermieden würden. Das geschah zunächst dadurch, daß die Schifferzünfte von Basel, Breisach und Straßburg unter sich verabredeten, den Rhein jedes Jahr auf eine vorgeschriebene Strecke hin ein oder mehrere Mal „in irem costen zu versuchen und zu zeichnen,“ d. h. das Flußbett auf eigene Kosten einer genauen Prüfung zu unterziehen und gefährliche Passagen durch eingerammte Pfähle zu kennzeichnen. Dieses Geschäft lag den Baslern von hier bis Breisach ob; von dort bis Straßburg besorgten es die Breisacher, und für die Sicherheit auf dem Mittelrhein hafteten zum Teil die Straßburger, denen nachgerühmt wird, sie hätten den Fluß jährlich zweimal mit großem Kostenaufwand vermittelst Ketten oder starker Seile von Bäumen und Sträuchern gereinigt. Inwieweit die Basler dieser ihrer Aufgabe nachgekommen sind, läßt sich nicht mehr genau bestimmen. Wohl aber vernehmen wir, daß, nachdem zu Ende des 15. Jahrh. eine ganze Anzahl von Basler Schiffen gescheitert war, man hierorts mit übertriebener Vorsicht kein Schiff mehr eher abfahren ließ, als

bis man aus Breisach günstigen Bericht über die Fahrstraße erhalten hatte.

Es brauchte natürlich eine ziemlich lange Praxis, bis ein Schiffer mit gutem Gewissen behaupten konnte, er getraue sich, ein größeres Fahrzeug ungefährdet von Basel nach Straßburg zu dirigieren. Wiederholte Unfälle mögen es daher gewesen sein, welche zuweilen gewissenhafte Leute bewogen haben, bei schlechten Fahrverhältnissen oder auf gewisse, ihnen weniger bekannte Strecken hin fremde zuverlässige Steuerleute zu dingen und diese mit der weiteren Führung der Schiffe zu betrauen. Solche Ausnahmefälle wurden allmählich zur Gewohnheit und schließlich, sobald der Verkehr zu Wasser abnahm und der Lotsendienst sich als eine willkommene Erwerbsquelle darbot, sehen wir diese Gewohnheit in den Zünften zum förmlichen Rechtsanspruch erhoben. Das hat unter denselben die widerwärtigsten und langwierigsten Händel verursacht. Wie früh man übrigens schon vergessen hatte, weswegen man eigentlich einander gegen Bezahlung Steuerleute zur Verfügung gestellt hat, zeigt eine Forderung der Breisacher aus dem Jahre 1386, wonach die Basler gegen Entrichtung von „10 Blaphart“ pro Schiff ungeschoren selbst weiter fahren dürften, im andern Falle dagegen bis Straßburg einen Steuermann um 1 fl. aufzunehmen hätten. Somit war man schon damals nur noch auf den Gewinn bedacht.

Am längsten dauerte in dieser Angelegenheit der Streit, den die Basler mit der Straßburger Ankerzunft auszufechten hatten. Gestützt auf eingezogene Kundschaften hatten sie im Jahre 1424 einen Schiedsspruch erlangt, der ihnen ungehinderte Fahrt unterhalb Straßburgs zusicherte und ferner den Straßburgern verbot, in Basel Ladung einzunehmen. Längere Zeit haben sich letztere an dieses Privileg der Basler gehalten. Sobald sie sich aber nicht mehr darum kümmerten, kam es zu Thätlichkeiten. Immer und

immer wieder mußte der hiesige Rat seine Bürger gegen erlittenes Unrecht in Schutz nehmen, aber auch die Straßburger wissen zu erzählen, wie ihre Knechte beim unbefugten Laden an der Schiffslände „mit streichen und schlägen abgefertigt worden." Die Reibereien nahmen zu, je mehr die Schiffahrt zurückging, besonders aber von der Zeit ab, wo Basel eine eidgenössische Stadt geworden war. Ihren Höhepunkt erreichten sie um die Wende des 17. Jahrh., wo man den Baslern das Vorhandensein eines derartigen Privilegs direkt bestritt und behauptete, ein solches würde sowieso keine Geltung mehr haben, seit Basel nicht mehr eine deutsche Reichsstädt sei. Man hatte hier schwer, Straßburg gegenüber aufzukommen; denn im März des Jahres 1533 waren bei einem Brande des Zunfthauses die meisten Dokumente zu Grunde gegangen. Da lange Zeit kein Vergleich zu stande kam, drangsalierten die Straßburger die hiesigen Schiffer damit, daß „die ersame Zunfft zum encker unsere schiff verbotten, daß kein schiffmann eines kauffen darff, gueter darein zu laden, und wür (die Basler) also sie mit unserm großen schaden zu Straßburg verderben zu lassen gezwungen werden ..... nur damit uns die schiffahrt auch gen Straßburg schwehr genueg gemacht und wür also dadurch gar ab dem wasser vertriben würden."

Solche Mißhelligkeiten, zu denen sich die Gefahr des Transportes und öfter langsame Spedition verbunden mit großen Umlagen und Zöllen gesellten, konnten nicht ohne Folgen sein. Wegen der Zölle hatten die Kaufleute schon oft beabsichtigt, die Schiffahrt ganz aufzugeben, doch waren sie veranlaßt durch die hohen Wehrzölle, durch schlechte Straßen 2c. immer wieder zu der mit Abgaben ebenso belasteten, jedoch bequemeren Schiffahrt zurückgekehrt. Jetzt fing man an, für Postgegenstände und ähnliches mit der neu eingerichteten Schaffhauser Post den Landweg über Freiburg nach Frankfurt zu gebrauchen. Diese Konkurrenz spürte man

in Basel wie in Straßburg bald genug. Vergebens aber gab sich Syndicus Friedrich von Straßburg alle Mühe um ein gütliches Uebereinkommen der beiden Zünfte. Alles Zureden half nichts, so daß derselbe unserm Stadtschreiber im Jahre 1674 mutlos schreibt, es sei ihm zwar sehr leid, doch lasse man in Straßburg plötzlich alles hängen und gehen. Wenn die Basler recht arbeiten und die Kommerzien in Ordnung seien, so sei es gut.

Erst im Jahre 1711, als Straßburg eine französische Stadt geworden war, fanden die Basler an Klinglin, dem königl. Prätor in Straßburg, eine Persönlichkeit, mit Hilfe deren sich einige Hoffnung zeigte, den leidigen Streit endlich einmal beizulegen. Klinglin hatte dem hiesigen Rate geschrieben: „Il est tres heureux pour moy que le petit service que j'ay rendu aux bateliers bourgeois de vostre ville vous soit agreable ayant pour vous et ceux qui vous appartiennent tout le respect imaginable... Il vous sera aisé de juger que je m'efforceray de vous en donner des marques dans toutes les occasions qui se presenteront. Je vous supplie tres humblement d'en estre persuadés“ etc.

Von diesem äußerst freundlichen Anerbieten machten die Basler sofort Gebrauch. Sein Beistand wurde zur Regelung der Verhältnisse angerufen, und bald finden wir den Kanzleiregistrator Gernler zusammen mit seinem Vetter Lucas Fesch, dem Zunftschreiber zu Schiffleuten, auf dem Weg nach Straßburg. Die beiden Herren hatten keine leichte Aufgabe. Schon die Reise an und für sich war beschwerlich. Da Kriegszeit war, hatte sich Gernler in Hüningen einen Paß verschafft, welcher ihm erlaubte, sich der Truppe anzuschließen, welche den königlichen Schatz von Ottmarsheim hinunter nach Straßburg begleitete. Mit Mühe und Not, schreibt er in seinen ausführlichen Berichten an den Rat, sei er durch die Marodeure hindurch am Bestimmungsorte angelangt.

Darauf habe er sofort bei Klinglin um eine Audienz gebeten und sie auch zugesagt erhalten. Mit sichtlichem Wohlbehagen berichtet er von der Pracht, die er im Hause Klinglins angetroffen habe, von dem vielen Silber und Gold, von dem samtnen Kleide des Herrn Prätors, und wie dieser das Kompliment des Rates ohne Bedeckung stehend angehört, sich darauf unterthänigst und gehorsamst bedankt und ihn endlich zum Sitzen aufgefordert habe. Nun sei der Prätor wohl anfänglich vom Straßburger Magistrat eingenommen gewesen, der mit Vehemenz immer noch behauptete, die Basler hätten keine Urkunde ihrer Privilegien vorzuweisen. Nach Ueberreichung des wieder gefundenen 1424ger Dokuments sei aber Klinglin für Basel gewonnen gewesen.

Gernler hatte Befehl, den Handel vor S. Excellenz, den Intendanten Le Pelletier de la Houssaye zu bringen. Das riet ihm Klinglin ab; denn es liege ein absoluter Rechtshandel vor, der denselben nichts angehe und nur vor das Forum des Magistrats gehöre. Er erzählte ihm auch, wie er schon einmal mit Ammeister Wenkher, dem Oberherrn der Straßburger Schiffleute, in besagter Angelegenheit „harte Mühe" gehabt habe, wie derselbe brutal sei und die Schiffer keine Raison hören wollten, so daß er schließlich gezwungen gewesen sei, „seine authoritet zu zeigen."

Einige Tage nach dieser Audienz erhielt Gernler aus Basel ein Schreiben, in welchem von einem Geschenk an Klinglin in Form einer Medaille die Rede war. Darauf wußte er zu antworten, daß man nach seinen Erkundigungen „mit sauber gearbeitetem Silbergeschirr besser als mit Medaillen willkommen sein werde."

Endlich war die Sache so weit, daß man zu einer ersten Sitzung zusammentreten konnte. Gernler erhielt dazu keinen Zutritt, erfuhr jedoch vom Stadtmeister Wormbser, wie sehr Klinglin sich in derselben Basels angenommen habe. Von dem gleichen Herrn hörte er auch den Ausspruch, „daß die schiffleuth in wahr-

heit die gröbſten leuth ſeyn, ſo in Straßburg wohnen und zweifle ihm ganz nicht, ſie werden zu Baſel auch des gleichen fuegs ſeyn."

Auf dieſe erſte Sitzung hin ſandte Gernler ſeinen Vetter in die Stadt aus, ob es ihm vielleicht gelinge, zu vernehmen, was man von „ſeiner negotiation" halte. Nicht lange dauerte es, ſo brachte Feſch zurück, daß erſtens die Ankerzunft ſich anſchicke, die Kaufmannſchaft mit ins Feld zu führen, und daß zweitens das Gerücht gehe, es ſei Klinglin von Baſel aus mit 2000 Thalern beſtochen, „und würden die Basler nicht nachlaſſen, wann es ſie auch gleich 50,000 Thaler koſten ſollte."

Wirklich wurde auch in der zweiten Sitzung dem Prätor eine von 86 Kaufleuten Straßburgs unterzeichnete Bittſchrift zu Gunſten ihrer Schiffer eingehändigt. Erſt ſchüttelte er dazu den Kopf, denn er hatte nie geglaubt, daß die Kaufmannſchaft etwas unternehmen werde, was ihr Schande bereiten mußte; dann lachte er die Petenten aus und wies ſie an, ihr Vorbringen beſſer zu begründen. Aber Gernler fand die Sache doch recht bedenklich und fürchtete für einen guten Erfolg ſeiner Miſſion, wenn die Petenten an den Intendanten gelangen würden; denn, ſchreibt er, bei dieſem heißt es kurz: „Sic volo, sic jubeo et omnis populus dicat amen." Doch da geſchah in der dritten Sitzung vom 18. September 1711 das Unerwartete. Laſſen wir Gernler erzählen:

„Dieſen Morgen nun iſt man widerumben zueſammen geſchritten und habe ich endtlich nach dritthalbſtündigem ſtreiten und markten durch Gottes gnädigen beyſtand die ſach zu dem völligen ſchluß und verglich gebracht, alſo daß

1. unſer ſpruchbrieff de anno 1424 von neuwem durchaus beſtätigt;
2. zu Straßburg das bißhar von den basliſchen ſchiffleuthen bezogene fertigungsgelt vollig abgethan;

3. den basliſchen in ihre freye willkur geſtellt iſt, zu ihren könfftigen Rheinsthalfahrten keinen, einen oder mehr ſtierleuth zu nehmen, wo die Straßburger allzeit ſchuldig ſeyn ſollen, ſtierleuth zu geben."

Als Entſchädigung für dieſe Konzeſſionen vergönnte man den Straßburgern nur, alljährlich an der hieſigen Schifflände 500 Zentner Gut abgabenfrei als Rückfracht laden zu dürfen.

Noch am ſelben Abend gelang es Gernler, zwar nicht ohne Mühe, das Konzept des Vertrages zur Prüfung zu erhalten, bevor dasſelbe dem Rate zur Ratifikation vorgelegt würde. „Nach dehme ich das Concept überſehen," ſchreibt er, „hab ichs unſerer abred in vielem directe zuewider lautend befunden, dahero ich mich noch in der nacht darhinder gemacht und ein ganz neuwen vertrag concipiert, welchen ich des gefolgten fruehen morgens durch herren Feſch copieren laſſen und durch ihne herrn Advocat Fridt überſchickt mit bitt, es möchte dieſes project anſtat des mir überſchickten placediert werden, da ſo der vertrag geſchloſſen und anders nicht." Das geſchah auch, und nachdem alles in Ordnung war, lud der Prätor Klinglin die Vertreter der Parteien und den Rat zu einem großen Eſſen ein, von welchem Gernler erzählt:

„Man ſitzte an der Tafel bis ein Uhr nach Mitternacht; da ward Caffe gebracht, welches mir aber nicht wohl bekham, dan ich es nicht bey dem wein leyden konte. Umb halb zwey Uhr fahrte ich fort und ward von dem herrn pretoren bis in die gutſchen beglaitet. Ich ward aber in dieſer nacht ſo krankh, das ich vermeynte, ein hitzig fieber an dem hals zu haben, geſtalten die gar ſtarkhe und vielerley wein mir eine ſo große hitz in leib und kopff gejagt, daß ich des gefolgenden montags den ganzen tag genug abzukühlen urſach hatte und das bett nicht quittieren konte."

So hatte denn Baſel einen durchſchlagenden Erfolg erzielt. Klinglin ſchrieb darüber an die Basler Obrigkeit: „L'affaire....

a esté terminée a l'amiable et comme il me paroist a la satisfaction respective des deux parties, de quoy je suis ravi. Mr. Gernler que vous avies chargé de la conduire de vostre part l'a fait avec toute la prudence, toute l'habileté et en mesme temps vivacite que vous pouvies desirer de luy en une occasion de cette nature“ etc.

Wem aber in erſter Linie der günſtige Ausgang des Handels zuzuſchreiben war, wußte man hierorts wohl und ließ es daher an Dankadreſſen nicht fehlen.

Die Angelegenheit hatte aber in Baſel noch ein unangenehmes Nachſpiel. Weil die Deputation nach Straßburg nicht weniger als 415 fl. gekoſtet hatte, handelte es ſich darum, wer dieſe Auslagen decken ſollte. Die Schiffleute, die ohnehin nie große Schätze beſaßen, weigerten ſich, dafür aufzukommen, und wieſen den Rat mit ſeiner Forderung an die Direktoren der Kaufmannſchaft. Dieſe remonſtrierten ihrerſeits ſofort gegen ein derartiges Anſinnen. Nicht ſie ſeien es, welche aus dem Erfolge den Gewinn einheimſten; warum ſollten ſie alſo zahlen? Schließlich wurden ſie aber doch dazu gezwungen.

Waren die hieſigen Schiffer in ihrer freien Fahrt von den Berufsgenoſſenſchaften unterhalb der Stadt drangſaliert worden, ſo übten ſie ihrerſeits einen ebenſo ſtarken Druck auf diejenigen aus, welche von oben her gefahren kamen. Jedes Schiff ſuchten ſie anzuhalten und wachten mit peinlicher Genauigkeit über ihre hergebrachten Rechte. So glaubte, um nur einen Fall zu erwähnen, der preußiſche Gouverneur von Neuenburg im Jahre 1748 Grund zur Klage gegen die Basler zu haben, weil ſie ſeinen Unterthanen eine Fuhr nach Mainz abgezwungen hatten. Als Antwort erhielt er, daß die Hieſigen von allen abwärts fahrenden Schiffen mit Ausnahme derjenigen von Laufenburg ein Stapelrecht beſäßen und einem fremden Schiffsmann nur dann Steuerleute zu geben ver-

pflichtet seien, wenn derselbe mit eigenem Schiffe gefahren komme. Da nun aber das betreffende Neuenburger Fahrzeug nicht den Schiffern gehört habe, sondern Eigentum der Passagiere gewesen sei, seien sie auch befugt gewesen, den Transport der Insassen und die ganze Fuhr nach Mainz den Neuenburgern abzuverlangen.

Kehren wir aber nach dieser langen Abschweifung wieder zu der erweiterten 1430ger Zunftordnung zurück.

Sie verbietet unter anderem den Schiffern ein langes Säumen auf der Reise. Nicht über zwei Nächte soll einer in Straßburg liegen bleiben, damit Leute und Güter desto raschere Beförderung fänden.

Sie verpflichtet die Mitglieder zur persönlichen Besorgung der Aufträge und bedroht mit hoher Strafe denjenigen, welcher während der Fahrt von den Passagieren ein höheres Fahrgeld zu erpressen sich unterstehen würde.

An Sonn- und Feiertagen ist das Fahren auf dem Rhein nur gegen Erlegung von zwei Pfund Wachs gestattet, ein Paragraph, der 1753 folgende Wendung erhielt: „Um mehrerer Heiligung des Sonntags willen solle in das künfftige vor geendeter Morgenpredigt von den Zunfftangehörigen E. E. Zunfft zu Schiffleuhten niemand auffert dem Herrn Pfarrer zu Klein Hüningen bei Vermeidung m. gn. Herren Ungnad auff dem Rhein hinweg geführt werden."

Ein weiterer Paragraph handelt vom Schiffsankauf. So lange die Basler Rheinschiffahrt bestand, hören wir recht wenig davon, daß die Zunftgenossen auf hiesigem Platze neue Schiffe haben erstellen lassen. Als Schiffbauer lernen wir hauptsächlich die Laufenburger kennen. Doch nur in Notfällen schritten die Basler zur Bestellung von teuren neuen Fahrzeugen, denn sie kamen auf anderem Wege meist billiger dazu. Gewöhnlich fuhren nämlich die Schiffer aus dem Flußgebiete des Oberrheins nicht weiter als bis

Basel, und da in den meisten Fällen an einen Rücktransport der Fahrzeuge Kosten halber nicht zu denken war, sahen sich dieselben gezwungen, sie hier zu verkaufen. Diesen Umstand scheinen die Basler zuweilen recht ausgenützt zu haben. Wenigstens ersucht 1590 die Stadt Schaffhausen den Rat, dahin zu wirken, daß für ihre Schiffe ein anständiger Preis bezahlt werde. Im Jahre 1643 werfen die Kaufleute den Schiffern vor, daß sie die Fahrzeuge „gar leidenlich kouffen, ja offt mohls die Berner und Schaffhaußer schiffleuth truckhen, daß sie die allhiesigen mehr auß den thillen und stuckhen zu Stroßburg erlosen können, als daß schiff zu Basell gekostet hat." Klüger stellten es die Zürcher an: sie trafen wiederholt mit den Baslern auf eine bestimmte Zeit Abkommen, worin die Schiffspreise geregelt waren. Uebrigens hat es dann Zeiten gegeben, wo es den Unsrigen selbst in dieser Hinsicht zu Straßburg um kein Haar besser gegangen ist. Am Unterrhein allerdings löste man fast jederzeit aus dem bloßen Holz der Schiffe so viel, daß man nur selten zu großem Schaden kam.

Ein Ueberfluß an Fahrmaterial war deswegen hier doch nie vorhanden. Die alte Zunftordnung verpflichtet die Angehörigen, immer ein großes und ein kleines Schiff bereit zu halten und sich so einzurichten, daß eine Fahrt jeweilen am frühen Morgen schon beginnen könne. Eine Ratserkanntnis aus dem 17. Jahrh., wonach ein Schiffsverkauf ohne hochobrigkeitliche Bewilligung mit Verlust des Bürgerrechts, mit Schellenwerk, oder im günstigsten Fall bei mildernden Umständen mit zweimal 24 Stunden Gefängnis bestraft wird, spricht auch nicht für eine große Basler Kauffahrteiflotte.

Aeußerst interessant sind nun in der 1430ger Ordnung eine Anzahl Paragraphen, welche auf das Verhalten der Zunftbrüder innerhalb und außerhalb des Zunftlokals Bezug haben und deshalb hübsche Beiträge zur Sittengeschichte liefern. Da heißt es:

„Item welher dem andern ſin ſchiffe lützet (herabmindert) und loße machet, oder das er ſpricht, er fürt ſteine oder ſwine oder lere ſchiff, oder kan nit varen, oder er wil ſich ſummen (aufhalten) underwegen, der git ein guldin ze beſſerunge.

Art. 34 enthält folgenden Euphemismus: „Item welher under unſern geſellen uff unſer huſe und ſtuben genſe, hünre, enten, viſche oder andere eſſhafftiger dingen bringet oder treit, die er nit koufft hat," iſt einer Strafe von 10 Pfund Wachs verfallen.

Nicht übel hört ſich § 35 an: „Item welhes unſer geſellen wip ane das ufer gat, ſy bringe im denn einen mantel oder einen ſpieß oder nagel oder ſölich dinge, das ihm zugehört," wird mit zwei Pfund Wachs gebüßt und ſoll von der Schifflände heimgeſchickt werden.

Straßenſkandal zieht eine Strafe von zwei Pfund Wachs nach ſich. Wer hingegen „den andern wundet uff unſerm huſe, der git 50 Pfund" und wer „den andern uff unſerm huſe ze tode ſchlacht, der git 100 Pfund bar wachs" zu der Strafe, die ſeiner von ſeiten der Stadt wartet.

Hatte ſich irgend jemand von einem Geſellen wegführen laſſen und war das Fahrgeld ſchuldig geblieben, den ſollte keiner mehr vor Abtragung der Schuld in ſein Schiff aufnehmen.

Auf die Hausordnung beziehen ſich folgende Beſtimmungen:

„Item es ſol niemand uff unſer ſtuben orren (Ohrfeigen austeilen) noch ſtoſſen, denn (ſondern) züchtig ſin."

„Item welher den andern heiſſet liegen (lügen) frevenlichen oder in zornswiſe, der git 1 Pfund wachs."

„Item welher uff unſerm huſe übel redet und ein loch nemmet (nennt), ſtudeloch, zwersloch und ſoliche worte, der git ſofort 6 pfennig oder ſpäter 1 Pfund wachs."

„Uff dem huſe" darf man einander nicht „beſchütten noch werfen."

Eine hohe Strafe von 10 Pfund Wachs trifft den, der einem andern geſchlechtlichen Umgang mit Tieren vorwirft.

„Welher dem andern uff dem huſe über ſin teſchen gat oder in uß ſinem ſchlaffe wecket, der git 2 Pfund wachs.“

Daß ſich die Schiffer im Zechen vor andern Stadtbürgern hervorgethan hätten, könnte nicht bewieſen werden. Daß aber auch ſie keine Temperenzler waren, erhellt neben vielen in den Akten zerſtreuten Andeutungen aus den verſchiedenſten Zeiten ganz beſonders aus einer neuen Ordnung, welche das Jahrhundert der Reformation mit ſeiner Fülle von Sittenmandaten gezeitigt hat. Darin leſen wir: „Die Schifflüt, meiſter und knecht haben etwan über die zit gezert und bi dem trunkh geſeſſen (NB. auf Rechnung des Zunftſeckels!). Wir wollen keinem den erbaren zächen benämen, doch umb ſeinen pfennig ohne zunfftcoſten, es wäre denn daß ein ſchiff geladen worden und die meiſter erlaubten einen gemeinſamen trunk. Welher aber über die zit uf der zunft verharen, zehren, ſich überwynen, Gott leſtern, die gaben Gottes mißbrauchen oder ſunſt anderen unzüchtige ſachen mit worten oder werckhen üben und treiben wurde,“ ein ſolcher ſolle jederzeit von den Meiſtern nach Gebühr beſtraft werden.

Von durchſchlagendem Erfolge ſind aber dieſe und noch viele ähnliche Verordnungen nicht geweſen. Vielfach herrſchte Zwietracht unter den Genoſſen oder es verſagten die Knechte den Obern den Gehorſam. Von allen 15 Zünften iſt die zu Schiffleuten diejenige geweſen, über welche weitaus am meiſten Klage vor Rat geführt worden iſt. Was Wunder alſo, wenn ſie zuletzt in üblen Ruf kam, und ſich die nachteiligen Folgen zeigten?

Im Jahre 1354 war ſie gegründet worden; nach nicht ganz 80 Jahren zählte ſie ihren größten Mitgliederbeſtand, hatte aber bereits die guten Tage hinter ſich. Fürwahr, eine kurze Zeit des Glückes und der Freude! Das allmähliche Sinken der Schiffahrt

offenbart sich uns auf mancherlei Weise. Wenn im Jahre 1441 der Beschluß gefaßt wurde, daß „alle gemeinschafft, so sy mitteinander unczhar gehept hand oder haben möchtent, gentzlich hin und abesin soll," so erklärt sich derselbe wohl nur aus einer gegenüber früher bedeutend dezimierten Zahl von Zunftgenossen, und wenn denselben bald nachher wieder erlaubt wird, abwechslungsweise, diesmal aber in zwei Abteilungen, zu fahren, so ist das doch nur ein Zeichen, daß das Handwerk in stetigem Niedergang begriffen war. Eine lange Lehrzeit (7—8 Jahre) und ein großes Sterben (1564/65) trugen das ihrige dazu bei, daß sich immer seltener tüchtige Kräfte zur Aufnahme in die Zunft meldeten. Wer mochte sich auch einem Berufe zuwenden, welcher den Mann nicht zu ernähren versprach? So finden wir denn die Basler Schiffahrt 100 Jahre später in den Händen von nur ganz wenigen Meistern mit einigen Knechten. Ihrer Pflicht, der raschen Beförderung von Leuten und Gütern, suchten sie nach einer festgesetzten Fahrordnung nachzukommen. Bald aber begannen gerade diejenigen das Vertrauen, das man ihnen schenkte, zu mißbrauchen, denen es am ehesten obgelegen hätte, darüber zu wachen, daß das Gefährte nicht jählings verkomme. Gemeint sind die Zunftvorstände, welche, um nicht stetsfort selbst reisen zu müssen, Aufträge zwar sehr gern entgegen nahmen, sie aber nicht persönlich, sondern durch angestelltes Personal ausführen ließen. Ihrem Vorbilde folgten in gesteigertem Maße die übrigen Meister. Dadurch mehrten sich die Schiffbrüche, eine allgemeine Zerrüttung trat in der Zunft ein und Reklamationen von seiten der Kaufleute waren an der Tagesordnung. Wir entnehmen das einer Verteidigungsschrift wegen verschuldeten Schiffbruchs, die der Schiffer Hans Dürst dem Rate anno 1575 eingereicht hat. Es heißt darin: „Unser Rhatsherr und Meister farenn gar selten und wöllen veil schiff mit knechten hinweg schicken gon Strasburg, damit es disser weniger an sie komme. . . . Es sind

unſer neun meiſter gſin; von denen neunen haben ſechs faſt immerdar diſen ſchwären handell mit faren ſollen usrichten und ſind eben vier knecht, die umb ein erſamme zunft dienen, unnd ſoll man etwan ein wuchen mit zweyen ſchiffen faren oder als bald mit dreyen ungeforlich, wie ſoll man nun, gnedig herren, diſen ſchweren handel usrichten mit diſen ſechs meiſteren und vier knechten? Dan der Diebolt Merian iſt in acht jaren alters halb nie gfaren, dan er hatt abbetten. Iſt aber etwas gwunnen worden, ſo iſt er alzeit darbey. Unſer Meiſter iſt lenger dan in einem halben jar nie weder gon Briſach noch gon Strasburg gefaren, desglichen unſer rhatsherr über zweymal nit zu Strasburg in einem halben jar geweſen. . . . . So aber unſer einer gfaren iſt unnd umb knecht angeſprochen hatt, hatt er müſſen allerley volcks, räbknecht, meſſerſchmid, beckenknecht und andere, die ſich des waſſers nit verſtond, nemmen, das manchen burger wunder genommen hatt, alſo mit ſchlechtem volck faren." Die guten Knechte hatten nämlich immer der Zunftmeiſter und der Ratsherr für ſich beanſprucht. „Und," fährt er fort, „hatt man uff ein zeit einen uf ein ſchiff geſtelt für ein ſteurman, der ſein lebtag nie umb kein zunft gedient hatt. Vor dem ſterbend hatt man etwan davornen inn dem ſchiff vier knecht gehabt, die umb ein erſame zunft gedient haben und ſich uff das waſſer verſtanden, . . . nach dem ſterbend aber ſind die knecht, die do willens ſind gſin zedienen, in ein abgang kommen. Das ſchaft aber die langwierige zeit dahin ze dienen (lange Lehrzeit), das niemant gern ſein ſon dahin thut." Früher habe man nach fünf Jahren die Meiſterſchaft erreicht, aber „ich bin uff die 5 jar gefaren, eb ich zum diener bin angenommen worden; demnach bin ich 7 jar diener gſin."

Durch die Gegenreformation und die Hugenottenkriege in Frankreich wurden auch Baſel und die elſäſſiſchen Gebiete in Mitleidenſchaft gezogen. Bei dem allgemeinen Steigen der Preiſe waren

auch die Schiffer gezwungen, höhere Taxen zu verlangen. Das rief aber sofort einem Konflikt mit der Kaufmannschaft. Man verteidigte sich, so gut es ging, indem man darauf hinwies, daß, während man in Friedenszeiten für ein großes Bernerschiff 16 bis 20 fl. bezahlt habe, ein solches jetzt 60 fl. koste. Für Wein und Brot verlange man ihnen besonders in den Gasthäusern an den Landstraßen das vierfache von früher. Die Zölle und Waggelder seien ebenfalls dementsprechend erhöht worden. In Breisach müßten sie sich für schweres Geld Pässe lösen und der dortigen Wacht „schmieren." Aller Orten würden sie jetzt angehalten, so daß sie nun 5—6 Tage zu einer Fahrt nach Straßburg brauchten, von denen man früher in zwei Tagen zurück gewesen sei. Wenn man nun bedenke, daß sie seit $1^1/_2$ Jahren fast auf allen Fahrten geplündert worden seien und Hab und Gut verloren hätten, wenn man ferner in Betracht ziehe, daß in Straßburg 30 ihrer Schiffe im Wert von über 1500 fl. verankert liegen, welche zum Teil verfallen und verfaulen, weil sie dieselben in dieser bösen Zeit nicht abbringen könnten, wer dürfe dann von Unrecht reden, wenn sie mit ihren Taxen aufschlügen? Die Kaufleute thäten es auch nicht anders, und wenn man sie frage, warum sie ihre Waren bald drei-, bald viermal so teuer geben als früher, so erhalte man zur Antwort, daran seien die schweren Kriegsläufte und die allgemeine Unsicherheit auf den Straßen schuld. Das sei aber auch ihre Klage, und überhaupt seien die verständigen Leute mit ihnen noch immer zufrieden gewesen.

Schließlich legte sich der Rat ins Mittel. Er gebot zunächst, die Zunft auf acht Meister, zwei Steuerleute und vier Knechte zu ergänzen, vorbehalten, daß die Schiffahrt wieder zunehme. Dann regelte er die Dienstzeit eines Knechtes auf drei und die eines Steuermanns auf zwei Jahre. Kranken oder alten, gebrechlichen Meistern sprach er vollen Anteil am Reingewinn der Zunft zu,

Witwen hingegen nur für das Todesjahr ihrer Gatten. Er setzte eine Behörde ein zur genauen Prüfung des Schiffmaterials und zur Ueberwachung der Ladung und Spedierung der Güter, er bestimmte die Fahrtaxen, verbot fremden Schiffern an der Schiffländе, wie bisher oft geschehen, Ladung einzunehmen und verlangte von den Zunftgenossen, daß sie alle Gebresten im Rhein, die sie auf ihren Fahrten bemerkt haben würden, sofort nach ihrer Rückkehr zur Anzeige brächten. Auf den Fahrten selbst sollte sich ein jeglicher der Nüchternheit und Bescheidenheit befleißigen. Eine weitere Bestimmung bezieht sich auf die Schiffbrüche. Unverschuldetes Mißgeschick ist zu verzeihen, heißt es in einem der Paragraphen. Wer aber einen Unfall gröblich selbst herbeiführt, der ist zu bestrafen und hat den Schaden zu ersetzen. Wird der Betreffende jedoch flüchtig, so hat die ganze Zunft für ihn einzustehen.

Die Haftbarkeitsfrage der Schiffer für die zu spedierenden Güter wurde immer und immer wieder aufgeworfen. Anfänglich nämlich weigerten sich dieselben hartnäckig, überhaupt Schadenersatz zu entrichten, wenn ein Fahrzeug gesunken oder gestrandet und wertvolles Gut verloren gegangen oder beschädigt worden war. Wie sollte man sie in solchen Fällen auch zur Verantwortung ziehen können, wo sie doch in dem stets sich verändernden, gefahrenreichen Flußbett einen Kampf mit den Gewalten der Natur zu führen hätten! — Eine fade Ausrede, die nicht verfing; denn nach den Akten beruhte die Mehrzahl der Unfälle auf Nachlässigkeit des Personals. Darum sah sich die Zunft auch schon 1398 veranlaßt, in Straßburg Erkundigungen in dieser Angelegenheit einzuziehen. Die Antwort bejahte die Verantwortlichkeit.

Doch hören wir für lange nicht, daß man in Basel dem Beispiel Straßburgs nachgelebt habe. Die 1430ger Ordnung bedrohte nur diejenigen mit schwerer Strafe, durch deren Nachlässig-

keit Menſchenleben zu beklagen ſein würden. Solche Schiffer ſollten keine Gnade finden; nach ihnen wollte man fahnden, ſie richten, aus der Stadt verbannen. Entrännen ſie, ſo ſollten ſie den auswärtigen Schiffergenoſſenſchaften denunziert, ihre Güter eingezogen und für das Seelenheil der Ertrunkenen verwendet werden. Schließlich ſcheint man ſich aber doch auf den Standpunkt der Straßburger geſtellt zu haben. Das erſehen wir aus der Erklärung der Meiſter vom Jahre 1586, welche lautet: „Es hat mit ſchiffbrüchen diſe meynung, wan ein ſchiff zu grund godt und der ſchiffman mit ſeinem leyb bitz ann das endt bey dem ſchiff pleibt und er rettet leut und güeter, ſoviel ihm möglich iſt, als dann iſt er umb den verluſt nichts zu geben ſchuldig, fürnemlich wan er die ſachen nit verwarloſet, dan er ſelbſt iſt inn gefor ſeines leybs und lebens eben wie die anderen geſtanden. Wann aber der ſchiffman fleucht und alein ſeines lebens rettung ſucht, derſelbig iſt ein untrewer ſchiffman und mag umb allen ſchaden beclagt werden.“ Erſt im Anfang des 19. Jahrh. gelang es den Auftraggebern, ihre Forderungen vor dem Rate voll und ganz durchzuſetzen. Von da an mußte jeder Schiffer vor ſeiner Abfahrt von einer Ladung von weniger als 400 Zentner eine Kaution von 1000 Franken und von einer ſolchen zwiſchen 400 und 800 Zentner 2000 Franken hinterlegen oder durch Bürgſchaft ſicher ſtellen.

Im allgemeinen hatten die größten Frachtfahrzeuge auf der Strecke Baſel-Straßburg eine Tragfähigkeit von 1200 bis 1500 Zentner. Sie waren 19 Meter lang, 4 Meter breit und hatten einen Tiefgang von 1,5 Meter. Freilich, als ſeit der letzten Hälfte des 15. Jahrh. ein kräftig pulſierendes Handelsleben fehlte, brauchte man immer ſeltener derartige Ungetüme durch die engen Waſſerläufe des Rheins zu ſteuern. Man durfte mit einem vollſtändig befrachteten Bernerſchiff zufrieden ſein. Ein ſolches faßte 400 bis 600 Zentner Gut und erforderte eine Bemannung von acht bis

zehn Personen. Auf Frachtschiffen wurden bei Gelegenheit auch Personen befördert, doch dienten sonst dem Reiseverkehr kleinere unbedeckte, später mit einem Tuch überspannte Nachenschiffe. Von bequemer eingerichteten Fahrzeugen erfahren wir erst aus dem 17. Jahrh. Ein Beispiel hiezu liefert uns der Akkord, welchen im Oktober 1680 der Marquis de Gravel über den Transport seiner Familie mit Bagage, Pferden und Warenvorräten auf drei Schiffen von Basel bis Bonn mit der Zunft abgeschlossen hat. Danach muß das erste Schiff enthalten: eine Stube mit einem Ofen, eine Kammer, eine Küche, alle mit den nötigen Fenstern; „soll auch mit dielen hin und wider wohl verwahrt sein." Vom zweiten und dritten verlangt er Holzbedachung, das eine davon mit „Kripfen und Bahren." Die Schiffer will er nicht verköstigen, die Zölle für Mannschaft und Waren dagegen auf sich nehmen. Er garantiert ihnen auch, daß ihnen in Straßburg und Mainz keine andern Schiffer als Steuerleute aufgebürdet werden und verspricht ihnen einen Lohn von 390 Reichsthalern, sowie die Zuständigkeit der Fahrzeuge am Bestimmungsort.

Im Jahre 1816 baute Meister Jakob Hindelang ein Schiff mit zwei Etagen. Er hatte Auswanderer nach Amsterdam zu führen und gedachte nun, denselben die obere Etage zum angenehmen Aufenthaltsort während des Tages einzurichten. Es sollten dort 30 bis 40 Personen bequem Platz finden. Dem Zunftmeister Andreas Frey kam aber die Baute sehr gefährlich vor; er zweifelte an der Festigkeit der Konstruktion und beantragte für Hindelang ein Fahrverbot. Umsonst versuchten drei auf dessen Verlangen zugezogene Experten die Behörde zu beruhigen, das 70 französische Schuh lange und 12 Schuh breite Schiff sei neu und solid gebaut, es gehe nach vollendeter Ladung $2^1/_2$ Schuh tief, so daß es immer noch 5 Schuh über Wasser stehe; Hindelang erhielt die Bewilligung zur Abfahrt nicht eher, als bis er den obern Boden abgebrochen hatte.

Während wir über das Schifferhandwerk Basels aus dem 16. Jahrh. nur wenig erfahren und das nichts Gutes, befinden wir uns vom 17. Jahrh. an wieder auf sicherem Boden. Doch bietet uns die Zunft kein erfreuliches Bild dar. „Sittenmahlen ein ersame zunfft zue den Schiffleuthen durch eingerißne uneinigkheiten und zwittracht, auch halßstarrigkheit etlicher ihrer meistern, bey welchen unser nunmehr über die zwey gantzer jahren beschehen freundliches zuesprechen unnd verwarnen nichts verfachen wöllen, in das eußerste abnemmen unnd undergang gerathen," ferner infolge der Schuldenlast, „inn welche ein ersame zunfft durch allerhand zuegestandne ungelegenheiten gerathen unnd khommen — gemeint sind die in erschrecklicher Weise sich mehrenden Schiffbrüche — welche eben groß und biß anhero vil ehrlicher leuthen von der zunfft abgeschreckht," sah sich der Magistrat 1619 schon wieder veranlaßt, Ordnung zu schaffen. Die vier hauptsächlichsten Ruhestörer wurden in ihrem Handwerk bis auf weiteres stille gestellt und eine neue Verordnung über das Fahrwesen erlassen.

Damals hatte der dreißigjährige Krieg bereits begonnen. Er legte die Schiffahrt auf dem Mittelrhein völlig lahm. Verkehrsstockungen traten auch auf dem Oberrhein für die Basler ein. Immerhin aber hörte der Handel doch nicht ganz auf; ja es scheint vielmehr, als hätten damals einzelne Kaufhäuser zuweilen recht schöne Geschäfte gemacht. Wir entnehmen das einer Erwiderung der Schiffer auf eine Anklage der Kaufleute wegen Ueberforderung aus dem Jahre 1643, woselbst geschrieben steht, es habe wegen der großen Gefahr niemand mehr den Zentner Waren wie früher um sechs Batzen führen wollen. Weil aber die Kaufleute großen Profit an denselben gemacht hätten, hätten sie ihnen von selbst mehr Lohn versprochen und so sei eben die Taxe für den Zentner von sechs auf zwölf Batzen gestiegen. Deswegen hätten aber sie, die Schiffer, nicht etwa, wie man meinen sollte, ein schönes Geld verdient; —

im Gegenteil „erscheint sich in den geschriebenen Rechnungen, daß wir von 1638 bis dato (1643) über die 1400 fl. schaden erlitten haben, und so sie (die Kaufleute) uns denselben bezahlen wollen, wir es mit danck annemmen."

Daß der Krieg viel Unangenehmes bringen mußte, liegt auf der Hand. Waren die Basler schon früher gezwungen gewesen, auf der Strecke bis Straßburg an fünf Orten rechtmäßige, sogenannte Raubzölle oder sonstige Abgaben zu entrichten, so wurden sie jetzt in verschärftem Maße kujoniert. Wollten sie daher rasch und im Frieden vorwärts kommen, so blieb ihnen keine andere Wahl übrig als zu „schmieren;" „insonderheit zu Rheinaw, so alzeit ein fenderich da ligt. Dem muß man nicht allein spendieren," sondern je nach dem Schiffe fünf bis neun Dublonen hinterlegen. Dessenungeachtet, meinten die Kaufleute, könnten die Schiffer mit niedrigern Frachtansätzen noch wohl auskommen, denn „brodt und wein sei Gott lob rechtes preiß und sonderlich die knecht köstlicher speiß nit gewohnt, es were dan, daß sie, wie beschechen, in gutschen nach hauß fahrten."

Zur bessern Veranschaulichung des Basler Verkehrs auf dem Rhein im dreißigjährigen Kriege möge hier angeführt sein, daß im Jahre 1636 noch ungefähr 70 größere Schiffe aus der Stadt wegfuhren. Dazu dürfen wir eine nicht unbedeutende Zahl von Weidlingfahrten rechnen.

Der westfälische Friede, welcher die Rheinufer frei gab und bestimmte, alle Beschwerden und Hindernisse müßten zu Gunsten der Hebung des Handels dahinfallen, war von gar keiner oder nur geringer Wirkung. An Hand der Limburger Zollbücher konstatieren wir zwar für die nächsten zehn Jahre einen Aufschwung des Verkehrs zu Wasser. Nach ihnen haben die Basler zu Limburg in der Zeit von 1640 bis 1647 nur 364 fl. Durchgangszoll bezahlt, während derselbe im gleich langen Zeitraume von 1651 bis 1658

nicht weniger als 565 fl. betrug. Dafür waren aber dann die 60ger Jahre wieder ganz schlecht. Anno 1668 und 1669 wurde „wegen leidiger condagion (Pest) und anderen ursachen kein schiff gefiehrt.“ Die eigentlichen Frachtfuhren gingen immer mehr zurück; denn die Kaufleute, welche behaupteten, die Schiffer hätten sie mit ihrem unerhört hohen Lohn gewissermaßen in einem Halseisen stecken, führten ihre Waren nach Hüningen und verluden sie dort auf Straßburger Fahrzeuge, oder sie nahmen ihre Zuflucht zum Transport auf der Axe. Man protestierte zwar in Straßburg gegen derartige Uebergriffe, doch lautete die Antwort ungünstig genug. „Es bezeugt die leidige erfahrung, daß fast kein jahr vergeht, da nicht wegen der Baßler ungeschickligkeit Menschen und güther uff dem Rhein jämmerlich verderben, so gar, daß auch ihre eigene Kauffleuth, ... ihre güther viel lieber den unserigen alß den ihrigen vertrawt. Die ursach findet sich ohnschwer, daß sie fast kein stuck guth gebührlich oder trucken (trocken) an gehörige stell wißen zu lieffern: ja wann die Baßler schiffleuth bey 20 jahren selben zurück gedencken, wie viel leuth, paarschafft und guther besonders bey Brisach undt anderer orthen von ihnen ertränkt worden!“

Gerieten nun aber auch die großen Gefährte ins Abnehmen, so mehrten sich dafür die kleineren und zwar in dem Verhältnis, daß im Jahr durchschnittlich auf zehn große bald mehr, bald weniger als 100 Post- oder sonstige Weidlingsfahrten nach Straßburg zu stehen kamen. Doch spürte die Zunft den Ausfall im Erwerb so sehr, daß die Vorgesetzten im Jahre 1685 vor Rat den Antrag durchbrachten, daß behufs Verminderung der Zahl der Zunftbrüder, wie bei den Metzgern, ein Vater nur einen Sohn im Handwerk nachziehen dürfe.

Schon ging das Jahrhundert seinem Ende entgegen, als im Spätjahr 1700 ein fremder Herr, namens Peter de Dromet aus Dijon, hier mit einer das Schifferhandwerk gefährdenden Erfindung

mitnahme. Bei der starken Strömung, welche der Rhein in seinem Gefolge hat, war es schon schwierig, ein leeres, geschweige denn ein beladenes größeres Fahrzeug stromaufwärts zu schaffen. Es ging nicht anders als mit Hülfe von Pferden. Weil das aber eine zeitraubende und kostspielige Arbeit war, suchte man am liebsten mit Verzicht auf eine Rückfracht oder Bergfahrt, dieselben, wie schon oben bemerkt, am Bestimmungsorte, wenn auch zuweilen mit Verlust, los zu werden. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn sich Techniker mit dem Problem befaßten, Schiffe zu erstellen, die gegen die Strömung zu fahren vermöchten. Ein solcher Mann war der oben genannte Franzose. Er brachte vor, er habe nach fünf Jahren Arbeit eine Maschine erfunden, mittels deren man selbst geladene Schiffe stromaufwärts schaffen könne. Wenn diese Behauptung den Herren unglaubhaft erscheine, so möchten sie bedenken, daß schon weit schwierigere Aufgaben gelöst worden seien. So habe z. B. der französische König zu Marly Wasser über hohe Berge geleitet. Seine Erfindung beruhe auf einem Ressort oder Feder- und Radwerk. Damit habe er in Burgund Probefahrten unternommen und getraue sich, solche auch auf rasch fließenden Gewässern mit einer Belastung von 100—150 Zentnern anzustellen. Für den Fall des Gelingens wünschte er sich von Basel fürs erste ein Privilegium und bat fürs zweite, was die Hauptsache war, um die Erlaubnis, unter Einhaltung der gesetzlichen Bestimmungen mit seinem Schiffe Güter spedieren zu dürfen. Es ging ihm aber nicht besser als 50 Jahre später dem Abbé Carl Arnold de Dobroslawina zu Frankfurt a/O., gewesenem Prof. juris et phil. auch königl. preuß. Hofrat, der ebenfalls „durch Gottes Gnade einen leichten modum erfunden, nach welchem er mit großen und kleinen Schiffen von Holland bis hierher gegen den Strom und Wind ohne gewöhnliche Ruder und Zihung einiger Pferden oder Menschen" mit wenig Unkosten und leichter Mühe alle Stunden eine deutsche

Meile zurückzulegen im stande sei. Beide Zulassungsgesuche wurden auf Antrag der Schiffleutenzunft abgewiesen.

Das 18. Jahrhundert ließ sich nicht gut an. Es entbrannte der spanische Erbfolgekrieg. Da infolgedessen im Frühjahr 1702 der Rheinpaß bei Hüningen gesperrt war, verbot der Rat Schiffern wie Fischern, sich über das Basler Territorium hinaus zu entfernen. Oefters passierte es, daß in einem Jahre auch nicht ein einziges großes Schiff geladen wurde, weshalb, als die Franzosen noch im Jahre 1710 Basler Schiffe anhielten, eine Anzahl Zünftler, um nicht hungern zu müssen, in Rheinfelden Dienst annahm. Von den übrigen 15—20 Mann thaten sich je zwei zusammen und fuhren, sobald sie mit Passagieren zehn, mit Gütern zwölf Thaler verdienen konnten, unverzüglich ab. In den 1740ger Jahren begann man dann wieder den Reingewinn unter die Meister gleichmäßig zu verteilen; doch fanden sich Unzufriedene, die davon nichts wissen wollten und gegen die Zunftordnung auf eigene Rechnung arbeiteten. Mit dem Jahre 1750 schmolzen ihre Einnahmen noch mehr zusammen, als Amadeus Iselin die Reisenden in seinem wöchentlich zweimal kursierenden Diligencen landabwärts schaukelte. So begreifen wir einigermaßen das Vorgehen des Vorstandes, welcher, um einem Andrang zum Handwerk zu begegnen, die Eintrittgebühr in die Zunft erst auf 12, dann sogar auf 30 fl. erhöhte und vor 8 Jahren Lehre keinen Knecht zum Meister promovierte. Indessen blieb der Erwerb des einzelnen auch so noch gering genug; die Meister reden 1768 von 40 Pfund im Jahr, und als sie im Januar 1769 „wegen abgang ihres verdienstes und daraus folgender betrübter umstände“ die hohen Behörden um Rat und Hilfe anriefen, meinten diese, sie sollen sich zunächst mit Fremden und Einheimischen besser stellen und dann erst demütiglich und milde an m. gn. Herren gelangen.

Daß die französische Revolution mit ihren Wirren und folgenden Kriegen der Schiffahrt nicht förderlich gewesen ist, brauchen

wir wohl nicht zu beweisen. Im Jahre 1810 treffen wir nur noch einige Mann auf dem Zunfthause, die nach einer bestimmten, jeweilen 14 Tage dauernden Kehrordnung die wenige vorhandene Arbeit verrichteten. Zeigten sich ausnahmsweise einmal größere Aufträge, wie anläßlich der französischen Truppentransporte von 1811 und 1813, so schlossen sie zu niedrige Akkorde ab, oder wurden lange nicht ausbezahlt. Dafür haben wir zwei interessante Belege. Im Jahre 1811 hatte einer halb gezwungen 993 Franzosen aus Hüningen nach Wesel zu führen übernommen. Diese Mannschaft wurde auf acht große Schiffe verladen, denen zur Sicherheit drei Weidlinge folgten. Am achten Tage war man in Wesel und nach Verfluß von 20 Tagen befand sich der betreffende Schiffer wieder zu Hause. Hier legte er nun folgende Rechnung ab:

Einnahmen.

993 Mann à Frs. 9. 25	Fr.	9,195. 25
Der Erlös aus den acht Schiffen und drei Weidlingen, mit allem, was darin war, stellte sich, weil in Wesel viele Fahrzeuge zusammentrafen und so der Preis derselben sank, auf nur	„	727. 52
Summa	Fr.	9,922. 77

Ausgaben.

13	Schiffsknechte	von	Hüningen bis Naumburg	Fr.	527. 80
28	„	„	Hüningen bis Wesel . .	„	3,897. 60
2	Steuerleute	„	Breisach bis Straßburg .	„	81. 20
2	„	„	Straßburg bis Naumburg	„	69. 60
1	Steuermann	„	Naumburg bis Mainz .	„	46. 40
8	Steuerleute	„	Mainz bis Köln . .	„	556. 80
4	„	„	Köln bis Wesel . . .	„	185. 60
			Uebertrag	Fr.	5,365. —

	Uebertrag	Fr. 5,365. —
1 Vorfahrer von Mainz nach Wesel, der den Quartiermeister mitnahm	„	92. 80
8 große Schiffe kosteten in Basel	„	3,874. 40
3 Weidlinge	„	58. —
Dielen, Flecklinge, Nägel ꝛc.	„	719. 20
Seile	„	139. —
	Total	Fr. 10,248. 40

Gewitzigt durch den Verlust seines Vorgängers verlangte Andreas Frey, der anno 1813 ein Bataillon des 7. leichten Infanterie-Regiments, bestehend aus 14 Offizieren und 792 Soldaten, ebenfalls von Hüningen nach Wesel zu führen hatte, durchschnittlich pro Mann eine Taxe von 14 Franken. Im April geschah die Dislokation dieser Truppe auf neun Schiffen: die 11,284 Franken Fahrlohn hatte aber Frey noch im Juli zu gut und mußte sich schließlich an den Rat um Unterstützung seiner Forderung wenden.

Am 3. September 1816 schreiben die Vorgesetzten, daß während der Kriegszeit, also innert 20 Jahren, nichts verdient worden sei. Was Wunder, wenn daher im Jahre 1817 die Zunft nur noch drei Meister zählte, denen man vorwerfen konnte, sie hätten seit 12 Jahren weder eine Vogts- noch sonstige Rechnung abgelegt?

Nach und nach hob sich jetzt das Gewerbe wieder. Frischer Mut beseelte die Zunftgenossen; sie revidierten ihre alte Ordnung und schritten am 13. März 1819 auf Ratsbeschluß zur Gründung eines Schifferfond „zur Auffnung der Rheinschiffahrt und zur Unterstützung der wittweiber und presthaften Meister." Allein schon in den 30ger Jahren sah man in der Stadt weit mehr auswärtige Schiffer als früher. Sie trugen fremde Patente bei sich, welche ihnen erlaubten, überall zu fahren, soweit der Rhein schiffbar sei. Gestützt darauf ließen sie sich in die hiesige Kehrordnung eintragen und warteten ab, bis sie zur Ladung aufgefordert wurden. Darauf-

hin verlegten sich einzelne der hiesigen Berufsgenossen entweder selbst auf den Schmuggel auf französisches Gebiet, oder sie begünstigten denselben indirekt, indem sie ihre Patente ausliehen.

Der Schifferfond, der durch eine Ladungsgebühr von 2 Kreuzern pro Zentner gespeist wurde, war im Jahre 1839 schon zu einer bedeutenden Summe angewachsen, und da derselbe nun einmal zur Förderung der Schiffahrt ins Leben gerufen worden war, so nahmen die Schiffer keinen Anstand, aus dieser Kasse den Rat um ein Darlehen von 4000 Franken zu bitten behufs Beschaffung von drei französischen, eichenen Spitzschiffen, mit einer Tragkraft von je 800 Zentnern. Sie hatten sich soeben mit einer größeren Anzahl von Kaufhäusern betreffs Warentransport geeinigt, und nun fehlten ihnen die nötigen Fahrzeuge. Der Magistrat wandte sich in dieser Angelegenheit um ein Gutachten an die Kaufhauskommission. Die antwortete, es sei allerdings auf die chaotischen Zustände, in welchen sich die Rheinschiffahrt im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts befunden habe, ein Schifferfond gegründet worden, um diesem Stande, dem gewöhnlich nur unbemittelte Leute angehört hätten, aufzuhelfen, oder deren Witwen verhältnismäßige „Tröstungen" zukommen zu lassen. Die Kaufleute hätten aber als Zahlende auch ein Recht auf diese Kasse. Bei den beschränkten und durch keine Vernunftgründe sich ändernden Gesinnungen der hiesigen Schiffer jedoch, die immer nur von ihrem Eigentum sprechen . . ., ferner bei Umständen, wo der Reiseverkehr durch parallel laufende Eisenbahnen und Dampfschiffe der Verdienst mit Spitzschiffen gänzlich aufhören dürfte, sei wohl ihrer Forderung mit einer einmaligen Verabreichung von 2000 Franken ohne Zins und Rückvergütung genügend entsprochen. Der Rat entschied aber anders. Er verabfolgte ihnen 3600 Franken verzinslich zu 2 %. Dafür sollten ihre Schiffe in Versatz genommen, ein Reglement für deren Benützung aufgestellt, und abermals eine neue Schiffahrtsordnung ins Leben gerufen werden.

Mit diesem Gelde kaufte die Zunft zwei ältere Spitzschiffe, den „Victor“ und den „Poniatowsky,“ zusammen um 2940 Franken, ein drittes mit einer Tragkraft von 1200 bis 1500 Zentnern, „die Stadt Hüningen,“ bestellte sie auf der Werft zu Hüningen. Es sollten dies die letzten Basler Frachtschiffe sein, denn bereits war den Schiffern neben der Bahnlinie Basel-Straßburg noch eine neue Konkurrentin erstanden, die Dampfschiffgesellschaft „Der Adler des Oberrheins.“ Ihre Dampfer bereiteten den kleineren Frachtschiffen, Lauertannen genannt, bei der Begegnung durch Hervorbringen eines hohen Wellenschlages große Gefahr. Deshalb ersuchte die Gesellschaft die Basler Regierung um ein Verbot des Gebrauches von Lauertannen, erhielt aber abschlägige Antwort, trotzdem der Schiffer Ehret im Winter 1842 mit einer solchen in der bairischen Pfalz durch zu starkes Zurückfallen Schiffbruch gelitten hatte. Der Rat war hiebei einem diesbezüglichen Gutachten der Kaufhauskommission gefolgt, welches besagte, daß der Strom von Basel bis Straßburg bei niedrigem Wasserstande ein flaches, nicht tiefgehendes Fahrzeug verlange und eine regelmäßige Beladung von tiefer gehenden Spitzschiffen oft rein unmöglich mache. Wenn nun besonders zur Sommerszeit oft nur geringe Lasten von 200 bis 400 Zentnern vorhanden seien, so lohne es sich doch nicht der Mühe, damit ein Spitzschiff von 1000 Zentnern Tragkraft zu befrachten, dessen Rücktransport allein von Straßburg schon 100 bis 150 Franken ausmache; ein Zuwarten aber, bis die erforderliche Zahl von Zentnern für ein solches beisammen wäre, würde gewiß nicht zur Hebung des Handels beitragen. Man solle deswegen lieber der Sache ihren Gang lassen. „Es werden sich die Verhältnisse für die Schiffer doch verschlimmern und bald keine Lauertannen mehr fahren.“ Damit hatte die Kaufhauskommission die Lage der Schiffahrt besser beurteilt, als das Jahr zuvor ihr Präsident Sarasin. Als nämlich im Jahre 1841 der Rat hier eine Eichstätte zu errichten

beschlossen hatte, glaubte Sarasin, der Eichmeister werde sich von jährlich 10 bis 14 zu zeichnenden Lauertannen auf ein Einkommen von 40 bis 60 Franken stellen. Das sei allerdings nicht viel, doch nehme eine solche Arbeit auch wenig Zeit in Anspruch und könnten derartige Manipulationen mehr oder weniger nach Bequemlichkeit vorgenommen werden. Statt der gehofften 14 Lauertannen eines Jahres eichte der Beamte aber bald in zweien nur noch so viel.

Unterdessen war der Bau der „Stadt Hüningen" fertig geworden; er hatte die Zunft die unerwartet hohe Summe von 4864 Franken 9 Centimes gekostet. Dazu mußten die Bedauernswerten die bittere Erfahrung machen, daß all die großen Hoffnungen, welche sie auf dieses Fahrzeug gesetzt hatten, sich nicht verwirklichten. Das Rechnungsjahr 1844 schloß wiederum mit einem Defizit von 1075 Franken 51 Centimes ab. 3600 Franken hatte man schon 1839 dem Schifferfond entnommen; diesen waren weitere 2000 Franken im Oktober 1840 nachgefolgt. Was blieb anderes übrig, als zum drittenmal betteln zu gehen? Nur der warmen Befürwortung des Präsidenten der Kaufhauskommission, Sarasin, hatten sie es zu danken, daß die Kasse ihnen nochmals 1100 Franken vorstreckte. So schuldeten sie derselben im ganzen 6700 Franken, eine Summe, welche durch eine Ladegebühr von $2^1/_2$ Rappen pro Zentner amortisiert werden sollte. Doch dazu kam es nicht mehr. Lassen wir unterm 12. Juni 1846 die Kaufhausherren reden:

„Ende verflossenen Jahres zeigte es sich bereits, daß leider auch die Thalschiffahrt zur Neige gehe, indem durch die Eisenbahnkonkurrenz, namentlich durch die französische, den Schiffern für 1845 gegen früher bereits bei 9000 Zentner Waren entzogen worden waren. Dieses Jahr wird noch schlimmer ausfallen; das erste halb Jahr weist nur 2500 Zentner aus und es ist hiemit durch die Gewalt der Umstände auch die Thalschiffahrt, nachdem vor wenigen Jahren

die Bergfahrt aufgehört hatte, am Erlöschen. Durch diesen für unsere Schiffer allerdings bedauerlichen Umschwung der Dinge werden leider ihre drei mit so vielen Opfern erkauften Spitzschiffe überflüssig. Die Schiffer haben seit einigen Monaten den Mut verloren und sind unter einander zerworfen. Die Aufsichtskommission besteht kaum noch dem Namen nach, und so gehen die drei Schiffe ihrem Verderben entgegen. Ihr baulicher Zustand wird ohne Käufer und ohne Verwendung von Tag zu Tag verderblicher und bereits liegt das eine (der Poniatowsky) beinahe unter Wasser."

Mit Mühe gelang es, die „Stadt Hüningen," welche vor fünf Jahren 4864 Franken gekostet hatte, an einen Straßburger um 700 Franken zu veräußern. Der Sorge, die beiden andern Schiffe auch an den Mann zu bringen, sah man sich enthoben, als sie im Spätjahr 1846 der Rhein bei hohem Wasserstand mit sich fortriß. Das eine zerschellte auf badischem Gebiete, das andere wurde in die Räder der Hüninger Schiffmühle getrieben und zu Grunde gerichtet. Die Schiffer verzichteten auf die Trümmer. So endete die Basler Rheinschiffahrt. Die Kaufhauskommission aber gab aus Aerger darüber den Schifferfond ab. Er gelangte in die Hände der Schiffleutenzunft selbst mit dem Befehl, daß die damals bestehenden Pensionäre aus Zins und Kapital bis zu ihrem Tode zu unterstützen seien.

Beim Versuche, den geschichtlichen Verlauf der Basler Rheinschiffahrt und die jeweiligen Verhältnisse auf der Zunft zu Schiffleuten in Kürze zu schildern, sind wir lediglich einer größern Anzahl uns überlieferter Urkunden und Aktenstücke gefolgt. Diese pflegen aber meist nur dann zu reden, wenn etwas Außergewöhnliches vorgefallen war. So ist es denn gekommen, daß die vorliegende Darstellung insofern etwas einseitig geworden ist, als meistens Thatsachen erwähnt werden, welche zu Ungunsten der Zunft sprechen. Es wäre aber ungerecht, wollten wir uns nur auf der-

im Gegenteil „erſcheint ſich in den geſchriebenen Rechnungen, daß wir von 1638 bis dato (1643) über die 1400 fl. ſchaden erlitten haben, und ſo ſie (die Kaufleute) uns denſelben bezahlen wollen, wir es mit danck annemmen.“

Daß der Krieg viel Unangenehmes bringen mußte, liegt auf der Hand. Waren die Basler ſchon früher gezwungen geweſen, auf der Strecke bis Straßburg an fünf Orten rechtmäßige, ſogenannte Raubzölle oder ſonſtige Abgaben zu entrichten, ſo wurden ſie jetzt in verſchärftem Maße kujoniert. Wollten ſie daher raſch und im Frieden vorwärts kommen, ſo blieb ihnen keine andere Wahl übrig als zu „ſchmieren;“ „inſonderheit zu Rheinaw, ſo alzeit ein fenderich da ligt. Dem muß man nicht allein ſpendieren,“ ſondern je nach dem Schiffe fünf bis neun Dublonen hinterlegen. Deſſenungeachtet, meinten die Kaufleute, könnten die Schiffer mit niedrigern Frachtanſätzen noch wohl auskommen, denn „brodt und wein ſei Gott lob rechtes preiß und ſonderlich die knecht koſtlicher ſpeiß nit gewohnt, es were dan, daß ſie, wie beſchechen, in gutſchen nach hauß fahrten.“

Zur beſſern Veranſchaulichung des Basler Verkehrs auf dem Rhein im dreißigjährigen Kriege möge hier angeführt ſein, daß im Jahre 1636 noch ungefähr 70 größere Schiffe aus der Stadt wegfuhren. Dazu dürfen wir eine nicht unbedeutende Zahl von Weidlingfahrten rechnen.

Der weſtphäliſche Friede, welcher die Rheinufer frei gab und beſtimmte, alle Beſchwerden und Hinderniſſe müßten zu Gunſten der Hebung des Handels dahinfallen, war von gar keiner oder nur geringer Wirkung. An Hand der Limburger Zollliſten konſtatieren wir zwar für die nächſten zehn Jahre einen Aufſchwung des Verkehrs zu Waſſer. Nach ihnen haben die Basler zu Limburg in der Zeit von 1640 bis 1647 nur 364 fl. Durchgangszoll bezahlt, während derſelbe im gleich langen Zeitraume von 1651 bis 1658

nicht weniger als 565 fl. betrug. Dafür waren aber dann die 60ger Jahre wieder ganz schlecht. Anno 1668 und 1669 wurde „wegen leidiger condagion (Pest) und anderen ursachen kein schiff gefiehrt.“ Die eigentlichen Frachtfuhren gingen immer mehr zurück; denn die Kaufleute, welche behaupteten, die Schiffer hätten sie mit ihrem unerhört hohen Lohn gewissermaßen in einem Halseisen stecken, führten ihre Waren nach Hüningen und verluden sie dort auf Straßburger Fahrzeuge, oder sie nahmen ihre Zuflucht zum Transport auf der Axe. Man protestierte zwar in Straßburg gegen derartige Uebergriffe, doch lautete die Antwort ungünstig genug. „Es bezeugt die leidige erfahrung, daß fast kein jahr vergeht, da nicht wegen der Baßler ungeschickligkeit Menschen und güther uff dem Rhein jämmerlich verderben, so gar, daß auch ihre eigene Kauffleuth, ... ihre güther viel lieber den unserigen alß den ihrigen vertrawt. Die ursach findet sich ohnschwer, daß sie fast kein stuck guth gebührlich oder trucken (trocken) an gehörige stell wißen zu lieffern: ja wann die Baßler schiffleuth bey 20 jahren selben zurück gedencken, wie viel leuth, paarschafft und guther besonders bey Brisach undt anderer orthen von ihnen ertränkt worden!“

Gerieten nun aber auch die großen Gefährte ins Abnehmen, so mehrten sich dafür die kleineren und zwar in dem Verhältnis, daß im Jahr durchschnittlich auf zehn große bald mehr, bald weniger als 100 Post- oder sonstige Weidlingsfahrten nach Straßburg zu stehen kamen. Doch spürte die Zunft den Ausfall im Erwerb so sehr, daß die Vorgesetzten im Jahre 1685 vor Rat den Antrag durchbrachten, daß behufs Verminderung der Zahl der Zunftbrüder, wie bei den Metzgern, ein Vater nur einen Sohn im Handwerk nachziehen dürfe.

Schon ging das Jahrhundert seinem Ende entgegen, als im Spätjahr 1700 ein fremder Herr, namens Peter de Dromet aus Dijon, hier mit einer das Schifferhandwerk gefährdenden Erfindung

auftauchte. Bei der ſtarken Strömung, welche der Rhein in unſern Gegenden hat, war es ſchon ſchwierig, ein leeres, geſchweige denn ein beladenes größeres Fahrzeug flußaufwärts zu ſchaffen. Es ging nicht anders als mit Hilfe von Pferden. Weil das aber eine zeitraubende und koſtſpielige Affaire war, ſuchte man am liebſten mit Verzicht auf eine Rückfracht oder Bergfahrt, dieſelben, wie ſchon oben bemerkt, am Beſtimmungsorte, wenn auch zuweilen mit Verluſt, los zu werden. Daher iſt es nicht zu verwundern, wenn ſich Techniker mit dem Problem befaßten, Schiffe zu erſtellen, die gegen die Strömung zu fahren vermöchten. Ein ſolcher Mann war der oben genannte Franzoſe. Er brachte vor, er habe nach fünf Jahren Arbeit eine Maſchine erfunden, mittels deren man ſelbſt geladene Schiffe ſtromaufwärts ſchaffen könne. Wenn dieſe Behauptung den Herren unglaubhaft erſcheine, ſo möchten ſie bedenken, daß ſchon weit ſchwierigere Aufgaben gelöst worden ſeien. So habe z. B. der franzöſiſche König zu Marly Waſſer über hohe Berge geleitet. Seine Erfindung beruhe auf einem Reſſort oder Feder- und Radwerk. Damit habe er in Burgund Probefahrten unternommen und getraue ſich, ſolche auch auf raſch fließenden Gewäſſern mit einer Belaſtung von 100—150 Zentnern anzuſtellen. Für den Fall des Gelingens wünſchte er ſich von Baſel fürs erſte ein Privilegium und bat fürs zweite, was die Hauptſache war, um die Erlaubnis, unter Einhaltung der geſetzlichen Beſtimmungen mit ſeinem Schiffe Güter ſpedieren zu dürfen. Es ging ihm aber nicht beſſer als 50 Jahre ſpäter dem Abbé Carl Arnold de Dobroslawina zu Frankfurt a/O., geweſenem Prof. juris et phil. auch königl. preuß. Hofrat, der ebenfalls „durch Gottes Gnade einen leichten modum erfunden, nach welchem er mit großen und kleinen Schiffen von Holland bis hierher gegen den Strom und Wind ohne gewohnliche Ruder und Zihung einiger Pferden oder Menſchen“ mit wenig Unkoſten und leichter Mühe alle Stunden eine deutſche

Meile zurückzulegen im stande sei. Beide Zulassungsgesuche wurden auf Antrag der Schiffleutenzunft abgewiesen.

Das 18. Jahrhundert ließ sich nicht gut an. Es entbrannte der spanische Erbfolgekrieg. Da infolgedessen im Frühjahr 1702 der Rheinpaß bei Hüningen gesperrt war, verbot der Rat Schiffern wie Fischern, sich über das Basler Territorium hinaus zu entfernen. Oefters passierte es, daß in einem Jahre auch nicht ein einziges großes Schiff geladen wurde, weshalb, als die Franzosen noch im Jahre 1710 Basler Schiffe anhielten, eine Anzahl Zünftler, um nicht hungern zu müssen, in Rheinfelden Dienst annahm. Von den übrigen 15—20 Mann thaten sich je zwei zusammen und fuhren, sobald sie mit Passagieren zehn, mit Gütern zwölf Thaler verdienen konnten, unverzüglich ab. In den 1740ger Jahren begann man dann wieder den Reingewinn unter die Meister gleichmäßig zu verteilen; doch fanden sich Unzufriedene, die davon nichts wissen wollten und gegen die Zunftordnung auf eigene Rechnung arbeiteten. Mit dem Jahre 1750 schmolzen ihre Einnahmen noch mehr zusammen, als Amadeus Iselin die Reisenden in seinem wöchentlich zweimal kursierenden Diligencen landabwärts schaukelte. So begreifen wir einigermaßen das Vorgehen des Vorstandes, welcher, um einem Andrang zum Handwerk zu begegnen, die Eintrittgebühr in die Zunft erst auf 12, dann sogar auf 30 fl. erhöhte und vor 8 Jahren Lehre keinen Knecht zum Meister promovierte. Indessen blieb der Erwerb des einzelnen auch so noch gering genug; die Meister reden 1768 von 40 Pfund im Jahr, und als sie im Januar 1769 „wegen abgang ihres verdienstes und daraus folgender betrübter umstände“ die hohen Behörden um Rat und Hilfe anriefen, meinten diese, sie sollen sich zunächst mit Fremden und Einheimischen besser stellen und dann erst demütiglich und milde an m. gn. Herren gelangen.

Daß die französische Revolution mit ihren Wirren und folgenden Kriegen der Schiffahrt nicht förderlich gewesen ist, brauchen

wir wohl nicht zu beweisen. Im Jahre 1810 treffen wir nur noch einige Mann auf dem Zunfthause, die nach einer bestimmten, jeweilen 14 Tage dauernden Kehrordnung die wenige vorhandene Arbeit verrichteten. Zeigten sich ausnahmsweise einmal größere Aufträge, wie anläßlich der französischen Truppentransporte von 1811 und 1813, so schlossen sie zu niedrige Akkorde ab, oder wurden lange nicht ausbezahlt. Dafür haben wir zwei interessante Belege. Im Jahre 1811 hatte einer halb gezwungen 993 Franzosen aus Hüningen nach Wesel zu führen übernommen. Diese Mannschaft wurde auf acht große Schiffe verladen, denen zur Sicherheit drei Weidlinge folgten. Am achten Tage war man in Wesel und nach Verfluß von 20 Tagen befand sich der betreffende Schiffer wieder zu Hause. Hier legte er nun folgende Rechnung ab:

Einnahmen.

993 Mann à Frs. 9. 25	Fr.	9,195. 25
Der Erlös aus den acht Schiffen und drei Weidlingen, mit allem, was darin war, stellte sich, weil in Wesel viele Fahrzeuge zusammentrafen und so der Preis derselben sank, auf nur	„	727. 52
Summa	Fr.	9,922. 77

Ausgaben.

13	Schiffsknechte	von	Hüningen bis Naumburg	Fr.	527. 80
28	„	„	Hüningen bis Wesel . .	„	3,897. 60
2	Steuerleute	„	Breisach bis Straßburg .	„	81. 20
2	„	„	Straßburg bis Naumburg	„	69. 60
1	Steuermann	„	Naumburg bis Mainz .	„	46. 40
8	Steuerleute	„	Mainz bis Köln . .	„	556. 80
4	„	„	Köln bis Wesel . . .	„	185. 60
			Uebertrag	Fr.	5,365. —

	Uebertrag	Fr. 5,365. —
1 Vorfahrer von Mainz nach Wesel, der den Quartiermeister mitnahm	„	92. 80
8 große Schiffe kosteten in Basel	„	3,874. 40
3 Weidlinge	„	58. —
Dielen, Flecklinge, Nägel ꝛc.	„	719. 20
Seile	„	139. —
	Total	Fr. 10,248. 40

Gewitzigt durch den Verlust seines Vorgängers verlangte Andreas Frey, der anno 1813 ein Bataillon des 7. leichten Infanterie-Regiments, bestehend aus 14 Offizieren und 792 Soldaten, ebenfalls von Hüningen nach Wesel zu führen hatte, durchschnittlich pro Mann eine Taxe von 14 Franken. Im April geschah die Dislokation dieser Truppe auf neun Schiffen: die 11,284 Franken Fahrlohn hatte aber Frey noch im Juli zu gut und mußte sich schließlich an den Rat um Unterstützung seiner Forderung wenden.

Am 3. September 1816 schreiben die Vorgesetzten, daß während der Kriegszeit, also innert 20 Jahren, nichts verdient worden sei. Was Wunder, wenn daher im Jahre 1817 die Zunft nur noch drei Meister zählte, denen man vorwerfen konnte, sie hätten seit 12 Jahren weder eine Vogts- noch sonstige Rechnung abgelegt?

Nach und nach hob sich jetzt das Gewerbe wieder. Frischer Mut beseelte die Zunftgenossen; sie revidierten ihre alte Ordnung und schritten am 13. März 1819 auf Ratsbeschluß zur Gründung eines Schifferfond „zur Auffnung der Rheinschiffahrt und zur Unterstützung der wittweiber und presthaften Meister." Allein schon in den 30ger Jahren sah man in der Stadt weit mehr auswärtige Schiffer als früher. Sie trugen fremde Patente bei sich, welche ihnen erlaubten, überall zu fahren, soweit der Rhein schiffbar sei. Gestützt darauf ließen sie sich in die hiesige Kehrordnung eintragen und warteten ab, bis sie zur Ladung aufgefordert wurden. Darauf-

hin verlegten sich einzelne der hiesigen Berufsgenossen entweder selbst auf den Schmuggel auf französisches Gebiet, oder sie begünstigten denselben indirekt, indem sie ihre Patente ausliehen.

Der Schifferfond, der durch eine Ladungsgebühr von 2 Kreuzern pro Zentner gespeist wurde, war im Jahre 1839 schon zu einer bedeutenden Summe angewachsen, und da derselbe nun einmal zur Förderung der Schiffahrt ins Leben gerufen worden war, so nahmen die Schiffer keinen Anstand, aus dieser Kasse den Rat um ein Darlehen von 4000 Franken zu bitten behufs Beschaffung von drei französischen, eichenen Spitzschiffen, mit einer Tragkraft von je 800 Zentnern. Sie hatten sich soeben mit einer größeren Anzahl von Kaufhäusern betreffs Warentransport geeinigt, und nun fehlten ihnen die nötigen Fahrzeuge. Der Magistrat wandte sich in dieser Angelegenheit um ein Gutachten an die Kaufhauskommission. Die antwortete, es sei allerdings auf die chaotischen Zustände, in welchen sich die Rheinschiffahrt im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts befunden habe, ein Schifferfond gegründet worden, um diesem Stande, dem gewöhnlich nur unbemittelte Leute angehört hätten, aufzuhelfen, oder deren Witwen verhältnismäßige „Tröstungen" zukommen zu lassen. Die Kaufleute hätten aber als Zahlende auch ein Recht auf diese Kasse. Bei den beschränkten und durch keine Vernunftgründe sich ändernden Gesinnungen der hiesigen Schiffer jedoch, die immer nur von ihrem Eigentum sprechen . . ., ferner bei Umständen, wo der Reiseverkehr durch parallel laufende Eisenbahnen und Dampfschiffe der Verdienst mit Spitzschiffen gänzlich aufhören dürfte, sei wohl ihrer Forderung mit einer einmaligen Verabreichung von 2000 Franken ohne Zins und Rückvergütung genügend entsprochen. Der Rat entschied aber anders. Er verabfolgte ihnen 3600 Franken verzinslich zu 2 %. Dafür sollten ihre Schiffe in Versatz genommen, ein Reglement für deren Benützung aufgestellt, und abermals eine neue Schiffahrtsordnung ins Leben gerufen werden.

Mit diesem Gelde kaufte die Zunft zwei ältere Spitzschiffe, den „Victor“ und den „Poniatowsky,“ zusammen um 2940 Franken, ein drittes mit einer Tragkraft von 1200 bis 1500 Zentnern, „die Stadt Hüningen,“ bestellte sie auf der Werft zu Hüningen. Es sollten dies die letzten Basler Frachtschiffe sein, denn bereits war den Schiffern neben der Bahnlinie Basel-Straßburg noch eine neue Konkurrentin erstanden, die Dampfschiffgesellschaft „Der Adler des Oberrheins.“ Ihre Dampfer bereiteten den kleineren Frachtschiffen, Lauertannen genannt, bei der Begegnung durch Hervorbringen eines hohen Wellenschlages große Gefahr. Deshalb ersuchte die Gesellschaft die Basler Regierung um ein Verbot des Gebrauches von Lauertannen, erhielt aber abschlägige Antwort, trotzdem der Schiffer Ehret im Winter 1842 mit einer solchen in der bairischen Pfalz durch zu starkes Zurückfallen Schiffbruch gelitten hatte. Der Rat war hiebei einem diesbezüglichen Gutachten der Kaufhauskommission gefolgt, welches besagte, daß der Strom von Basel bis Straßburg bei niedrigem Wasserstande ein flaches, nicht tiefgehendes Fahrzeug verlange und eine regelmäßige Beladung von tiefer gehenden Spitzschiffen oft rein unmöglich mache. Wenn nun besonders zur Sommerszeit oft nur geringe Lasten von 200 bis 400 Zentnern vorhanden seien, so lohne es sich doch nicht der Mühe, damit ein Spitzschiff von 1000 Zentnern Tragkraft zu befrachten, dessen Rücktransport allein von Straßburg schon 100 bis 150 Franken ausmache; ein Zuwarten aber, bis die erforderliche Zahl von Zentnern für ein solches beisammen wäre, würde gewiß nicht zur Hebung des Handels beitragen. Man solle deswegen lieber der Sache ihren Gang lassen. „Es werden sich die Verhältnisse für die Schiffer doch verschlimmern und bald keine Lauertannen mehr fahren.“ Damit hatte die Kaufhauskommission die Lage der Schiffahrt besser beurteilt, als das Jahr zuvor ihr Präsident Sarasin. Als nämlich im Jahre 1841 der Rat hier eine Eichstätte zu errichten

beschlossen hatte, glaubte Sarasin, der Eichmeister werde sich von jährlich 10 bis 14 zu zeichnenden Lauertannen auf ein Einkommen von 40 bis 60 Franken stellen. Das sei allerdings nicht viel, doch nehme eine solche Arbeit auch wenig Zeit in Anspruch und könnten derartige Manipulationen mehr oder weniger nach Bequemlichkeit vorgenommen werden. Statt der gehofften 14 Lauertannen eines Jahres eichte der Beamte aber bald in zweien nur noch so viel.

Unterdessen war der Bau der „Stadt Hüningen" fertig geworden; er hatte die Zunft die unerwartet hohe Summe von 4864 Franken 9 Centimes gekostet. Dazu mußten die Bedauernswerten die bittere Erfahrung machen, daß all die großen Hoffnungen, welche sie auf dieses Fahrzeug gesetzt hatten, sich nicht verwirklichten. Das Rechnungsjahr 1844 schloß wiederum mit einem Defizit von 1075 Franken 51 Centimes ab. 3600 Franken hatte man schon 1839 dem Schifferfond entnommen; diesen waren weitere 2000 Franken im Oktober 1840 nachgefolgt. Was blieb anderes übrig, als zum drittenmal betteln zu gehen? Nur der warmen Befürwortung des Präsidenten der Kaufhauskommission, Sarasin, hatten sie es zu danken, daß die Kasse ihnen nochmals 1100 Franken vorstreckte. So schuldeten sie derselben im ganzen 6700 Franken, eine Summe, welche durch eine Ladegebühr von 2½ Rappen pro Zentner amortisiert werden sollte. Doch dazu kam es nicht mehr. Lassen wir unterm 12. Juni 1846 die Kaufhausherren reden:

„Ende verflossenen Jahres zeigte es sich bereits, daß leider auch die Thalschiffahrt zur Neige gehe, indem durch die Eisenbahnkonkurrenz, namentlich durch die französische, den Schiffern für 1845 gegen früher bereits bei 9000 Zentner Waren entzogen worden waren. Dieses Jahr wird noch schlimmer ausfallen; das erste halb Jahr weist nur 2500 Zentner aus und es ist hiemit durch die Gewalt der Umstände auch die Thalschiffahrt, nachdem vor wenigen Jahren

die Bergfahrt aufgehört hatte, am Erlöschen. Durch diesen für unsere Schiffer allerdings bedauerlichen Umschwung der Dinge werden leider ihre drei mit so vielen Opfern erkauften Spitzschiffe überflüssig. Die Schiffer haben seit einigen Monaten den Mut verloren und sind unter einander zerworfen. Die Aufsichtskommission besteht kaum noch dem Namen nach, und so gehen die drei Schiffe ihrem Verderben entgegen. Ihr baulicher Zustand wird ohne Käufer und ohne Verwendung von Tag zu Tag verderblicher und bereits liegt das eine (der Poniatowsky) beinahe unter Wasser."

Mit Mühe gelang es, die „Stadt Hüningen," welche vor fünf Jahren 4864 Franken gekostet hatte, an einen Straßburger um 700 Franken zu veräußern. Der Sorge, die beiden andern Schiffe auch an den Mann zu bringen, sah man sich enthoben, als sie im Spätjahr 1846 der Rhein bei hohem Wasserstand mit sich fortriß. Das eine zerschellte auf badischem Gebiete, das andere wurde in die Räder der Hüninger Schiffmühle getrieben und zu Grunde gerichtet. Die Schiffer verzichteten auf die Trümmer. So endete die Basler Rheinschiffahrt. Die Kaufhauskommission aber gab aus Aerger darüber den Schifferfond ab. Er gelangte in die Hände der Schiffleutenzunft selbst mit dem Befehl, daß die damals bestehenden Pensionäre aus Zins und Kapital bis zu ihrem Tode zu unterstützen seien.

Beim Versuche, den geschichtlichen Verlauf der Basler Rheinschiffahrt und die jeweiligen Verhältnisse auf der Zunft zu Schiffleuten in Kürze zu schildern, sind wir lediglich einer größern Anzahl uns überlieferter Urkunden und Aktenstücke gefolgt. Diese pflegen aber meist nur dann zu reden, wenn etwas Außergewöhnliches vorgefallen war. So ist es denn gekommen, daß die vorliegende Darstellung insofern etwas einseitig geworden ist, als meistens Thatsachen erwähnt werden, welche zu Ungunsten der Zunft sprechen. Es wäre aber ungerecht, wollten wir uns nur auf der-

artige Quellen gestützt ein Urteil über die Schiffer formulieren und vergessen, welch gewaltige Aufgabe ihnen auf dem Gebiete des Handels und Verkehrs unserer Stadt besonders im 14. und 15. Jahrh. gestellt war. Das Wohl der Basler Handelswelt beruhte nicht zum wenigsten auf ihrer Tüchtigkeit, die, wenn auch für einzelne Zeitabschnitte mit Recht angezweifelt und bestritten, im ganzen und großen doch durch die Thatsache konstatiert wird, daß sie dieser Aufgabe gewachsen gewesen sind. Unstreitig bleibt ihnen ein großes Verdienst um das alte Basel. Zu ihren Gunsten sei hier schließlich auch noch das erwähnt, daß sich die Zunftbrüder zu Schiffleuten stets freudig um ihren Fähndrich geschart haben, so oft das Banner der Stadt im Felde wehte. Nicht weniger als 150 Schiffer und Fischer zusammengerechnet haben im 14. und 15. Jahrh. zum Dank dafür, daß sie für Basels Sache mit den Waffen in der Hand eingetreten waren, das Bürgerrecht geschenkt erhalten.

Gotthold Eglinger.

Von J. Mähly.

Wer das musikalische Leben unserer Vaterstadt Basel, wie es sich in der zweiten Hälfte des laufenden Jahrhunderts entwickelt hat, mit Interesse und etwelchem Verständnis verfolgt hat, für den ist der Name Eglinger kein unbekannter und hat einen ebenso guten Klang, als das Organ des leider nun Verstorbenen zu dessen Lebzeiten, besonders während des fünften und sechsten Dezenniums, gehabt hat; und wer neben dem Sänger Eglinger auch den Menschen durch längeren Verkehr kennen gelernt hat, mußte sich, als sie seine sterbliche Hülle hinaustrugen, sagen, daß es, nachdem das Grab sich über ihr gewölbt, mit dem Manne nicht aus sei, sondern daß er fortleben werde und fortzuleben verdiene im Gedächtnis seiner großen Gesangs- und Musikgemeinde, die er Zeit seines Lebens nach Kräften gefördert und gehoben hat durch Beispiel, durch Anregung und liebevolle Teilnahme an ihrem Wohl und Wehe. Ich betone das Wort „liebevoll," denn was er als Sänger that, geschah aus Liebe und mit dem Herzen, das allerdings nicht jedem Beliebigen beim ersten Begegnen offen stand und nicht mit dem Kraute bepflanzt war, an dem die Langohre nagen.

Der Schreiber dieser Zeilen glaubt dem lieben Verstorbenen lange genug, d. h. von seinem ersten öffentlichen Auftreten an bis zu seinen letzten Lebenstagen nahe gestanden zu haben, um ihn

gründlich, bis in die feinsten Fasern seines Denkens und Fühlens hinein zu kennen, und wird sich, als langjähriger Freund und Kollege, in spätern Jahren auch Verwandter, kaum zu entschuldigen brauchen, wenn er einer mehrfach an ihn ergangenen Aufforderung Folge leistend es versucht, in knappen Zügen ein Erinnerungsbild des Verstorbenen zu entwerfen.

Wollte ich nur vom Sänger Eglinger und dessen Leistungen im Konzertsaal und Kirche, in Gesangverein und Liedertafel, bei vaterstädtischen und vaterländischen Anlässen sprechen, so könnte ich, wenn auch in hunderten von Herzen der ältern Generation willkommene, ja süße Erinnerungsklänge weckend, dennoch der Mehrzahl der Leser wie ein Häher vorkommen, der den Preis der Nachtigall zu singen sich unterfängt, aber bei einem Sänger, geschweige denn bei einem Menschen kommt ja die Stimme nicht allein, sondern höchstens zuvörderst in Betracht; sie ist freilich für den Sänger das Grundkapital, mit welchem die Oekonomie des Gesanges betrieben wird; aber eine Hauptsache ist es auch, welche Kräfte bei diesem Betrieb zur Verwendung kommen, und die Art, wie dies geschieht; ob die ungeschulte Natur mit ihnen wirtschaftet, oder ob das künstlerische Maß sie in Zucht und Pflege nimmt — und darüber können zum Glück auch andere als stimmbegabte Kritiker und Zuhörer urteilen. Hat doch unser Eglinger selber, obschon persönlich mit einem herrlichen Stimmmaterial ausgerüstet, das Höchste am Sänger nicht in den sogenannten Stimmmitteln (Kraft, Klang, Fülle und andern mechanischen Eigenschaften) gesehen, sondern in der Kunst (also der Dynamik) womit diese gepflegt und zu einem maßvollen Zusammenklang abgetönt werden. Er hatte, wie man hier zu Lande sagt, einen feinen „Fühler" für alles Maßvolle, also auch, da ja die Kunst aus dem Maßvollen besteht, für die Kunst. Diese Eigenschaft in der künstlerischen Ausübung hatte er schon früh seinem spätern Lehrer Julius Stockhausen abgelauscht —

und dieſes Maß bildete ja wirklich Stockhauſens Größe als Sänger; denn ſeine Stimme war nichts weniger als phänomenal, weder nach Umfang noch nach Fülle; aber ſie klang in allen Regiſtern gleichmäßig, der Sänger bewegte ſich mit der gleichen Sicherheit und Grazie auf den höheren, wie auf den tieferen Stufen der Tonleiter, jeder Ton war gleichſam ein künſtleriſches Gebilde, an dem auch nicht die leiſeſte Spur eines Muttermales mehr zu ſehen war. Aehnlich bei Eglinger und wenn er ſich oftmals ärgerte über die Geſchmackloſigkeit hieſiger Kritiker, welche jeweilen an dieſem oder jenem Sänger von Gottes Gnaden oder Ungnaden, der an die Rampen unſeres Theaters trat, nichts höheres und preiswürdigeres zu rühmen wußten, als wenn er das hohe C als Bruſtton „herausſchmettere“ (was in den meiſten Fällen, wenn auch mit weniger Geſchmetter, ſo doch mit mehr Recht und mit mehr Geſchmack im Falſetton geſchehen könnte), ſo war es nicht etwa der Aerger darüber, daß ihm jener Triumphton der Tenoriſtenbruſt vielleicht verſagt war, es war auch nicht der Neid über die höheren Bergkraxler aus dem Reiche der Frau Muſika, denen er es zur Not mit Keuchen und Pruhſten hätte gleichthun können, ſondern er hielt es wirklich für Ungeſchmack, in jene Ueberſpannung der Stimmbänder den Triumph und Höhepunkt der Kunſt zu ſetzen. Darum waren ſeine Ideale — ein jeder Sänger, überhaupt jeder Künſtler hat ja ſolche — nicht jene Bewältiger des C-Gipfels, wie z. B. ein Theodor Wachtel, ein Tamberlick, ein Capoul u. a., die er zwar nur vom Hörenſagen oder durch die Lektüre kannte, ſondern die maßvollen, kunſtverſtändigen Tenoriſten, vor allen Niemann, der berühmte Gatte der ebenſo berühmten Schauſpielerin Marie Seebach, deſſen Lob man ihn in ſpontaner Begeiſterung oft verkünden hörte. Damit hing es auch zuſammen, daß er bei aller Begeiſterung für den Rieſen Beethoven und deſſen unerreichte Leiſtungen in der Inſtrumentalmuſik, ſich, wie die meiſten Muſikverſtändigen, etwas kühl

und ſkeptiſch gegen deſſen vokale Kompoſitionen verhielt, weil es ihm, vielleicht nicht mit Unrecht, ſchien, daß er der menſchlichen Stimme (ſogar in ſeinem unſterblichen Fidelio) zuviel zugemutet und hin und wieder die Grenzen, welche die beiden muſikaliſchen Gebiete ſcheiden, überſchritten habe, während Eglinger ſelber in Mozart's herrlichen Melodien das denkbar Möglichſte und Vollkommenſte an Wohllaut verwirklicht fand.

Er war übrigens in ſeinen Urteilen, ja ſelbſt in ſeinem Empfindungen ſo unparteiiſch, als es einem normalen Menſchen unſeres Jahrhunderts möglich iſt. Leicht iſt es ſicher nicht, dieſe Linie einzuhalten gegenüber den Einflüſſen der Erziehung und perſönlichen Vorliebe einerſeits und dem Stürmen und Drängen der Neuerer anderſeits, die alles und jedes, was bisher im Reiche der Muſik für unbeſtritten ſchön und vorbildlich galt, mit dem Maßſtabe des Zukunftdogmas meſſen, und was ſich ihm nicht fügt, zum alten Eiſen werfen wollen. Ein ſolcher Riß in die muſikaliſche Tradition, wie ihn unſer Jahrhundert ſeit dem kühnen Auftreten R. Wagners aufweist, war bisher noch nicht dageweſen, und es galt, Partei zwiſchen den beiden Lehren, der alten und der modernen, zu nehmen; denn von einer vermittelnden Stellung wollten die echten Jünger des muſikaliſchen Rabbi ſchlechterdings nichts wiſſen. Wagner ſollte der leuchtendſte Stern am muſikaliſchen Himmel, alle andern, vor und neben ihm, nur Sterne zweiten Ranges oder gar bloße Sternſchnuppen ſein. Für dieſe Einſeitigkeit, die unſerm Eglinger wie eine potenzierte Parteilichkeit vorkam, war er nicht zu haben und hielt ſich ſolche Hoheprieſter der Wagner-Religion aus lauter Achtung vor der Unparteilichkeit und ebenſo großer Abneigung gegen den Götzendienſt ſorgfältig vom Leibe. Daß er der neuen Richtung nicht prinzipiell abhold war, ſobald ſie in maßvollem Geleiſe ſich bewegt, bewies ſeine Vorliebe für Brahms, von dem keiner behaupten wird, daß er vorzugsweiſe in

den alten Bahnen gewandelt sei. Dagegen sehe ich noch heute im Geiste sein eisiges Hohnlächeln, als ich ihn auf die Glosse eines hiesigen sogenannten Kunstkritikers in einem unserer Tagesblätter aufmerksam machte, welche Glosse die herrliche Oper Boieldieu's, „die weiße Dame" (für unparteiische Kenner eine Perle der Opernschöpfung), mit dem Prädikat eines „aus der Mode gekommenen Singspiels" abzuthun wagte; und eine ähnliche Empfindung würde ihn beschlichen haben, wenn er neuerdings den Redakteur einer Musikzeitung den berühmten Männergesang „Morgenlied" von Rietz, den wirkliche Musikkenner als einen der schönsten dieser Gattung anerkannt haben, als „altmodisch" hätte bezeichnen sehen!

Worin bestand denn nun aber der Reiz und Zauber seiner Stimme, womit er so oft viele Hunderte von Zuhörern entzückte und sich in ihre Herzen hineinsang? Es war ihr Wohlklang, ihre Weichheit und Schmiegsamkeit, ihr Schmelz. Das war Naturgabe, aber es kamen noch hinzu die Kunst, sie je nach der Stimmung, die den Sänger anwandelte oder beherrschte, zu modulieren und dadurch die gleichen Saiten in den Seelen der Zuhörer vibrieren zu lassen, den Tönen den richtigen, bald stärkeren, bald schwächeren Accent zu geben und ihnen jenes süße, undefinierbare Etwas einzuhauchen, das der Zauber, aber auch das Geheimnis der Seelensprache ist.

Keine Kunst wirkt so mächtig, so nachhaltig auf das menschliche Gemüt und haftet so unverwischbar in der Erinnerung, als die der Töne, eben weil sie aus den tiefsten Gründen der Seele stammt. Wir sehen und fühlen ihre Wirkung, wir können sie an uns selber gleichsam mit Händen greifen — aber wer hat sie bis in die Wurzeln ihres Wesens, bis in die letzten Fasern verfolgt und bloßgelegt? Einer der größten Forscher unseres Jahrhunderts, Helmholtz, hat ja wohl gezeigt, daß das musikalische Wohlgefühl in einfachen, mathematischen Verhältnissen begründet sei, nämlich

in der Reihenfolge und dem Zuſammenſpiel, dem Miteinander und Nacheinander der Schwingungen, die jeder einzelne Ton braucht, um als ſolcher vernommen zu werden — alſo ein einfaches quantitatives, ein Zahlenverhältnis, das auch durch Zahlen dargeſtellt und klar gemacht werden kann. Er hat dazu auch den Beweis geliefert an einem durch himmliſchen Wohllaut berühmt gewordenen Tonſatze Mozarts, dem „Ave verum corpus.“ Aber fragen wir nun weiter: Warum wirken dieſe einfachen Verhältniſſe ſo überaus wohlthuend auf unſere Gehörnerven und Gehörſtäbchen, warum gerade ſie und nicht andere, die gleichfalls nach einem regelmäßigen, quantitativen Syſtem gegliedert ſein könnten, ſo bleibt uns Helmholtz die Antwort ſchuldig. Das letzte Warum der Wirkungen der Akuſtik bleibt alſo vorderhand noch ungelöst. Das aber wiſſen wir, daß die Muſik vor den andern Künſten den Vorzug der Innerlichkeit voraus hat. Sie hat alles Stoffliche von ſich abgeſtreift, ſie lebt durch den Geiſt und für den Geiſt, ſie hat kein Vorbild in der Außenwelt, in der ſinnenfälligen Erſcheinung, in der Natur, wie dies bei andern Künſten der Fall iſt. Der Bildhauer iſt an ſeinen Stoff gebunden, der braucht Erz oder Marmor oder anderes Stoffliche, der Maler ſeine Farben, ſeinen Stift, ſeine Leinwand oder andere Subſtrate, desgleichen der Architekt ſeine Steine oder wenigſtens Stift oder Reißfeder, nur der Dichter läßt ſich in genannter Beziehung noch mit dem Komponiſten vergleichen. Noch mehr: Jene Künſtler ſchaffen Nachbilder, zu welchen die Natur ihnen die Vorbilder liefert; das kühnſte, ja tollſte Gebilde, welches die üppigſte Phantaſie eines Malers oder Dichters zu ſchaffen vermag, exiſtiert, wenn auch nicht als Ganzes, ſo doch in den einzelnen Teilen, woraus es zuſammengeſetzt iſt, irgendwo in der Natur, und die ſogenannte ſchöpferiſche Kraft des Künſtlers beſteht nur in der phantaſtiſchen Zuſammenſtellung jener oft disparaten Teile und Glieder zu einem Ganzen. Anders die Muſik; ſie verſetzt jener

wohlfeilen Theorie, wonach alle Kunst ausschließlich in Nachahmung — je genauer, desto besser — der Natur bestehe und ihren höchsten Triumph in der peinlichsten Nachbildung des vorhandenen Vorbildes feire, den Todesstoß. Denn was soll die Tonkunst nachbilden? Was soll ihr Vorbild sein?

Ein namhafter deutscher Gelehrter hat die Ansicht aufgestellt, die vokale Musik, als die ursprünglichste, aus welcher nach und nach die instrumentale sich herausgebildet habe, verdanke ihren Ursprung den gefiederten Sängern der Luft und des Waldes, dem Geschlechte der Singvögel; ihr Gezwitscher (oder wenn man es Gesang nennen will) habe dem Menschen die erste Anregung gegeben, mit seiner eigenen Kehle ähnliche Laute zu bilden und diese zum Ausdruck der Lust oder des Leides zu modulieren und abzutönen. Da hätten wir also ein von der Natur gegebenes Vorbild, nur daß das menschliche Nachbild unendlich vollkommener ausgefallen wäre! Indessen hat diese Ansicht wenige Bekenner gefunden und ist wie ein Schemen längst in die Luft verweht.

Ich denke, der Mensch bedurfte des Vogels nicht zu seinem Lehrmeister. Wenn es ihn drängte, seiner durch Leid gepreßten oder von Freude geschwellten Seele Luft zu machen, so stellte sich der Ton von selber ein und schaffte ihm Erleichterung. — Es ist hier nicht der Ort, auch fühle ich mich weder veranlaßt noch befugt, mich in eine philosophische Betrachtung des Wesens der Musik einzulassen, um so weniger, als ich, um nicht allzuweit von meinem Gegenstand abzuschweifen, nur die vokale Musik im Auge habe; sonst könnte mir jemand auf meine vorige Behauptung, daß der Musik nichts Stoffliches anhafte, entgegnen, der ausübende Künstler, sei er nun Pianist oder Violonist oder Hornbläser und was alles sich Musiker nenne, arbeite doch auch mit etwas Stofflichem, nämlich dem Instrument, der Maler mit Pinsel und Farbe und Leinwand u. s. w.; übrigens sei die menschliche Kehle ja auch eine Art

Instrument, auf dem der Sänger sich so gut üben müsse wie der Pianist u. s. w. Insofern könnte jener Einwand berechtigt erscheinen, er widerlegt sich aber dadurch, daß der Ausdruck Stoff in den verschiedenen Künsten eine sehr verschiedene Bedeutung hat. In den sogenannten bildenden Künsten ist es der wirkliche Rohstoff, in den redenden ist es nur das Mittel, wodurch das vom Künstler Gedachte oder Empfundene ausgeführt, d. h. zur sinnlichen Erscheinung gebracht wird. Ueberdies ist zwischen der idealen (d. h. bloß gedachten) und der realen (d. h. ausgeführten) Kunst wohl zu unterscheiden. Wer über die Kunst des Komponisten, d. h. des schaffenden, nicht ausübenden Künstlers, und des Dichters weiter nachdenkt, wird finden, daß sie über alles Stoffliche erhaben sind.

Ueber diese und ähnliche Fragen, die ja noch lange nicht an die Höhe einer metaphysischen Betrachtung hinanreichen, ließ sich auch mit meinem verstorbenen Freund gar wohl sprechen. Er wußte auch, welch hohe Bedeutung für das bürgerliche und praktische Leben, besonders für die Erziehung der Jugend schon die alten Philosophen von Pythagoras an der Pflege der Musik vindicierten — und darum habe ich auch diese Seite, als zur Charakteristik des Sängers Eglinger dienend, gestreift. In das speziell metaphysische Gebiet der Tonkunst ließ er sich nicht gerne ein und lächelte skeptisch, ja ungläubig, als ich ihm von Schopenhauers sublimer, ja verhimmelnder Wertschätzung dieser Kunst sprach. Bekanntlich hat dieser große Denker, zu dessen hervorragendsten Eigenschaften die Gemütstiefe doch gewiß nicht gehörte, in der Musik, und zwar in ihr allein, den eigentlichen Kern des wahren Seins gesehen, während alle andern Dinge und Kräfte, weil mit dem Schleier der Maja verhüllt, in das Reich des Scheins gehörten, ihr eigentliches Wesen also sich unserer Erkenntnis entziehe. Eglinger wollte das nicht glauben, weil er es nicht verstand, und dem Schreiber dieser Zeilen ging es accurat ebenso.

Wollten wir aber den Verstorbenen nur als Sänger schildern, so wäre unsere Arbeit, d. h. unsere Pflicht nur halb gethan; er verdient auch durch seine andern Eigenschaften und Leistungen bekannt zu sein. Hat er doch schon während seines Sängerlebens (das ja nicht einmal sein eigentlicher Beruf war) und nachdem der Glanz seiner Stimme bereits verblichen war, noch Jahrzehnte lang in der Schule und als Spiritus rector musikalischer Institute und Vereine nach Kräften und mit Erfolg gewirkt. Zur richtigen Würdigung wird ein Blick in seinen Lebensgang unerläßlich sein.

Gotthold Eglinger war ein echtes Baslerkind und hat nie Ursache gehabt, es zu beklagen. Er war geboren am 19. Juli 1833 als Sohn eines Kandidaten der Theologie, der um diese Zeit die Leitung einer von ihm selbst gegründeten Töchterschule übernahm, welche Stellung er erst lange Jahre nachher mit der öffentlichen eines Predigers an der Basler Strafanstalt vertauschte. Der junge Gotthold verlebte seine Kinder- und ersten Knabenjahre bis 1842 im Hause und unter der sorglichen Obhut seiner Eltern; vom genannten Jahre an vier Jahre unter fremder Aufsicht, nämlich bis 1846 in der Anstalt der Brüdergemeinde in Königsfeld, dann wieder zwei Jahre im Elternhause, von 1848 bis 1850 im Hause eines Pfarrers von Moutiers-Grandval. Von diesem dreifachen Aufenthalt sind viele, teilweise recht markige Spuren zeitlebens an ihm haften geblieben: Vom Elternhause und von der Brüdergemeinde her die religiöse Stimmung, die bei allen ernsteren Anlässen des späteren Lebens sich in ihm regte und besonders während seiner letzten Krankheit sich scharf ausprägte; von seinem Land- oder besser Bauernleben in Moutiers-Grandval her — denn das war es; es galt tüchtig und im Schweiße seines Angesichtes auf dem Felde zu arbeiten und mit einer Kost vorlieb zu nehmen, die einem verwöhnten Stadtkind weniger zusagen konnte — von diesem Aufenthalt also hat er mehr als eine Frucht mit nach Hause gebracht,

einmal die Liebe zur Natur und dem Landleben und den Sinn für das Landschaftliche, ferner einen gekräftigten, gegen Verweichlichung geschützten und an Anstrengungen gewöhnten Körper, und drittens eine wesentliche Bereicherung seines damals noch dürftigen französischen Sprachschatzes. Eglinger sprach ein vortreffliches Französisch, wie es in dieser Reinheit und Korrektheit bei Landesfremden selten gefunden wird. Dabei war seine Aussprache so frei von allen Trübungen durch deutsche oder schweizerische Idiotismen, daß er öfter von Franzosen oder Wälschschweizern für einen ihresgleichen gehalten wurde. Freilich hat er seinen guten Accent schwerlich im Jura geholt, aber er hatte in gewählter Gesellschaft Anlaß genug, sich im Sprechen zu üben, und ein feines Ohr für die Nüancen des Lautlichen und für dessen richtige Anwendung; zu der Aeufnung seines französischen Sprachkapitals trug aber wohl das meiste seine überaus fleißige, kaum jemals länger unterbrochene und bis in sein letztes Lebensjahr gepflogene Lektüre französischer Schriftsteller bei. Daneben vernachläßigte er die deutsche Litteratur, insonderheit die neuere, keineswegs; das Lesen war überhaupt seine Liebhaberei; seine Kollegen im Bibliothekarenausschuß unserer Lesegesellschaft, dem er angehörte, wissen davon zu erzählen.

Als die Zeit herannahte, wo es sich um die Berufswahl handelte, entschied er sich, weniger aus freier Neigung und innerem Trieb, als dem Wunsche seines Vaters zuliebe, für die Theologie und betrieb deren Studium zuerst in Basel, dann 1856 und 1857 auf den Universitäten Erlangen und Göttingen, aber schon einige Zeit vorher war man in Basel auf seine vortrefflichen Sängereigenschaften aufmerksam geworden, und als er vollends am 10. April 1852 — merkwürdigerweise am Kalendertage seines achtundvierzig Jahre später erfolgten Todes — in Haydns Oratorium „die sieben letzten Worte" öffentlich als Solist der Tenorpartie auftrat, war das Staunen über die Stimme und das Können des

noch so jugendlichen, aber über seine Jahre weit hinausgeschrittenen Sängers so allgemein und gewaltig, daß man ihn bereits bedauerte, mit dem Studium der Theologie seinen Beruf verfehlt zu haben, und sich fragte, ob nicht Wandel zu schaffen und wie ein solcher zu ermöglichen sei. Von jenem Jahre an ist Eglinger dem Basler Gesangverein in Wort und Ton und, als die Kräfte nicht mehr reichten, wenigstens in pietätsvoller Erinnerung treu geblieben und hat sich dienstwillig, wie er war, bei den mehr als vierzig Anlässen, wo er öffentlich als Solist auftrat, stets mit dem Lohne der Anerkennung, die ihm sowohl von jenem Vereine, als auch von seiten des Publikums, allerdings in reichem Maße, gezollt wurde, begnügt. Es galt Jahre lang als selbstverständlich, daß er, und kein fremder Solist, die seiner Stimmlage entsprechenden Partien übernahm, und wenn auch etwa einmal aus zwingenden Gründen für Ersatz aus der Ferne gesorgt werden mußte, so sah man ihn anderseits auch wieder von einem Tag auf den andern in die Lücke treten, wenn jener Ersatz ausblieb oder fehlschlug. Von seinen Solopartien nenne ich zu Handen der ältern Generation, die sich daran zu erinnern vermag, die in Bachs „Johannes-“ und „Matthäus-Passion,“ in Händels „hundertstem Psalm,“ in „Judas Makabäus“ und in „Belsazar,“ in Haydns „vier Jahreszeiten“ und „Schöpfung,“ in Mendelssohns „Elias,“ „Paulus“ und „Lobgesang,“ in Mozarts „Requiem,“ in Schumanns „Faust,“ anderer, vornehmlich geistlicher Kompositionen von Palestrina, Pergolese, Lotti und Eccard nicht zu gedenken. Auch die Basler Liedertafel zählte Eglinger zu ihren geschätztesten und gesuchtesten Mitgliedern; der absolut gesuchteste war er im Jahre 1856, als das eidgenössische Sängerfest in St. Gallen vor der Thüre stand, an welchem der genannte Verein seine Feuerprobe zu bestehen gedachte. Ich glaube, dieser Anlaß ist vor anderen ein Markstein auf seinem Lebensweg geworden, darum verweile ich einen Augenblick dabei: Der Wettgesang enthielt

ein ſogenanntes Soloquartett, das ſchwung- und weihevoll geſungen werden mußte; dazu fehlte aber der geeignete erſte Tenor. Man dachte natürlich ſofort an Eglinger, aber dieſer war leider abweſend in Erlangen, wo er ſeinen theologiſchen Studien oblag. Was war zu thun? „Not bricht Eiſen," dachte man, „ſie bricht gewiß auch den nicht ſo gar harten Sinn eines Studenten der Theologie, der ſowieſo ſchon längſt über ſeinen alten Pentateuch hinweg nach der ewig jungen Muſe des Geſangs geſchielt und ihr zugeblinzelt hat. Verſuchen wir's." Und es geſchah. Es ward geſtürmt mit Mannen und mit Briefen und — er ergab ſich. Er kam, er ſang, er ſiegte. Und wir mit ihm. Ich möchte glauben, an dieſem Tage und nach dieſem Erfolge, der ſich noch beſonders durch den Empfang in Baſel zu einem großartigen geſtaltete, hat der Studioſus Eglinger, wenn auch vielleicht mit klopfendem Herzen, aber übermannt von ſeinem innern Drang und in klarer Einſicht, wohin ſeine Magnetnadel ihn weiſe, im Stillen ſeiner Theologie die Heeresfolge gekündet und einer mehr weltlichen Fahne zugeſchworen, wenn auch nicht der des profeſſionellen Bühnenſängertums (als deſſen Adepten man ihn alles Ernſtes und trotz unſerer Proteſtation in St. Gallen anſah), auch nicht der unſichern, bald ſtolz flatternden, bald ſchlaff darniederhängenden der wandernden Konzertſänger, ſondern der ſanft gekräuſelten, die auf dem Giebel eines Schulgebäudes weht — oder auch nicht weht. So ſehen wir ihn bald nach jenem Sängerfeſt, nachdem er vorher noch ſeine Studien zu einer Art von Abſchluß gebracht hatte, im Jahre 1858 in das damalige Realgymnaſium, wo zufällig eine Lücke entſtanden war, als Lehrer eintreten und einige Jahre ſpäter ausſchließlich den Geſangsunterricht übernehmen; und in dieſer Lehrſtellung iſt er nahezu vierzig Jahre lang zu ſeiner und ſeiner Vorgeſetzten Zufriedenheit verblieben. Hier war er auch recht an ſeinem Platze; er hatte neben dem richtigen Takte das Geſchick, ſeine Schüler in Zucht zu halten, auch das

Talent, ſie anzuregen und zu fördern und die Genugthuung, zwiſchen Milde und Strenge denjenigen Mittelweg gefunden zu haben, auf dem die Achtung und Liebe der Schüler dem Lehrer entgegenkommen. Nicht mit Schelten und Poltern, ſondern meiſt mit einem richtigen, treffenden Wort, wie es ihm zu Gebote ſtand, wußte er den überquellenden Jugendmut zurückzuſtauen und den heißen Schwall zu dämpfen. Seinen Kollegen ging es beinahe wie den Schülern; ſie achteten und liebten ihn zugleich, und wenn er vielleicht auch hie und da an ihre Blößen (die ja jeder hat) einen allzu grellen Witzſtreifen heftete, ſo verargten ſie es ihm nicht, noch ſchrieben ſie's ihm auf den falſchen Konto; denn ſie wußten, daß es nicht bös gemeint war. Er konnte allerdings auch ſtechend und verletzend ſein, und dieſe Eigenſchaft iſt ihm oft als Herzenskälte mißdeutet und er ſelber als kühler Verſtandesmenſch beurteilt worden. Wer ihn näher kannte, weiß, daß das ein falſcher Schluß iſt (an dem übrigens viele witzige und des Wortes mächtige Leute zu leiden haben). Eglinger war, wenn man genau abwägen will, eine Natur, bei welcher vielleicht das größere Gewicht auf der Herzſeite lag, wenigſtens kann er ebenſo richtig ein Gemüts- als ein Verſtandesmenſch heißen; in ihm ſteckte ein erkleckliches Quantum urſprünglichen und lauteren Humors — und man weiß ja, was Humor iſt; mag er auch oft einen Stachel haben, er ritzt doch höchſtens nur; in den meiſten Fällen iſt er aber erquickend. Hievon nur ein oder zwei Beiſpiele: Während Eglinger das Amt eines Säckelmeiſters der Lehrer-Witwen- und Waiſenkaſſe verſah — und er verwaltete es mit ebenſo großer Einſicht als Gewiſſenhaftigkeit bis an ſein Lebensende —, brachte in der Jahresverſammlung ein Kollege, der mit ſeinem Jahrhundert auf moderneren Pfaden einherſchreiten wollte, als der von den Bacillen des Althergebrachten angeflogene Säckelmeiſter, den Antrag ein, man möchte dieſe abgeſtandene und unelegante Bezeichnung mit der geſchmackvolleren

und üblich gewordenen „Kassier“ vertauschen. Gegen diesen Vorschlag erhob sich warnend der bisherige Schlüsselverwahrer Eglinger und erklärte, er habe in den letzten Jahren schon von vielen „Kassieren“ gelesen, daß sie mit der Kasse durchgebrannt und für immer verduftet seien, niemals aber von einem „Säckelmeister.“ Dieses Votum schlug sieghaft durch, denn Eglinger hatte die Lacher auf seiner Seite, und der modern zugeknetete Teig wanderte, statt in den Backofen, wieder in die Mulde. Vielleicht kommt der Antrag später wieder einmal, etwa bei Anlaß oder zur Gedächtnisfeier eines größeren Legates, das aus modernen oder anderen Händen der Lehrer-Witwen- und Waisenkasse zufällt; dann mag der altmodische Säckelmeister dem neugeprägten Kassier das Feld räumen, was denn doch viel besser ist, als wenn er die Kasse räumt. Noch ein Beispiel aus Eglingers jungen Jahren, das man ihn zwar selbst sollte erzählen hören; denn er war geradezu ein Meister in der Erzählungskunst: Worte und Miene, Gestus und Aussprache wußte er den Umständen anzupassen, daß es ein wahrer Genuß war. Also: Sein Pfarrer im Jura (dem das Geben saurer ankam, als das Nehmen) verabreichte einmal dem Knaben, der sich eines gesunden Appetits erfreute, eine dünne Brotscheibe, die mit einer noch dünneren Lage von Käse belegt war — zu viel, um Hungers zu sterben und zu wenig, um satt zu werden. Der Junge, der eine etwas kräftigere Portion erwartet hatte, ließ, schnell entschlossen und absichtlich, das Gnadengeschenk auf seinen Fuß fallen und rieb sich denselben sofort unter Gestöhne und Gejammer: „Was fehlt dir,“ fragte der bestürzte Pfarrer auf französisch. „Ach,“ antwortete ebenfalls auf französisch der schlaue Knabe, „die schwere Brotschnitte ist mir auf die Zehe gefallen und das thut mir so weh.“ Dem Pfarrer ging sofort das Licht auf, und er sagte zu ihm, jetzt auf deutsch: „Spitzbueb du!“ Nun mußte man sehen, mit welcher Miene und Aussprache er dieses Gespräch, besonders

die beiden letzten Worte, wiedergab — und man mußte laut lachen. Kein Wunder, daß er durch die genannten Eigenschaften sich den Ruf eines glänzenden Gesellschafters erwarb und überall gern gesehen und gehört war. Dabei ist rühmend zu erwähnen, daß er sich nie und nirgends vordrängte, sondern höchstens die gute Gelegenheit zur Richtschnur, d. h. am Schopfe nahm. Er war nämlich bei allen seinen schönen Gaben von seltener und wirklich ungezierter Bescheidenheit, was vielleicht manchem, der ihn nur oberflächlich, d. h. also nicht, kannte, etwas seltsam klingen mag. Aber ich kannte ihn auswendig und inwendig bis auf den Grund und darf mit Ueberzeugung sagen: Es war so, und der Schein trügt. Wie oft hat er mich in Fragen, besonders musikalischer Natur, um Rat oder um mein Urteil gefragt, wo er viel besser Bescheid wußte als ich; wie gerne hat er sich von anderen belehren lassen, wie wenig an seine eigene Autorität oder gar Unfehlbarkeit geglaubt, wie mild über solche geurteilt, die er als seine Konkurrenten ansehen durfte! Ich stand mit ihm, besonders in den letzten Jahren, in beinahe täglichem Umgang und Verkehr, der nie gestört oder getrübt wurde, selbst dann nicht, wenn wir verschiedener Ansicht waren, was ja auch vorkam und vorkommen mußte! — Nur eines haßte er, und dieses gründlich und unerbittlich: die Stümperhaftigkeit, die sich mit Ueberschätzung bläht. Wie manches singende oder sich zum Singen für befähigt haltende Herrlein und Dämlein hat er als berufener, unbestechlicher Experte der Musikgesellschaft, ohne viel Federlesens und Firlefanz zur Thür hinaus komplimentiert auf Nimmerwiedersehen, ohne doch selber jemals um Ehre und Ruhm zu buhlen!

Daß Gesangverein wie Liedertafel einen Mann von solchen Eigenschaften zu ihrem Ehrenmitgliede, und der erstgenannte zu seinem Vorstand wählten (1872), welche Stellung er bis 1879 einnahm, war nichts als billig und natürlich, und wohl niemand

hat es ihm verargt, wenn er sich in spätern Jahren von geselligen Anlässen, wo brausender Jubel und Gefolge den Reigen führte und die Wogen der Festlust höher schlugen, fern hielt, und in kleineren Kreisen von Verwandten und Bekannten wohler fühlte. Jedem das Seine und jedem Alter sein Erholungsplatz.

Auch der Kommission zur Musikschule hat der Verstorbene zuerst als Mitglied, dann von 1871 an bis zu seinem Tode als Vorsteher angehört, die Stellung eines Sekretärs nahm er in der gleichen Zeit in der Musikgesellschaft ein, und beider Interessen wahrte er mit gleichem Eifer und gleichem Aufwand von Zeit und Kraft, bis letztere bei nahendem Tode völlig erschöpft war. Dieser Tod trat rascher ein, als Freunde und Verwandte gefürchtet hatten, denn ein qualvolles Hinsiechen wäre für ihn, bei seinem Temperament, eine fürchterliche Prüfung gewesen; sie war schon so hart genug, da bald nach Beginn seines Leidens die Ahnung in ihm aufdämmerte und mit jedem Tage klarere Umrisse annahm, daß seine Tage gezählt seien. Uebrigens ertrug er seine Leiden mit bewunderungswürdiger Geduld und männlicher Ergebung. Dazu verhalf ihm am meisten sein tiefreligiöses Gefühl, das ihm zeitlebens zu eigen gewesen war und besonders in seinem letzten Jahr, wie der Schreiber dieser Zeilen aus manchem mit ihm geführten Gespräch entnehmen konnte, stärker und stärker in ihm sich regte.

Als Sänger ist er schon nach 1870 nicht mehr öffentlich nnd kaum noch in Privatkreisen aufgetreten. Nach einem längeren Aufenthalt (Ende der sechziger Jahre) bei Julius Stockhausen, der ihn in der Dynamik der Gesangskunst weiter fördern und womöglich zur erreichbaren Höhe führen sollte, fühlte er, daß seine Stimme ihren früheren Schmelz verloren hatte, und er wollte in der Erinnerung seiner Mitbürger lieber das Vollbild seines Könnens zurücklassen, als dessen Glanz durch die Schatten zunehmender Schwäche sich verwischen lassen. Er starb in der Morgenfrühe des

10. April 1900, mit dem tröstlichen Bewußtsein für seine Familie, für seine zahlreichen Freunde und Schüler nicht umsonst gelebt zu haben.

Was der Verstorbene mit der Feder geleistet hat, ist zumeist privater und geschäftlicher Natur. Ich denke hier zunächst an seine weitverzweigte, zeitraubende Korrespondenz, die er als Sekretär der Konzertgesellschaft mit auswärtigen Solisten, um deren Engagement es sich handelte, zu führen hatte; zum Druck in einem hiesigen Blatt gelangten dann seine wohlerwogenen Referate über die Konzertaufführungen, die er viele Jahre lang in größter Pünktlichkeit geliefert hat und die den Freunden der Musik durch ihre Eleganz und Gründlichkeit imponierten. Als wertvoll darf auch bezeichnet werden seine Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum des Gesangvereins (1874), welcher Arbeit man es kaum ansieht, welche Masse von Fleiß und Mühe darin aufgespeichert ist, da für eine ganze Reihe von Jahren die fehlenden schriftlichen Aufzeichnungen durch persönliche Erkundigungen bei früheren Mitgliedern mußten ergänzt und ersetzt werden. Pädagogisch wichtig ist ferner seine als Beilage zum Bericht der Basler Realschule 1889 erschienene Schrift, die den Titel führt: „Die Kinderstimme in ihrer erzieherischen Behandlung." Diese fand auch im Auslande Beachtung; ein Beweis dafür ist, daß sie ins Englische übersetzt wurde, und es wäre sehr zu wünschen, daß sie unter den Gesangslehrern die Verbreitung fände, die sie verdient, denn es scheint uns, daß gerade auf solche Punkte, die auch sanitarisch wichtig sind, in der Schule zu wenig Rücksicht genommen werde; wie es in unseren hiesigen Schulen mit diesem Gegenstand gehalten wird, entzieht sich der Kenntnis des Schreibers, jedenfalls aber wird in der Musikschule, zu deren Gedeihen der Verstorbene das Seinige in reichem Maße beigetragen hat, nach seinen Vorschlägen und Mahnungen gelehrt und gehandelt. Wie sehr ihm das Wohl dieser Schule am Herzen lag, kann jeder

Verſtändige aus dem von Eglinger geſchriebenen, warmen und pietätsvollen Nachruf herausleſen und herausempfinden, den er dem früheren hochverdienten Direktor derſelben, Herrn Dr. Selmar Bagge gewidmet hat (1897). Eglinger iſt es auch, dem die Muſikſchule ihre Fortbildungsklaſſe verdankt. Er hat die Initiative dazu ergriffen und ſiegreich durchgeführt; überhaupt gravitiert ſeine ſpätere Thätigkeit nach der Muſikſchule hin, und er hat ſich ſowohl um den Lehrſtoff und Gang und Art des Unterrichts, als auch um das perſönliche Wohl der Lehrer und Lehrerinnen ebenſo angelegentlich als taktvoll gekümmert, ſo daß dieſe ſeinen Verluſt aufs ſchmerzlichſte empfinden.

Der Bodenzinssturm in der Landschaft Basel. Oktober 1800.

Von Hans Buser.

Im November des Jahres 1798 bestätigten die helvetischen Räte, erfüllt von den edelsten Absichten, die Abschaffuug der Zehnten und Bodenzinse d. h. der auf dem Grundbesitz lastenden Feudalabgaben und erschütterten dadurch das Staatsvermögen in seinen Fundamenten, indem sie ihm eine Entschädigungssumme von 15 Millionen Franken aufbürdeten, anstatt ihm gehörige Entschädigung für die Abgaben, die ihm selbst entzogen wurden, zuzusprechen. Nachdem Gesetze mußten nämlich die Zehntpflichtigen die Eigentümer der Zehnten und Bodenzinse durch einen Loskaufspreis entschädigen. Auf dem Staate lastete nun die Verpflichtung, die Loskaufssumme von den Schuldnern zu beziehen und an dessen Statt den Gläubiger schadlos zu halten. Dabei stand, obgleich die Eigentümer von Zehnten und Bodenzinsen nur ungefähr die Hälfte des Kapitalwertes bei der Entschädigung erhielten, die von den Schuldnern zu beziehende mit der vom Staate auszuzahlenden Loskaufssumme so wenig im Verhältnis, daß 15 Millionen aus dem Staatsvermögen hätten entnommen werden müssen, um die Entschädigungsansprüche nach dem Gesetze zu befriedigen. Die Liquidation der alten Abgaben, wie sie durch das Dekret bestimmt wurde, war

überhaupt äußerst schwer oder gar nicht durchführbar und von großen Kosten begleitet.

Das Gesetz vom 10. November 1798 traf das Gemeinwesen an seinen empfindlichsten Punkten, denn es entzog der Kirche, der Schule, den Spitälern und Armenhäusern ihre wichtigsten Einnahmen. Heftige Klagen und anschauliche Schilderungen des Elendes, welches über Kirche und Schule hereinbrach, ließen deshalb auch nicht lange auf sich warten. In verschiedenen Eingaben wurde die traurige Lage der Geistlichen und Schullehrer dargestellt, deren Gehalte ausblieben. Im April des Jahres 1800 wandten sich die Vorsteher der Kirchen, Schul-, und Armenanstalten von Zürich an den Vollziehungsausschuß, um ihre Namen von der Schande zu bewahren „zu der Zerstörung des häuslichen Wohlstandes und zu der Ausplünderung der Kirchen, Hospitäler, Gymnasien und Schulen niederträchtig stille geschwiegen zu haben." Das „Heiligtum der Besitzrechte" sei angegriffen und ihre Rechtstitel auf die bisher besessenen Zehnten und Grundzinse seien so kräftig und vollgültig, wie irgend ein Eigentum in der Welt sie haben könne. Solche Schreiben ermunterten in weitern Kreisen zu ähnlichen Gesuchen. Eine genaue Prüfung aller dieser Eingaben führte den Vollziehungsausschuß in einer Botschaft an die Räte zu dem Geständnis, daß das im Jahr 1798 erlassene Gesetz voreilig und mit keinen seiner Folgen berechnet war, da gerade das Gegenteil von dem geschah, was bei der Neugründung jedes Staates geschehen sollte, indem man, statt die Ausgaben soviel als möglich einzuschränken, bis durch Zeit und Erfahrung ein allgemeines, angemessenes Finanzsystem eingeführt werden konnte, alle Staatseinkünfte verminderte oder gar vernichtete und dem Staate eine unermeßliche Menge von neuen Ausgaben auferlegte. Die Folge dieses Geständnisses war, daß die Finanzkommission beantragte, das Gesetz vom 10. November 1798 über Abschaffung der Feudallasten zurückzunehmen. Nach

der Staatsveränderung vom 7. Auguſt 1800, durch welche die bisherigen Räte geſprengt und die radikalen Elemente ausgeſtoßen wurden, wagte man, was die Räte, wie ſie bis zum 7. Auguſt beſtanden hatten, nicht über ſich brachten: am 15. September 1800 wurde der Antrag der Finanzkommiſſion in folgendem Wortlaut zum Geſetz erhoben:

1. Die Vollziehung des Geſetzes vom 10. Wintermonat 1798 über Abſchaffung der ſogenannten Feudallaſten, ſowie auch aller ſpäteren Geſetze, Beſchlüſſe, Verordnungen und Verfügungen, die auf dieſen Gegenſtand Bezug haben, iſt von nun an eingeſtellt.

2. Von dieſer Einſtellung der auf dieſen Gegenſtand Bezug habenden Geſetze ſind allein ausgenommen das Geſetz vom 13. Dezember 1799 über die Erhebung der beiden auf den 1. Januar 1799 und 1800 verfallenen Zinſe der Loskaufskapitalien von Grundzinſen und das Geſetz vom 20. Dezember 1799 über fernere Entrichtung der Erſtlinge an die Religionsdiener.

Schon das erwähnte Geſetz vom 13. Dezember 1799, das hier beſonders in Betracht kommt, bildete ein öffentliches Geſtändnis, daß der Staat Verbindlichkeiten übernommen hatte, die er nicht zu erfüllen im ſtande war. Immerhin wurde durch dieſes Geſetz wenigſtens die ungeſäumte Betreibung der beiden mit dem 1. Januar 1799 und 1800 verfallenen Jahreszinſe von den Grundzinsloskaufskapitalien der ausübenden Gewalt aufgetragen und auch wirklich in Vollziehung geſetzt, allerdings mit dürftigem Erfolge. Dieſe zwei Zinſe, die zuſammen einem anderthalbfachen Bodenzins gleich kamen, ſollten bis zum 10. Herbſtmonat 1800 abgetragen, und dazu verwendet werden, die Geiſtlichen „aus ihrem drückenden Mangel herauszureißen.“

Hatte die Zurücknahme des Geſetzes vom 10. November 1798 allerorten Unzufriedenheit erregt, ſo offenbarte ſich der Widerwille des Volkes, irgendwelche Verpflichtung zu erfüllen, die mit Zehnten

und Bodenzins in Verbindung stand, noch viel deutlicher, als das Gesetz vom 13. Dezember 1799 zur Ausführung gelangen sollte, d. h. als man mit dem Bezug der Grundzinsloskaufszinse begann. Zu welcher Katastrophe die Erhebung dieser Abgabe im Kanton Basel führte, davon soll nachher ausführlich die Rede sein. Auch die Umgebung dieses Kantons trotzte teilweise dem Gesetze, vor allem der Distrikt Langenthal, in welchem sich die Abneigung am stärksten äußerte. Die angrenzenden Gemeinden des Kantons Aargau weigerten sich etwas zu bezahlen, bevor der Distrikt Langenthal zur Bezahlung aufgefordert und angehalten würde. Im Kanton Bern, auf welchen wiederum mehrere andere Kantone warteten, schob der Regierungsstatthalter den Termin eigenmächtig bis zum 15. Oktober hinaus. Solothurn hatte im September 1800 nicht viel mehr als den fünften Teil seiner Schuld abgetragen. Auch die Verwaltungskammer des Kantons Thurgau meldete, der Bezug der Grundzinsinteressen sei von schlechtem Erfolg begleitet gewesen; aus den Kantonen Freiburg und Leman kam sogar der Bericht, daß der Beziehung der rückständigen Summen unüberwindliche Hindernisse entgegenständen. Die allgemeine Unzufriedenheit nahm einen gefährlichen Charakter an, als bekannt wurde, daß die helvetischen Behörden, um den bedenklichen Staatsfinanzen etwas aufzuhelfen, außerdem für das Jahr 1800 die Frucht- und Weingrundzinse nach ihrem vollen Gehalt zu beziehen gedächten. (Gesetz vom 6. Oktober 1800.) Diesen Gesetzesvorschlag sah man durchgehends als Vorboten der gänzlichen Wiedereinführung von Zehnten und Grundzins an.

Im Kanton Basel artete die Bewegung in offene Empörung aus, aber nicht etwa in Folge des ebenerwähnten Gesetzes vom 6. Oktober 1800, obwohl die Vorbereitung desselben, wie auch die Aufhebung des Gesetzes vom 10. November 1798, zum Ausbruche des Trotzes mag beigetragen haben; vielmehr steht sie in engem

Zusammenhang mit der Durchführung des Gesetzes vom 13. Dezember 1799, die in verschiedenen Kantonen elend zu scheitern drohte. Am 29. August 1800 berichtete die Basler Verwaltungskammer an den Finanzminister Rothpletz, daß der wiederholte Versuch, die auf 1. Januar 1799 und 1800 verfallenen Grundzinsloskaufszinse zu beziehen, trotzdem die Widerspenstigen mit den strengsten Strafen bedroht wurden, fruchtlos geblieben sei. Daraufhin erließ der Finanzminister am 6. September an den Regierungsstatthalter von Basel die Einladung, er möge die Verwaltungskammer mit der Autorität der Regierung unterstützen und die Publikation, in welcher erstere den Bezug der Grundzinsinteressen anordnete, wiederholt bestätigen. Wenn auch dieses letzte Mittel ohne Erfolg bleibe, so sollten die Ungehorsamen mit militärischer Exekution zur Bezahlung angehalten werden. Doch schon hatte der Distrikt Gelterkinden, der die Führung des Aufstandes übernahm, während die andern Distrikte vorerst den Erfolg des Widerstandes abzuwarten schienen, begonnen, den offenen Protest gegen die Entrichtung dieser Abgabe zu organisieren. Sonntag den 31. August 1800 fand die erste und Dienstag den 2. September die zweite Zusammenkunft in dieser Sache statt. Von da an folgten sich die Sitzungen regelmäßig. Die Versammlung legte sich den Titel „Ausschuß des Distriktes Gelterkinden" bei. Der Zweck dieser Vereinigung war, eine Petition an die helvetische Regierung in Bern abzufassen, in welcher die Gemeinden des Distriktes Gelterkinden begehrten, daß ihnen die zwei verfallenen Grundzinsinteressen von den Jahren 1798 und 1799 nachgelassen und die dem Staate zugehörenden Grundzinse ohne Loskauf gänzlich abgeschafft werden möchten. Der Vollziehungsrat wies die Petition am 11. September in motiviertem Beschlusse ab. In einem Berichte, welchen der Finanzminister am 6. Oktober 1800 gemäß einem Auftrage des Vollziehungsrates über den Bezug der Grundzinsinteressen in den

verschiedenen Kantonen abstattete, wird zugegeben, daß der Kanton Basel durch den Krieg viel gelitten habe, „doch wurde derselbe," so fährt er fort, „im allgemeinen nicht so empfindlich mitgenommen und fühlte das Uebel nicht in einem so hohen Grade wie mancher andere Kanton. In dieser Hinsicht wurde demselben zur Bezahlung der zwei rückständigen Grundzinse in dem Beschluß vom 19. März 1800, (welcher denjenigen Aufschub gestattete, die der Krieg in Armut gestürzt hatte) keine Ausnahme zugestanden. Es würde daher nicht ganz billig und vielleicht unpolitisch sein, zu seinen Gunsten eine allgemeine Ausnahme zu machen; die Regierung würde sich bloßstellen und Gefahr laufen, ihrer Autorität zu schaden."

Zu allem Unglück war in den Tagen, da die Bewegung ihren Anfang nahm, kein Regierungsstatthalter in Basel vorhanden. J. J. Schmid war eben in den Vollziehungsrat gewählt worden, und erst am 12. September gelang es in der Person Heinrich Zschokkes einen Nachfolger zu finden. Zschokke, den jedermann als Schriftsteller schätzt, hat auch als eifriger Mitarbeiter an dem Werke der Helvetik, deren Bestrebungen seinem Innersten sehr zusagten, im Laufe der Jahre 1798—1801 eine rege Thätigkeit entfaltet. Er war Abgeordneter Graubündens an die helvetische Regierung, und Chef des Bureaus für Nationalkultur. Als Regierungskommissär in Stanz führte er durch Milde und Wohlwollen das Volk zur gesetzmäßigen Ordnung zurück, und bevor er nach Basel kam, versah er das dornenvolle Amt eines Regierungskommissärs im Tessin. Schon hoffte er den Winter 1800/1801 im „süßen Nichtsthun" hinbringen zu können, als ihm der Vollziehungsrat das Amt eines Regierungsstatthalters im Kanton Basel übertrug. Es war eine schwierige Aufgabe, die Zschokke übernehmen mußte, denn die Gährung hatte in dem Augenblicke, da er sein neues Amt antrat, schon bedenklich um sich gegriffen. Kaum hatte er das Gebiet des Kantons

Basel am 21. September betreten, so stürmten die Meldungen von dem drohenden Aufstande auf ihn ein. „Schon in den ersten Stunden meines Aufenthaltes im Kanton Basel erfuhr ich bei meiner Durchreise in Sissach von Gerster, dem Unterstatthalter des Distriktes Gelterkinden, daß eben dieser Bezirk sehr desorganisiert, Gesetz und Obrigkeit ohne Achtung, das Volk gegen die Entrichtung der Bodenzinse aufgebracht sei. . . . . Ich schrieb sogleich am folgenden Tag eine Centralmunizipalität nach Gelterkinden aus zum 27. September, um womöglich den Sturm zu beschwören." Der eben erwähnte Unterstatthalter Gerster, der Zschokke die ersten ausführlichen Berichte über die Bewegung zukommen ließ, war ein äußerst pflichtgetreuer Beamter. Er ließ sich nicht dazu bewegen, mit den Aufständischen im geheimen gemeinsame Sache zu machen, wie dieser oder jener untergeordnete Beamte, obgleich sein Haus gestürmt und er selbst verhöhnt und verleumdet wurde. Dafür erhielt er auch auf die Empfehlung Zschokkes hin vom Vollziehungsrat besonderes Lob.

An der Centralmunzipalität vom 27. September traf Zschokke zum erstenmal persönlich mit den Häuptern des Aufruhrs zusammen. Wenn er gehofft hatte, mit Worten den Sturm zu beschwören, so sollte er in seinen Erwartungen bitter getäuscht werden. Trotzig, fest entschlossen und klar über alles, was sie fordern wollten, traten ihm die Anführer der Aufständischen entgegen. Dazu kam, daß Zschokke noch unerfahren war in der Angelegenheit, um die es sich handelte und unbekannt mit den Personen, die als Vertreter des Landvolkes sprachen. Zschokke berichtet selbst über die Stimmung der Versammelten: „Ich fand die Gemüter der meisten in voller Gährung und statt der Centralmunzipalität nur eine Versammlung von Deputierten, Munizipalisten, von seiten ihrer Gemeinden mit Instruktionen versehen. Der Entschluß, Bodenzins und Zehnten nicht zu zahlen, war fest; man fürchtete keine Exekutionstruppen, sondern wollte lieber alles Unglück ertragen. . . . Man erbot sich,

dem Staate zu seiner Unterhaltung alle noch so schweren Auflagen zu entrichten, wenn sie nur gleich verteilt wären u. s. w. Man ist gegen die Regierung voll schweren Argwohns, sieht die vom Volk gewählten Repräsentanten nur darum verstoßen und andere nur darum in die Regierung berufen, die Konstitution nur darum zerstört, damit die alte Last und Ungleichheit wieder eingeführt und der erste Zweck der Revolution vernichtet werde." Aus solchen Reden ist ersichtlich, wie sehr die Unzufriedenheit, welche die Staatsveränderung vom 7. August 1800 hervorgerufen hatte, durch die Anführer der Aufständischen ausgenutzt wurde. Verschiedene der Anwesenden zeigten vor dem Regierungsstatthalter nicht den geringsten Respekt. Besonders einer derselben fiel Zschokke durch seine heftige Opposition auf. Er fragte ihn, ob er nicht der Aenishänsli sei, denn dieser war ihm schon als Rädelsführer geschildert worden. Betreten über diese Anrede, antwortete er: „Ja!" Zschokke rief ihm etwas heftig zu: „Ich kenne Euch schon, und Ihr seid besonders verantwortlich für alles, was aus diesem Handel erfolgen mag." Aenishänsli schien auf diese Auszeichnung stolz zu sein und antwortete trotzig, er solle ihn nur immer seiner Stelle entsetzen und es im Kantonsblatt bekannt machen, es würde ihn nicht erschrecken. Um das Vertrauen der unruhigen Menge zu gewinnen, schlug Zschokke den Weg der Milde ein und suchte die Aufständischen durch Entgegenkommen zu besänftigen. Er versprach dahin zu arbeiten, daß die Last der Bodenzinse für das laufende Jahr erleichtert werde. In diesem Sinne schrieb er an den Vollziehungsrat, das Gesetz wegen Bodenzins und Zehnten sei in der unglücklichsten Epoche erschienen, totale Anarchie könne eventuell die Folge davon sein. „Ich wünsche und bitte, daß man das Volk mehr als ein irrendes, denn als ein ungehorsames, übelgesinntes behandle." Zschokke erhielt schlechten Lohn für seine Milde. Zwei Tage nach der Centralmunizipalität berichtete ihm der Unterstatthalter Gerster, daß sein väterlicher Rat

verworfen und verachtet werde. Die Ausschüsse agitierten weiter. Nur etwa 40 hätten versprochen, den Bodenzins zu entrichten, und diesen werde es schlecht ergehen, wenn man sie nicht beschütze.

Als Rädelsführer wurden von dem Unterstatthalter außer dem schon erwähnten Aenishänsli bezeichnet: Amsler von Thürnen und Strub von Läufelfingen, die als Emissäre in andere Kantone geschickt worden seien, vermutlich um dort Anhang zu gewinnen; ferner Johann Gyßler von Sissach, genannt Korporal, der an der Gemeinde öffentlich gesagt habe, man anerkenne keine Gesetze mehr von der letzthin aufgelösten Regierung. Schlimmen Einfluß übe auch Jakob Buser, Pintenschenk in Sissach, aus, der die Uebelgesinnten, welche meistens bei ihm einkehrten, in falschen Grundsätzen unterweise. Im allgemeinen schienen gerade die Beamten der Gemeinden in den vordersten Reihen der Aufständischen zu stehen. Von Anfang an hatte Zschokke den Eindruck gewonnen, daß die Baselbieter mit den unzufriedenen Bodenzinspflichtigen anderer Kantone in Verbindung standen. Amsler von Thürnen unternahm vom 29. September bis zum 5. Oktober eine Reise in den Distrikten Brugg, Baden, Zürich, Lenzburg, Aarau, Zofingen. Bei dem gerichtlichen Verhöre behauptete er, er habe nur im Namen seines Distrikts Giltbriefe aufgekündet und sich nebenbei erkundigt, was man von den Bodenzinsen rede. Auch Georg Strub von Läufelfingen gab vor Gericht an, er sei nicht in die andern Kantone geschickt worden, um sie zu gewinnen, sondern nur um sich zu erkundigen, wie es bei ihnen mit dem Bodenzins gehalten werde. Im Kanton Leman sei er nicht gewesen, wie ihm vorgeworfen wurde. Auch in diesem Kantone nämlich hatten die Verhandlungen des gesetzgebenden Rates über Zehnten und Bodenzins eine Gährung hervorgerufen. Am 24. September fand sogar in Morges eine große Versammlung von Landleuten und Abgeordneten der Gemeinden statt, in welcher man sich gegenseitig das Wort gab, einem

Gesetze über Wiedereinführung der Feudallasten den Gehorsam zu verweigern.

Da Zschokke vorläufig noch der Ansicht zu sein schien, daß man eventuell mit Nachsicht Meister über die Bewegung werden könne, erhielt er von dem Vollziehungsrate am 30. September nur allgemeine Verhaltungsmaßregeln. Er möge auch ferner die Gemüter zu beruhigen suchen, den Ungehorsam aber mit nachdrücklicher Strafe bedrohen. Zwei Tage später schien nun doch dem Vollziehungsrate die Lage ernsthaft zu werden. Die Aufständischen hatten nämlich, um öffentlich zu zeigen, daß sie nicht im geringsten geneigt seien, auf die vermittelnden Worte Zschokkes einzugehen, an der Wacht zu Gelterkinden einen Aufruf angeschlagen mit dem Titel: „Zuschrift an die gedrückten Mitbürger," ein Schriftstück, welches offen das Volk zum Widerstande mit bewaffneter Hand aufforderte. Das Volk solle sich weder durch schöne Worte noch durch Drohungen abschrecken lassen. Weil alle Bittschriften fruchtlos seien, so bleibe nichts anderes übrig, als zum letzten Mittel zu greifen. Sie möchten „ihr Blut aufzuopfern nichts achten für den Ruhm, den ihnen die Nachkömmlinge zu geben schuldig sein werden." Wie Zschokke außerdem vernahm, daß die gesetzwidrigen stürmischen Versammlungen in Gelterkinden sich wiederholten, und daß es „wahrhaft kritisch aussehe," da gedachte er mit militärischer Okkupation zu antworten. Jetzt erachtete er es als notwendig, ohne alles Geräusch, wenigstens ein Bataillon in die Gemeinden des Distriktes Gelterkinden einzuquartieren mit Verschonung der Dörfer Bukten und Tecknau, die versprochen hatten, dem Gesetze zu gehorchen. Auf solchen Bericht hin entschloß sich der Vollziehungsrat zu strengen Maßregeln. Er berief den Kriegsminister in die Sitzung. Dieser zeigte an, er könne über eine Kompagnie berittener Jäger und drei Kompagnien Infanterie in Basel, Solothurn und Bern verfügen. Oberst Dolder könne mit 70 Jägern und einer Kompagnie In-

fanterie Bern verlassen, von Solothurn weg mit der dort liegenden Kompagnie nach Waldenburg rücken und daselbst die Befehle des Regierungsstatthalters in Basel gewärtigen. Dolder verließ die Stadt Bern am gleichen Tage, da ihm der Auftrag zu teil ward, d. h. am 2. Oktober. Die in Solothurn liegende Kompagnie mußte sich ihm anschließen, und am folgenden Tage traf er in Waldenburg ein. Die helvetischen Truppen verbrachten daselbst die Nacht vom 3. auf den 4. Oktober. Am Vormittag des 4. Oktober morgens 9 Uhr erschien Oberst Dolder mit 70 Jägern zu Pferd und einer Kompagnie Infanterie in Liestal, eine Kompagnie hatte er auf den Befehl Zschokkes nach Sissach verlegt.

Ganz unvorbereitet wurden die Aufständischen nicht überrascht. Schon Ende September trafen sie die Verabredung, daß wofern Truppen einrückten, „man durch Schießen und Leuten zum Sturm ankünden werde, wo alles dann laufen solle, was nur laufen könne.“ Als nach Gelterkinden die Kunde kam, daß die helvetischen Truppen die Nacht vom 3./4. Oktober in Waldenburg zubrächten, wurde noch in derselben Nacht eine Versammlung der Ausschüsse ausgeschrieben. Diese traten am Vormittag des 4. Oktober zusammen und beschlossen, Mannschaft aus jeder Gemeinde auf Mitternacht nach Gelterkinden aufzubieten. Zu gleicher Zeit wurden Boten nach dem Aargau abgesandt, da man auf Unterstützung von dieser Seite hoffte. In der Nacht vom 4./5. Oktober morgens um 2 Uhr erschienen sie in Erlisbach, meldeten sich beim Präsidenten an und verlangten Hilfe. Truppen seien bei ihnen eingerückt, nun wollten sie in der Nacht den Landsturm ergehen lassen und sie umringen. In dieser Nacht fand auch, wie nachher gezeigt werden soll, der wichtigste Zusammenstoß zwischen Bauern und helvetischen Truppen statt, die Aargauer aber sandten keine Unterstützung.

Am Nachmittag des 4. Oktober geschah in Sissach ein Unglück, das den Anstoß zum Losbruch des vorbereiteten Sturmes gab.

Eine Kompagnie unter dem Befehle von Hauptmann Scherb hatte, wie schon erwähnt, an diesem Tage in Sissach Quartier bezogen. Ein Auflauf des Volkes drohte; deshalb schickte der Hauptmann Patrouillen aus, um das Zusammenrotten der Aufständischen zu verhindern. Eine Patrouille wurde von zusammengelaufenem Volk mißhandelt, eine andere erschien mit der Absicht, sie aus den Händen der Menge zu retten. Dabei fiel ein Schuß, durch den ein Mädchen Namens Anna Maria Kyburz getötet wurde. Der Vater desselben wurde mit Bajonettstichen am Rücken, Knie und Schenkel schwer verwundet und mit einem Gewehrkolben bis auf den Schädelknochen wund geschlagen. Nun brach der Aufruhr los. Ueberall tönten die Sturmglocken, die helvetische Kompagnie mußte sich nach Liestal zurückziehen. Woher der tödliche Schuß kam, fand man nie heraus. Aus den verschiedenen Rapporten konnte nur konstatiert werden, daß es bei den helvetischen Truppen an Kenntnissen wie an Takt fehle; hingegen gab das Verhör keinen Aufschluß darüber, ob ein Soldat der angegriffenen Patrouille oder einer der ihr zu Hilfe eilenden den verhängnisvollen Schuß abfeuerte, oder ob gar ein schlecht gezielter Schuß der Aufständischen das Unheil anrichtete.

Abends ½10 Uhr rapportierte Hauptmann Scherb dem Obersten Dolder in Liestal, wie er mit seiner Kompagnie aus Sissach vertrieben worden sei. Die Aufständischen hätten sie bei der Kirche verjagt, sich der Kirche bemeistert und angefangen Sturm zu läuten. Dolder schickte alsdann einen Lieutenant mit 25 Mann gegen Sissach. Abends 11 Uhr erhielt er von diesem den Bericht, daß die Bauern, etwa 2000 an der Zahl, in voller Wut immer vorrückten. Dolder ließ seine Jäger und die in Liestal einquartierte Kompagnie ausrücken. Als er bei den Bauern ankam, fragte er nach einem vernünftigen Unterhändler. Es erschienen sechs Mann; die riefen, daß sie das Blut rächen wollten, so in Sissach von einem Infanteristen vergossen worden sei. Einige andere sagten,

daß die helvetiſchen Truppen gewiß auf Exekution kämen, um den Bodenzins bezahlen zu machen und den Zehnten einzuführen. Dafür wollten ſie lieber ihr Leben geben, denn ſie hätten den Eid geſchworen, ſie wollten ſolchen nicht mehr geben. Dolder ſuchte ſich aus dieſer ſchwierigen Lage zu ziehen, indem er den Bauern wohlgefällige Worte ſprach. Zſchokke habe den Hauptmann der in Siſſach ſtationierten Kompagnie wegen des Unfalles ſofort arretieren laſſen; er ſelbſt wiſſe eigentlich nicht, warum er hier ſei, er habe einfach als Soldat gehorcht. Die Bauern ſchienen momentan beſänftigt und verſprachen ſich zurückzuziehen. Zſchokke, der ſich im Laufe des 4. Oktober nach Lieſtal begeben hatte, befahl ſeinerſeits den helvetiſchen Truppen nach Lieſtal zurückzukehren; nur vor der Stadt an der Frenkenbrücke ſollten ſtarke Poſten zurückbleiben. Er gab überall ſolche Befehle, die geeignet waren, Feindſeligkeiten zu verhindern. Bis unmittelbar vor dem Sturm ſcheint er nicht gewußt zu haben, daß die Aufſtändiſchen ſich zu einem ernſtlichen Widerſtande gegen die Truppen rüſteten, denn ſie hatten im ſtillen gearbeitet. Bald lief von den Vorpoſten die Meldung ein, zwölf bewaffnete Bauern ſeien an ſie herangekommen. Sie hätten vernommen, daß Zſchokke in Lieſtal ſei und wünſchten eine Unterredung mit ihm. Man ließ ſie paſſieren, und nun erſchienen ſie vor Zſchokke, nachdem ſie zuerſt ihre Gewehre abgelegt hatten. Sie verlangten, immerhin in gemäßigtem Ton, Verhaftung der Patrouille, die in Siſſach das Unglück veranlaßt haben ſollte. Zſchokke teilte ihnen mit, was ſie übrigens ſchon hätten wiſſen können, daß nicht nur die Soldaten der Patrouille, ſondern ſogar der Kompagniechef arretiert worden ſei. Die Abgeordneten gaben ſich nicht damit zufrieden, jetzt erſt rückten ſie mit ihrem Hauptanliegen heraus, die Regierung ſolle Bodenzins und Zehnten ganz abſchaffen. Sie ſchienen überhaupt von Zſchokke eine Art Kapitulation zu Gunſten des Volkes erwirken zu wollen. Schließlich gab er

ihnen einen Zettel, der ungefähr folgendes enthielt: „Die Patrouillen sind in Verhaft, und ihr Vergehen soll untersucht werden. Sendet morgen eine Deputation zu mir nach Basel, da soll das ferner untersucht werden, aber das Volk kehre sogleich in seine Heimat zurück.“ Mit diesem Papiere konnte nichts mehr erreicht werden, denn schon während der Unterredung mehrte sich die Zahl der Bauern vor der Stadt, und sie drängten die Vorposten zurück. Ein Bote nach dem andern stellte sich ein, um Zschokke zu melden, daß die bewaffneten Haufen sich näherten. Die Abgeordneten der Bauern verschwanden einer nach dem anderen, um, wie sie sagten, das Vorrücken zu verhindern. Da sammelte Oberst Dolder die helvetischen Truppen, erhielt aber von Zschokke den Befehl, alles Blutvergießen sorgfältig zu vermeiden. Da die bewaffneten Bauern immer weiter vordrangen, ritt Zschokke schließlich, begleitet von Dolder und vier Reitern, nachts ein Uhr ihnen entgegen. Die Aufständischen umringten ihn sogleich, versicherten ihn ihres Zutrauens, schwuren aber laut: „Lieber sterben als Bodenzins und Zehnten!“ Immer lauter schrien sie auf ihn ein und verlangten bunt durcheinander: 1. Abschaffung von Bodenzins und Zehnten, 2. Absetzung des Unterstatthalters Gerster, 3. Absetzung der Munizipalität von Sissach, 4. Entwaffnung der in Liestal stehenden helvetischen Truppen. Zschokke berichtet: „Ich schlug, alles Lärmens ungeachtet, eins nach dem andern ab, suchte das Volk durch Güte und Drohungen zum Rückzug zu bewegen, umsonst. Ein junger Mann zu Pferde, der sich auf meine Frage, wer er sei, Unteragent Strub von Läufelfingen nannte, redete mich im Namen des Volkes an. Ich suchte durch ihn auf die gährende Masse zu wirken. Allein es war vergebens, man überschrie ihn. Er betrug sich gegen mich mit vieler Achtung, ein Kerl in einer weißen Jacke hingegen benahm sich desto unanständiger. Er schwang mir, wahrscheinlich im Glauben, mich zittern zu machen, den bloßen Säbel vor dem Gesicht herum,

weswegen ich ihn einmal an der Schulter zurückdrängte. Da er durch seine Manoeuvres und Schreierkehle besonders auf das Volk zu wirken schien, suchte ich vermittelst seiner das Volk zum Rückzuge zu bewegen. Allein er war gerade der ärgste von den Lärmern. Einmal rief er unter anderm: Man traut dem Fuchse nicht mehr! Wir lassen uns durch schöne Worte nicht hintergehen. Dies oder etwas ähnliches schrie er, und der Pöbel jauchzte ihm Beifall. Inzwischen hatten sich auf beiden Seiten der Straße mehrere hundert Bewaffnete hingezogen, wahrscheinlich in der Absicht, mich gefangen zu nehmen. Hinter mir dehnten sich die Schwärme, die meisten von Wein und Branntwein beseligt, längs der Hochstraße auf den hohen Borden der Aecker aus. Ich bemerkte es nicht." Dolder, der die Absicht der Bauern erriet, wollte seine Kavallerie aufstellen, damit er ihnen in den Rücken fallen könnte, wenn sie etwas gegen Zschokke wagten. Wie er sich bewegte, so rief ein Bauer, daß er halten solle oder er schieße ihn über den Haufen. Dolder erwiderte, daß er ihm nichts zu befehlen habe, worauf sogleich Feuer gegeben wurde. Da flüchteten sich die Chasseurs Dolders. „Ich rief dem Volke zu," so berichtet Zschokke weiter, „nicht zu schießen. Das um mich stehende Volk rief meinen Befehl nach. Es war umsonst. Das Getümmel und Feuer war allgemein. Ich war allein, gab dem Pferde die Spornen und sprengte den meinigen nach durch den Haufen der Insurgenten. Mehr als 20 Schüsse fielen auf mich aus dem Haufen. Niemand war verwundet, niemand getötet. Ob von den fallenden Schüssen einige mir besonders zugedacht waren, indem ich in meiner Amtstracht und im Mondschein jedermann kenntlich war, kann ich nicht sagen. Mehrere Kugeln streiften hart an mir vorüber, wie mich ihr Pfeifen am Ohr wahrnehmen ließ. Ich ließ meine Truppen zusammenziehen und gab Befehl, sich langsam und in bester Ordnung durch Liestal nach Basel zurückzuziehen, welches Bürger Dolder zu meiner

Zufriedenheit vollſtreckte.“ Es iſt dies nicht die einzige Stelle, aus der erſichtlich iſt, daß Zſchokke den nächtlichen Auflauf vom 4./5. Oktober in dieſem ſeinem zweiten Berichte an den Vollziehungsrat in etwas beſchönigender Weiſe darſtellte, nachdem er ſich vom erſten Schrecken erholt hatte. Zufriedenſtellend konnte der Rückzug nach Baſel nicht gerade genannt werden. Erſt nach wiederholten Drohungen wurde das Thor von Lieſtal den Fliehenden geöffnet. Der Rückzug vollzog ſich ſo ungeordnet, daß dabei 40 Infanteriſten und zwei Jäger verloren gingen. Zſchokke ſelbſt ſoll erſt „nach einer Verirrung in die Lottergaſſe“ den Ausweg aus Lieſtal gefunden haben. (Die Lottergaſſe bildet den unteren Teil einer parallel zur Hauptſtraße ſich hinziehenden Seitengaſſe).

Kaum in Baſel angelangt, ſchrieb er morgens 5 Uhr an den Vollziehungsrat: „Ich erſuche Sie auf das allerſchleunigſte, die fränkiſchen Obergenerale um wenigſtens 4000 Mann anzugehen, die in forcierten Märſchen ohne Säumen nach Baſel ziehen ſollen. Es iſt Gefahr im Verzuge.“ Die Aufregung ließ immer unglaublichere Gerüchte entſtehen. In Gelterkinden ſeien 500 Solothurner angelangt, und auf der Schafmatt ſtänden 8000 Berner mit neun Pulverwagen. Am folgenden Tage, den 6. Oktober, vermochte Zſchokke ſchon einen ruhigern Ton anzuſchlagen. Er redet immer noch von der Möglichkeit, „das Volk ohne Gewalt, nur durch Furcht, zum ſtrengen Gehorſam zurückzuführen.“ Er betont in ſeinem zweiten Berichte, allerdings mit Recht, er habe durch ſein Auftreten verhütet, daß Bürgerblut vergoſſen ward. Eine Deputation von Lieſtal und Gelterkinden habe ihn des vollen Gehorſams in allem verſichert, die Hauptſache jedoch, Bodenzins und Zehnten, ausgenommen. Es iſt wahr, der Regierungsſtatthalter hat durch ſeine Nachſicht unſägliches Elend vermieden, immerhin darf nicht verſchwiegen werden, was er ſorgfältig zu erwähnen vermeidet, nämlich daß der fluchtähnliche und ungeordnete Rückzug der helvetiſchen

Truppen, die gekommen waren, um das Landvolk zum Gehorsam zurückzuführen, den Bauern einigen Hohn entlocken mußte. Die Aufständischen sorgten natürlich dafür, daß der Vollziehungsrat auch einen zu ihren Gunsten lautenden Bericht erhielt. Zwei Bürger von Läufelfingen erzählten dem Präsidenten des Vollziehungsrates, der Regierungsstatthalter habe sich durch zwei oder drei in die Luft gezielte Schüsse schrecken lassen und sei ohne Aufenthalt durch die Dörfer, welche ganz ruhig gewesen seien, bis nach Basel galoppiert.

Bevor Zschokkes zweiter Bericht in die Hände des Vollziehungsrats gelangte, waren schon auf die erste Meldung der Ereignisse vom 4./5. Oktober kräftigere Maßnahmen getroffen worden, um die Aufständischen zum Gehorsam zurückzuführen. Der Vollziehungsrat erteilte in seiner Sitzung vom 6. Oktober dem Kriegsminister den Auftrag, sich sofort zum französischen General Montchoisy zu verfügen, um zu vernehmen, was für Maßregeln er ergreifen könne und wolle. Der Minister brachte die Nachricht, daß der General sich selbst mit zwei Bataillonen Infanterie und zwei Schwadronen Kavallerie nach dem Kanton Basel begeben wolle. Zschokke wurde von dem gefaßten Beschlusse benachrichtigt und dabei beauftragt, sich mit General Montchoisy über folgende Punkte zu verständigen: Entwaffnung der Gemeinden, völlige Unterwerfung, gänzliche Bezahlung der Grundzinse, gerichtliche Verfolgung der Häupter des Aufstandes 2c.

Bis Montchoisy mit seinen Truppen eintraf, konnten die Aufständischen für kurze Zeit noch sich dem Wahne hingeben, daß sie nun Meister seien. Am Morgen des 5. Oktober, als Zschokke und die helvetischen Truppen Liestal verlassen hatten, zogen die Bauern in der Stadt ein und mit heftigen Drohungen, wie wenigstens Unterstatthalter Brodbeck behauptet, zwangen sie die Liestaler, ihnen zu Willen zu sein. Morgens zwischen 4 und 5 Uhr spielte sich

im Gemeindehaus eine höchst bedenkliche Scene ab. Jakob Seiler, Metzger von Liestal, erschien daselbst bewaffnet und fragte nach dem Statthalter Brodbeck. Er begehre die zwei Thaler wieder zurück, um die er ungerechterweise gebüßt worden sei, weil er, das Verbot nicht kennend, Holz für ein Fastnachtfeuer gegeben habe. Wenn er es nicht zurück erhalte, werde er Hilfe mit sich bringen. Auf der Treppe begegnete er dem Statthalter Brodbeck. Er rief ihm zu: „Statthalter! wollt Ihr mir die ungerechte Strafe, welche Ihr mir auferlegt habt, wiederum zurückgeben?“ Es erfolgte keine Antwort von seiten des bestürzten Brodbeck. Da schrie Seiler: „Statthalterli, du meineidiger Spitzbub! willst du mir die Strafe zurückgeben oder nicht? Wir sind jetzt Meister!“ Munizipal Hoch ermahnte ihn, er solle ruhig nach Hause gehen. Nach zehn Minuten erschien Seiler wieder mit sechs bewaffneten Landbürgern auf dem Gemeindehaus. Zwei davon verschwanden allerdings, bevor er in die Stube trat. Seiler forderte wieder im gleichen Ton wie auf der Treppe sein Geld zurück und drohte mit noch mehr Mannschaft. Schließlich ließ ihm Brodbeck durch Hoch die zwei Thaler wieder zurückgeben. Diese Erzählung möge als Beweis dafür dienen, daß die Aufständischen während einiger Stunden wirklich glaubten, im Besitze der Macht zu sein. Beim gerichtlichen Verhör, das zehn Tage später, am 15. Oktober stattfand, zeigte sich Seiler reumütig. Er gab das meiste zu, fügte allerdings bei, er wisse nicht mehr alles, was er damals geredet habe, da er durch Kirschwasser, welches er in den nüchternen Magen getrunken, betrunken gewesen sei.

Die Stellung Liestals während des ganzen Aufstandes ist eine unklare. Einerseits waren die Bürger dieser Stadt durch die Gewalt der Umstände gezwungen, sich als Freunde der bewaffneten Bauern zu zeigen, die am Morgen des 5. Oktober einzogen und andererseits wollten sie vor den Augen des Regierungsstatthalters als neutral gelten, um von Truppen verschont zu bleiben. Daher

die Klagebriefe des Unterſtatthalters Brodbeck, in denen immer und immer wieder verſichert wird, den Lieſtalern ſei nichts anderes geblieben, als den Aufſtändiſchen zu willfahren. Im Namen der Gemeinde Lieſtal wurde eine Verteidigungsſchrift eingegeben. Die Lieſtaler hätten in jenem kritiſchen Augenblicke, ſo heißt es, nicht anders handeln können, als ſie es gethan, wenn ſie nicht Gut und Leben in Gefahr ſetzen wollten. Die Schlüſſel zu ihren zwei Kanonen, ſowie zu den Munitionswagen mußten ſie herausgeben, worauf die Inſurgenten Geſchütz und Munition in Beſchlag nahmen. Nach Verlauf eines Tages verließen die meiſten Lieſtal, nur eine Wache von 70 Mann blieb zurück. Die Lieſtaler mußten verſprechen, auch einen Deputierten in die Ausſchüſſe der Aufſtändiſchen ihnen nachzuſenden. Dies hätten ſie „nicht im Ernſt“ verſprochen, ſo entſchuldigten ſie ſich nachher, und man habe dem gewählten Deputierten bedeutet, er ſolle nicht nach Siſſach gehen. Er ſei dann doch gegangen, die Gemeinde Lieſtal aber ſei nicht verantwortlich für das, was er in Siſſach gethan oder geredet habe. Uebrigens habe Zſchokke ſelbſt „aus überzeugenden Grundſätzen“ der Gemeinde Lieſtal ein Schreiben als Ehrenerklärung über ihr Verhalten ausgeſtellt, das durch öffentliche Blätter bekannt geworden ſei. Daß er trotz alledem die wirkliche Stimmung der Lieſtaler wohl kannte, beweiſt ſeine Meldung an den Vollziehungsrat: „Selbſt die Gemeinde Lieſtal, ſo ſehr ſie auch im ganzen nur allzu geneigt iſt, den Gelterkindern Beiſtand zu leiſten, hat ſich ſo gut als möglich von den inſurrektionellen Volkausſchüſſen loszuwickeln gewußt.“

Bevor geſchildert wird, welchen heilſamen Schrecken das Erſcheinen des franzöſiſchen Generals Montchoiſy den Aufſtändiſchen einjagte und wie der Trotz einer raſchen Entmutigung wich, möchte es von Intereſſe ſein, zu erfahren, wie weit das von Gelterkinden gegebene Beiſpiel auch außerhalb dieſes Diſtriktes anſteckend gewirkt

hat. Der Distrikt Waldenburg war am meisten der Ansteckung ausgesetzt, zeigte aber mit Ausnahme der Gemeinden Diegten und Tenniken, die nach dem Berichte des Unterstatthalters Gerster sich besonders durch „Unfug" auszeichneten, wenig Lust, der Bewegung sich anzuschließen. Am lebhaftesten wurde vor und nach dem Sturme vom 4./5. Oktober agitiert, so daß verschiedene Gemeinden der Distrikte Waldenburg und Liestal ihre Kontingente zu dem Insurgentenkorps lieferten, alles in allem aber hatte Gelterkinden aus dieser Gegend wenig Unterstützung zu erwarten. Die Stellung Liestals ist schon angedeutet worden. Die Umgebung dieser Stadt schien wenig geneigt, auf die stürmischen Werbungen der Aufständischen einzugehen. Schon lange vor dem Losbruch des Aufstandes bearbeiteten einige Gemeinden des Distriktes Gelterkinden die Bubendörfer. Nur mit Widerstreben gaben sie nach, „durch die härtesten Drohungen genötigt, aus Furcht, daß sie sonst gänzlich ruiniert werden möchten." So suchten sie sich wenigstens vor Zschokke zu entschuldigen. Die Bürger von Lausen verhielten sich stille, daher wurden ihnen bei der Entwaffnung der unruhigen Gemeinden die Waffen gelassen. Pratteln bewies mehr Lust, der Bewegung sich anzuschließen und den Worten der Emissäre, die beständig erschienen, Gehör zu schenken. In dem Berichte des Agenten Schwab heißt es am 8. Oktober: „Weil sich bis dato noch keiner zum Anführer aufwerfen will, so bleiben sie noch immer bloße Zuschauer. Ich versichere Sie aber, wenn sich einer von den Beamten für diese so widersinnige Sache erklären würde, so hätte er gleich großen Anhang in der Gemeinde." In Muttenz, sowie in den benachbarten Gemeinden fielen im Laufe des Oktober „auf den Wachtstuben, allwo die jungen Leute des Dorfes besonders zur Nachtzeit sich versammelten, viele unnütze Reden und öfters wurden unbesonnene Entwürfe gebrütet." Auch in Mönchenstein sollen verordnungswidrige Gemeindeversammlungen stattgefunden haben, in welchen man über

„Nichtabtragung der Bodenzinse“ beriet. Was schließlich die Stadt Basel betrifft, so traute Zschokke ihr gar nicht. „Die Stadt scheint großenteils nicht ganz ohne Gefallen jene Unordnungen zu bemerken,“ schrieb er an den Vollziehungsart. (Von böswilliger Seite wurde dem ehemaligen helvetischen Direktor Peter Ochs vorgeworfen, er habe sich heimlicherweise an der Leitung des Aufstandes beteiligt). Dies war ungefähr die Lage, wie General Montchoisy sie antraf, als er mit seinen französischen Truppen in der Landschaft Basel einzog. Aus dieser kurzen Uebersicht geht hervor, daß der Aufstand in der Hauptsache auf den Distrikt Gelterkinden beschränkt blieb.

Von andern Kantonen wollte den Aufständischen keine Hilfe zu teil werden. Am 7. Oktober, also zwei Tage nach dem Sturme bei Liestal, da sie noch von Siegesbewußtsein erfüllt waren, erschien ein Emissär derselben zu Erlisbach im Kanton Aargau. Er begab sich zum Präsidenten mit dem Ansuchen, „die hiesigen Landleute sollen, und wenn es auch nur mit 20 Mann wäre, zu ihnen stoßen; sie seien vollkommen Meister und in wenig Tagen kämen noch 4000 Zürichbieter und die Schwarzbuben seien bereits zu ihnen gestoßen. Allein er wurde höhnisch empfangen; der Weg über die Staffelegg sei gar zu böse; sie haben jetzt Weinlese und endlich, wenn die Zürcher kommen, wollen sie sich hinten anschließen.“ Der Emissär machte sich aus dem Staub, da er von den Aargauern, die das böse Ende der ganzen Affäre vorauszusehen schienen, nur Spott hören mußte.

Montchoisy verließ Bern am Nachmittag des 7. Oktober. Einen Tag später, um 10 Uhr, passierte ein Teil seiner Truppen, nämlich 20 bis 25 Husaren und ein Bataillon Infanterie, Waldenburg. Ebenfalls am 8. Oktober ließ er durch den Chef des Generalstabes in Liestal melden, daß er daselbst am 9. Oktober mittags eintreffen werde. Da inzwischen der Vollziehungsrat von

Zschokke den Bericht erhielt, daß, nachdem der Sturm bei Liestal ausgetobt habe, wieder etwas Ruhe eingezogen sei, daß das zu sich selbst kommende Volk anfange, vor den Folgen seines unbesonnenen Schrittes zu zittern und daß die meisten Gemeinden einen üblen Ausgang der Dinge erwarteten, wurde am 8. Oktober ein Eilbote an Montchoisy nach Waldenburg gesandt mit der Nachricht, der Aufruhr habe sich gelegt, und der Empfehlung, die unbeteiligten Gemeinden mit Truppen zu verschonen. An demselben Tage schrieb Zschokke an den Vollziehungsrat nachmittags 2 Uhr: „Mit freudiger Rührung melde ich Ihnen, daß der von einigen Schwindelköpfen und unverständigen Lärmern aufgewiegelte Distrikt Gelterkinden die Waffen gestreckt und durch eine Deputation bei mir um Verzeihung für jene großen Vergehungen angehalten hat. Noch sind meines Wissens keine Franken in dem Kanton Basel eingerückt. So ist denn mein lebhaftester Wunsch erfüllt und dieser „Aufstand getilgt, ohne daß ein Tropfen Bürgerblut floß." Zschokke konnte in jenem Augenblick nicht wissen, daß wenige Stunden vorher französische Truppen durch Waldenburg gezogen waren. So glaubte er sich mit Recht rühmen zu können, den Aufstand ohne französische Mithilfe gedämpft zu haben. Andererseits rühmte sich Montchoisy in einem Briefe an Zschokke: „A Liestal j'ai appris avec satisfaction que l'annonce seule de la marche des troupes françaises et de ma résolution de sévir contre ceux qui se refuseraient à reconnaître leurs erreurs, a produit l'effet que j'en attendais." Montchoisy schrieb begreiflicherweise den plötzlichen Umschlag der Stimmung dem Schrecken zu, den die heranmarschierenden französischen Truppen vor sich her verbreiteten, und es wird sich auch kaum bestreiten lassen, daß hauptsächlich die Furcht vor den Franzosen den Trotz der Aufständischen so schnell gebrochen hat. Zschokke bleibt immerhin der Ruhm, unnützes Blutvergießen vermieden zu haben. Er beabsichtigte, am 8. Oktober eine Prokla-

mation an die Aufständischen zu erlassen, in der er sie warnte, den Franzosen auch nur den geringsten Widerstand zu leisten, da dies das Zeichen zu einem Blutbade sein würde, als aber, wie schon erwähnt, eine Deputation von Gelterkinden erklärte, daß der ganze Bezirk zum Gehorsam zurückkehre und die Regierung um Gnade bitte, zog er die Proklamation zurück. Als Beweis der Unterwürfigkeit verlangte er von der Deputation: Auslieferung der Waffen binnen 24 Stunden.

Am 9. Oktober erschien Montchoisy mit ca. 1500 Mann in Liestal. Zschokke begab sich sofort zu ihm. Er sprach mit dem französischen General über die militärischen Maßregeln, die man ergreifen wollte, um die Ruhe herzustellen und aufrecht zu erhalten. Montchoisy fand wenig Arbeit mehr vor. Kaum war er in Liestal angekommen, so konnte er konstatieren, daß die Aufständischen mehrere Wagen voll Waffen abgeliefert hatten, 1227 Gewehre und drei Kanonen. Zuerst äußerte er daher die Absicht, sofort alle französischen Truppen wieder zurückzuziehen. Zschokke vermochte ihn soweit umzustimmen, daß er versprach, drei Kompagnien für kurze Zeit zurückzulassen. Die sollten gemeinsam mit den helvetischen Truppen diejenigen Orte besetzen, die nach der Ansicht des Regierungsstatthalters den Aufstand angestiftet hatten. Vorläufig wurden sieben Anführer verhaftet und dem Kantonsgericht überliefert; derjenige aber, der als Haupt des Aufstandes galt, Agent Aenishänsli, hatte sich schon aus dem Staube gemacht.

Die plötzliche Mutlosigkeit der Aufständischen trug dem französischen General von seiten des Vollziehungsrates leicht verdientes Lob ein. Das ganze Verdienst wurde absichtlich Montchoisy zugeschrieben, denn der Vollziehungsrat mußte sich auch bei anderer Gelegenheit eingestehen, daß die Durchführung des Gesetzes vom 13. Dezember 1799 ohne französische Mithilfe unmöglich sei: „Le conseil exécutif a appris avec une vive satisfaction . . . . que le calme est rétabli dans les communes insurgées du

canton de Bâle . . . . C'est à la promptitude et à la sagesse des mesures que vous avez prises, citoyen général, qu'est dû cet heureux résultat.“ Zschokke hingegen war schon am 8. Oktober getadelt worden, weil er „die Sache in einem Schreiben vom 5. Oktober, das im gesetzgebenden Rate vorgelesen wurde, als wenig bedeutend und beendigt darstellte, während dieselbe noch unentschieden war und die Widersetzlichkeit fortdauerte.“ Der Vollziehungsrat gönnte deshalb dem Regierungsstatthalter bei weitem nicht das gleiche Lob wie dem französischen General, sondern beantwortete den Bericht Zschokkes in kühlem Tone. Er habe das Vertrauen, daß der „Geist der Gesetzlichkeit“ bald wieder allgemein werde. Dies werde hauptsächlich an genauer Befolgung des Gesetzes über die Bodenzinse zu erkennen sein . . . . er möge darin die Standhaftigkeit beweisen, die das Ansehen der Regierung erheische. Zschokke erließ eine Proklamation „an die Bürger der irregeführten Gemeinden des Distrikts Gelterkinden,“ wiederum in dem ihm eigenen Tone, der beweist, daß er trotz der schlimmen Scenen, die vorgefallen waren, warmes Mitgefühl für die Unglücklichen bewahrt hatte. „Euer schneller Entschluß, die Waffen niederzulegen und euch den vaterländischen Gesetzen zu unterwerfen, hat von eueren Hütten das größte Unglück abgewehrt.“ Mitten in die Proklamation ist ein Brief von Montchoisy eingeschoben des Inhalts, daß auch er Nachsicht für die Verführten, Strafe für die Anstifter des Uebels empfehle; ferner daß, wenn man die helvetischen Soldaten beleidigen sollte, Montchoisy es ansehe, als seien fränkische Soldaten angegriffen, und daß er unter Umständen neuerdings gegen pflichtvergessene Gemeinden marschieren werde. „Unsere Regierung,“ so heißt es am Ende, „erwartet nun, daß für die Jahre 1798 und 1799 unverzüglich ein und ein halber Bodenzins abgeführt werde. (Vergl. S. 167.) Auf die Armen und Dürftigen soll Rücksicht genommen werden.“

Zschokke prophezeite auch jetzt, da die Gemeinden ihre Waffen gestreckt hatten, dem Vollziehungsrate unzählige Schwierigkeiten, da nur der Reiche seine Pflicht thun könne, der Mittelmann durch die Zahlung ruiniert werde, und der Arme gar nichts leisten könne. Sonst sei diesseits Martini der übliche Termin gewesen, aber auch oft überwartet worden. Jetzt fehle wegen der Einquartierungen, Requisitionen ꝛc. fast überall das Geld, und das Getreide sei noch nicht ausgedroschen. Gemäß dem Erlasse des Regierungsstatthalters sollte der Bodenzinsbezug im Distrikt Gelterkinden bis Dienstag den 28. Oktober, in den übrigen Distrikten 14 Tage später vollendet sein. Allerdings konnte dieser Termin nicht eingehalten werden. Trotz der militärischen Einquartierung schienen anfangs die meisten Gemeinden des Distriktes Gelterkinden den Widerstand gegen den Bodenzins noch nicht aufgegeben zu haben. Hie und da hörte man die Drohung, sie könnten sich auch ohne Waffen wehren. Unterstatthalter Gerster beantragte deshalb am 14. Oktober, „um mißbeliebigen Auftritten vorzubeugen," den Viehmarkt, der acht Tage später in Sissach stattfinden sollte, einzustellen. Dolder, der Kommandant der Okkupationstruppen, der ähnlich wie Zschokke auch mit guten Worten zu wirken suchte, hielt Ermahnungsreden in Gelterkinden, Sissach, Ormalingen, Bökten und Rothenfluh und forderte diese Gemeinden auf, die noch versteckten Waffen abzuliefern. In Sissach sah er sich genötigt, diejenigen strenge zu bedrohen, welche das Gerücht ausstreuten, daß sich die fränkischen Truppen schleunigst hätten zurückziehen müssen, um der Regierung in Bern zu Hilfe zu eilen. Ein paar Tage später begab sich Dolder nach Buus, Maisprach und Wintersingen. Ueberall klagte man ihm, es seien soviele Arme in der Gemeinde, daß sie unmöglich die Abgaben bezahlen könnten. Er forderte die Wohlhabenden auf, vorläufig zu bezahlen. In einer Gemeindeversammlung zu Gelterkinden ließ Dolder Mann für Mann vorrufen und forderte jeden auf zu

erklären, ob er gehorsam sein wolle oder nicht. Da er vorher angezeigt hatte, daß alsdann die Truppen nicht mehr auf Kosten der Gemeinde, sondern der Ungehorsamen leben würden, sagte natürlich keiner, er gedenke nicht zu gehorchen. An vielen Orten, wo keine Truppen einquartiert waren, hatten die Bauern noch gar keinen Bodenzins entrichtet. Im stillen hofften sie noch immer auf eine günstige Aenderung. Von Liestal aus wurde das Gerücht herumgeboten, es werde „etwas anderes" geben, bevor 14 Tage verstrichen seien. Immerhin konnte Gerster am 29. Oktober, also einen Tag nach dem für die Entrichtung festgesetzten Termine, Zschokke mitteilen, keine Gemeinde des Distriktes Gelterkinden sei mehr ganz rückständig, aber auch keine, die den Bodenzins vollständig entrichtet habe. Endlich in den ersten Novembertagen rückte das Geschäft vorwärts. Am 27. Oktober waren aus dem Distrikt Gelterkinden erst 1081 Franken eingelaufen, am 6. November war diese Summe schon auf 10,246 Franken angewachsen, am 10. November erhielt der Finanzminister von Zschokke die Mitteilung, es seien an Bodenzins im ganzen bereits 12,000 Franken entrichtet worden. Davon entfielen ca. $^5/_6$ auf den Distrikt Gelterkinden, man sieht also, wie da die drückende Last der Einquartierung ihren Dienst gethan hat. Allerdings hat sich der Bezug des Bodenzinses noch einige Zeit hingezogen. Mitte Januar 1801 war er in Sissach, Ittingen und Zeglingen noch nicht vollständig entrichtet.

Die Okkupationstruppen bestanden aus den vereinigten helvetischen und französischen Kompagien nebst einer Abteilung Kavallerie. Der größte Teil der Truppen wurde anfangs in diejenigen Ortschaften konzentriert, welche der Herd des Aufstandes gewesen waren. Vor allem seufzten Sissach, Gelterkinden, Ormalingen unter einer schweren Last. Am 26. Oktober war die Verteilung der Truppen folgende:

Gelterkinden:	Franzosen	30,	helvetische Truppen		91	Mann.
Ormalingen:	„	59,	„	„	53	„
Sissach:	„	29,	„	„	57	„
Rickenbach:	„	23,	„	„	23	„
Böckten:	„	13,	„	„	10	„
Liestal:	5 Mann.					

Total 393 Mann.

Gelterkinden, das mit 121 Mann belastet war, beeilte sich, seine Schuld abzutragen und wurde deshalb im Laufe von 3 – 4 Wochen von Einquartierung befreit. Sissach mit seinen 87 Mann säumte am längsten. Diese Gemeinde, welche am Anfang der Empörung durch Nachgiebigkeit gegenüber dem Gesetze die Entrüstung ihrer Nachbarn auf sich gezogen hatte, verursachte jetzt, da Gelterkinden sich in das Unvermeidliche schickte, dem Kommandanten Dolder, wie er Zschokke selbst mitteilte, die größte Arbeit. „In Sissach scheint es immer am unruhigsten zu sein, indem eine Partei der anderen nichts nachgeben will und sich also immer gegeneinander reiben. Nur durch die Wachsamkeit der Truppen werden täglich unangenehme Auftritte verhindert.“ Ende Oktober oder Anfang November marschierten die drei französischen Kompagnien ab, trotzdem Zschokke den Vollziehungsrat gebeten hatte, sie noch vier Wochen im Distrikt Gelterkinden zu belassen. Dolder aber war froh, daß sie gingen, da er nichts als Klagen über sie hören mußte. Hingegen wünschte er Ersatz für die Franzosen. Die Stimmung des Volkes sei noch sehr böse, es heiße etwa: „Wartet nur, bis ihr einmal fort seid!“ Augenblicklich ständen nur zwei zerstreute Kompagnien 2000 Bauern gegenüber. Außerdem finde in der folgenden Woche in Sissach wieder ein großer Markt statt, was zu einem Auftritt Anlaß geben könnte. Schon damals, als die Franzosen sich bis auf drei Kompagnien zurückgezogen hatten, rotteten sich die Bauern einigemale ohne Waffen zusammen. Am

18. November, als Verstärkung sich eingefunden hatte, war die Verteilung eine derartige, daß die anfangs am meisten betroffenen Gemeinden, mit Ausnahme von Sissach, etwas erleichtert aufatmen konnten, während allerdings nun dem Homburger- und dem Diegterthale die Pflicht auferlegt wurde, die helvetischen Soldaten auf ihre Kosten zu erhalten. Besonders schwer hatten die Dörfer Zunzgen, Tenniken, Diegten, Eptingen zu tragen, in welche 149 Mann einzogen. Diegten hatte seine 67 und Tenniken seine 22 Mann wahrscheinlich dem Unterstatthalter Gerster zu verdanken, der diese zwei Dörfer des Waldenburgerdistriktes Zschokke als sehr unruhige verzeigt hatte. Das Homburgerthal mußte 63 Mann aufnehmen (Läufelfingen 42, Thürnen 21). Bald darauf begannen sich die helvetischen Truppen nach und nach aus der Landschaft zurückzuziehen, weil der Bezug des Bodenzinses rasch vorgeschritten war. Am 21. November befanden sich keine Truppen mehr in Gelterkinden, Bökten und Ormalingen; Sissach ertrug immer noch die Last von 83 Mann, der Rest der Truppen bewegte sich ostwärts, so daß zum Schlusse auch die Gegend von Rüneberg, Kilchberg, Zeglingen, Oltingen und Wenslingen ihren Teil zu erdulden hatte (133 Mann). Anfangs Dezember verschwanden die Truppen nach und nach, ohne daß eine Anzeige erfolgte. Oberst Dolder selbst wünschte, daß das Detachement zurückgezogen werde, wichtige Geschäfte riefen ihn nach Bern. Am längsten blieb Sissach besetzt, das sogar im Januar 1801 den Bodenzins noch nicht ganz entrichtet hatte. Ein französischer Offizier fand, daß es Zeit sei, den unglücklichen Distrikt Gelterkinden von der unerträglichen Last zu befreien, da sonst die Bauern während der letzten Wintermonate kein Futter mehr für ihr Vieh hätten. Am 2. Dezember erhielt der Kriegsminister von Zschokke den „vergnüglichen" Bericht, die Ruhe sei wiederhergestellt. Nur der eifrige und dienstbeflissene Unterstatthalter Gerster war der Ansicht, es seien noch nicht alle nach Ver-

dienst bestraft. Es sei zwar alles ruhig, aber im Hintergrunde murrten die Bauern doch und ließen es sich nicht nehmen, daß der Bodenzins eine unrechtmäßige Abgabe sei.

Es bleibt zum Schlusse noch übrig, dem gerichtlichen Nachspiele dieses unglücklichen Aufstandes zu folgen. Am 13. Oktober erteilte Zschokke dem Unterstatthalter Fäsch in Basel den Auftrag, unverzüglich ein Verhör der nach Basel verbrachten Haupturheber vorzunehmen, da eine schnelle Prozedur höchst notwendig sei. Fäsch übersandte dem Regierungsstatthalter eine Abschrift des Verhörs, und dieser ließ sie dem Kantonsgerichte zukommen. Der Wunsch nach prompter Beendigung war sehr begreiflich, blieb aber vollständig unerfüllt, denn wie gleich von Anfang an bemerkt wurde, war es schwer, „die Fehltritte jedes einzelnen der Verdächtigten oder Angeklagten zu detaillieren. Die Verschwörung gegen das Gesetz vom Bodenzins war ziemlich allgemein; mehr oder minder, bald überschreiend, bald überschrien, bald Führer, bald Verdächtiger spielte jeder seine Rolle." Als Rädelsführer ließen sich „am füglichsten" die Mitglieder des insurrektionellen Ausschusses und diejenigen der ungesetzlich gewählten Munizipalität von Sissach ansehen. Angeklagt waren zunächst folgende zwölf Männer: Agent Aenishänsli von Gelterkinden, Joh. Eglin von Ormalingen, Sebastian Mangold, Metzger in Maisprach, Agent zu Diepflgen, Unteragent Georg Strub, Landmann von Läufelfingen, Thommen, gewesener Schulmeister in Arisdorf, Jakob Gaß von Oltingen, Hirschenwirt, Chef der Insurgenten, Rudolf Gunzenhauser, Posamenter von Sissach, Jakob Hofmann, Leineweber von Sissach, Jakob Buser, Pintenschenk von Sissach, Heinrich Hug, Maurer von Sissach, Joh. Amsler, Küfer, Präsident der Munizipalität von Thürnen, Joh. Gyßler, genannt Korporal, Posamenter von Sissach, die letzten sieben bildeten die von den Aufständischen neugewählte Munizipalität in Sissach. Unter den Anführern befanden sich also weniger Bauern,

als Wirte, Küfer, Metzger. Der Hauptanstifter, Aenishänsli war beizeiten verschwunden und mit ihm Eglin von Ormalingen. Sie wurden beide steckbrieflich verfolgt. Von Aenishänsli wird folgendes Signalement gegeben: „34 Jahre alt, 5 Schuh, 6 Zoll hoch, hat schwarze, abgeschnittene Haare, schwarzen Bart, rundes Angesicht, braune Augen, spitze, ziemlich große Nase, trug gewöhnlich einen schwarzen Rock und Hosen, einen dreieckigen Hut, die Strümpfe aufgerollt. — Abzuliefern an den Statthalter in Basel.“ Vier Monate später, am 16. Februar 1801, als man den Aenishänsli endlich erwischte, stellte sich heraus, daß er nur zwei Tage außer Landes gewesen war, 13 Tage hatte er sich in den Wirtshäusern zu Ormalingen, Buus, Oltingen herumgetrieben, während helvetische und französische Soldaten in dieser Gegend einquartiert waren. Die übrige Zeit verbrachte er in der väterlichen Wohnung oder in dem Hause seines Schwagers und empfing da Besuche von Angeklagten, die schon aus der Haft entlassen worden waren, sogar die Munizipalität von Gelterkinden besuchte ihn heimlich in der Nacht.

Das Verhör der Angeklagten beschränkte sich hauptsächlich auf folgende Fragen: Wann trat der Ausschuß der Aufständischen zusammen? Welchen Zweck verfolgte der Ausschuß? Welche Rolle spielte der Angeklagte in demselben? Welchen Anteil nahm er am Auflaufe vom 4./5. Oktober? Es war wenig aus den Angeklagten herauszubringen, da begreiflicherweise sich jeder so unschuldig als möglich stellte, keiner dabei gewesen sein wollte und jeder die Schuld auf andere schob. Von den Ausreden, die Amsler und Strub vorbrachten, welche als Emissäre in andere Kantone geschickt wurden, ist schon die Rede gewesen. Amsler behauptete, er habe sich nur aus Furcht vor dem Volk in den Ausschuß wählen lassen, und Hofmann, er habe gegen seinen Willen zwei Tage an den Sitzungen teilgenommen. Er habe sich aber in nichts gemischt, sei nirgends hingegangen und habe an niemanden geschrieben. Sebastian Man-

gold beteuerte, er sei nur zweimal im Ausschuß gewesen und habe seine Gemeinde ermahnt, alles wohl zu überlegen, denn der Regierungsstatthalter Zschokke meine es gut. Johann Gyßler, Korporal, der, wie Gerster an Zschokke berichtete, an der Gemeinde öffentlich gesagt hatte, man erkenne keine Gesetze von der letzthin (am 7. August 1800) aufgelösten Regierung mehr, dieses gelte alles nichts 2c., verneinte jeden Zusammenhang mit irgend welcher revolutionären Vereinigung. Der Pintenschenk Jakob Buser gab zu, daß in seiner Wirtschaft manchmal wider die Entrichtung der Bodenzinse geredet worden sei. Von Zeit zu Zeit habe er sich am Gespräch beteiligt, aber nie habe er seine Mitbürger aufgehetzt, er habe nur bemerkt, mit einer Petition sei vielleicht ein Nachlaß von der Regierung zu erhalten. Einer der Angeklagten gestand, er habe einen einzigen Brief, aber „aus Zerstreuung und Unbesonnenheit," an den Agenten Stump von Riehen geschrieben, um ihn mit der Stimmung des Volkes bekannt zu machen. Hug versicherte, er habe seinen Sitz im Ausschuß nur 24 Stunden eingenommen und was den Auflauf vom 4./5. Oktober betreffe, an dem er besonders thätig gewesen sein sollte, so habe er sich erst Sonntag früh, als das Landvolk schon in Liestal eingerückt war, unbewaffnet dorthin begeben. Beinahe jeder bestritt seine Teilnahme am Sturme vor Liestal. Gunzenhauser wollte während der lärmenden Scenen auf dem alten Markte nur Zuschauer gewesen sein. Fast komisch wirken die Aussagen des Hirschenwirtes Jakob Gaß, dem man vorwarf, er sei Kommandant oder Generalinspektor der bewaffneten Macht der Insurgenten gewesen. Er erklärt, er habe von Zeit zu Zeit etwas von Widerstand gegen den Bodenzins reden hören. In der Nacht vom 4./5. Oktober seien Leute in sein Haus gekommen und hätten ihn und seinen Sohn gezwungen, mit in das Land hinab zu kommen, was er ungern gethan habe, sowie er es auch von den andern geglaubt. Es hätte ihm noch größeres Unglück widerfahren

können, wenn er nicht mitgekommen wäre. Wie er nach Liestal gekommen, da sei alles vorbei gewesen, und er habe außerhalb des Städtleins Kaffee getrunken. Er sei nicht Kommandant gewesen, nichts von alledem, sonst würde er ja nicht zu Hause im Bette gelegen haben. Man habe ihn bloß genötigt, als Ausschuß von Oltingen einige Zeit in Liestal sich aufzuhalten, und als solcher habe er an verschiedene Gemeinden Briefe geschrieben. Oberst Dolder erwischte auch später einige Briefe der Aufständischen, aus welchen, wie er bemerkt, ersichtlich war, daß Gaß immer als Rädelsführer unterzeichnete.

Bei solchem Verhöre, das sich nachträglich auf eine mehr als doppelt so große Zahl von Personen ausdehnte, sah Zschokke voraus, daß der Prozeß sich bedenklich in die Länge ziehen könnte. Er fragte deshalb am 28. Oktober den helvetischen Minister der Justiz und Polizei an, was für Vorkehrungen sich zur Verkürzung des Prozesses gegen die Urheber der „Vorfälle von Gelterkinden" treffen ließen. Der Minister antwortete, er könne keine Maßnahmen bezeichnen, die gegen den durch die Gesetze vorgezeichneten Weg verstießen, hingegen stehe es beim Kantonsgerichte, die, welche laut Verhör nicht als Haupturheber erschienen, ihrer Gefangenschaft unter Bürgschaft zu entlassen. Es solle mit aller möglichen Beförderung zu Werke gegangen werden, damit auch die dem Staate so beschwerlichen Gefangenschaftskosten könnten erleichtet werden. Da die Gerichtsverhandlungen auch im Laufe des folgenden Monats zu keinem befriedigenden Resultate führten, forderte der Justizminister am 23. November, damit der verwickelte Prozeß vereinfacht und womöglich beschleunigt werde, wiederum zu summarischer Prozedur auf. Vorzüglich sollten die Hauptanstifter ausfindig gemacht werden. Dies hatte das Kantonsgericht selbstverständlich sowieso von Anfang an als seine wichtigste Aufgabe betrachtet, mit einem solchen Rate war also nicht viel geholfen. Ferner sollte, was beinahe unüberwindliche

Schwierigkeiten bot, genau unterschieden werden zwischen solchen, die mehr und solchen, die weniger am Aufstande teilgenommen hätten. Letztere seien auf dem Wege der korrektionellen Polizei zu bestrafen durch Eingrenzung in ihre Gemeinden, Beraubung des Bürgerrechts für kürzere oder längere Zeit, Verbot der Schenken und Wirtshäuser. Schließlich folgte zum zweitenmal der Vorschlag, Mitschuldige gegen Kaution provisorisch aus der Haft zu entlassen. Die Anregung, welche auf eine Vereinfachung des Prozesses hinzielte, konnte sehr verschieden interpretiert werden. Zschokke begab sich in die Sitzung des Kantonsgerichtes, um die Vorschläge des Justizministers mitzuteilen und seine eigene Ansicht darüber zu äußern. Eine summarische Untersuchung hielt er wegen der mehr und minder Unschuldigen für unmöglich. Er interpretierte die Anregung des Justizministers folgendermaßen: Verkürzung der Plaidoyers und der Appellationen, allerdings nicht ohne leise Bedenken, ein solches Verfahren möchte ungesetzlich sein. Zschokke erwarb sich wenig Dank von seiten des Ministers. Er erhielt die Antwort: „Euerer Auslegung, daß unter der summarischen Untersuchung eine Verkürzung der Plaidoyers und Appellationen verstanden werden solle, kann ich nicht beipflichten. Die Regierung kann keinem Beklagten die gesetzlichen Verteidigungsmittel entziehen. Hingegen geht die Absicht des Vollziehungsrates dahin, den Folgen einer zu strengen und ausgedehnten Nachforschung vorzubeugen. Es wäre in diesem Falle unpolitisch, ungerecht und nicht ohne Gefahr, die Mitschuldigen wie die Hauptthäter zu bestrafen. Die gerichtliche Untersuchung muß solange fortgesetzt werden, bis durch hinlängliche Beweise die Urheber aufgefunden sind, alsdann ist gegen die Mitschuldigen eine summarische Untersuchung vorzunehmen.“ Zschokke und das Kantonsgericht waren damit nicht viel weiter als vorher. Zudem kam noch, daß die Angeklagten begannen, sich bei der kalten Witterung — es war im Monate Dezember — über die gesund-

heitschädlichen Lokale, in denen man sie untergebracht hatte, zu beklagen. Zschokke bat deshalb das Kantonsgericht, alle minder Schuldigen möchten gegen Kaution entlassen werden, um so mehr, als der langwierige Prozeß durch Krankheit des öffentlichen Klägers noch weiter hinausgeschoben wurde. Wirklich wurden auch nach und nach die Angeklagten gegen eine Kaution, wie es hieß „ad interim" entlassen. Nachdem man in den Monaten November und Dezember 1800 mehrere auf freien Fuß gesetzt hatte, kehrten die meisten im Januar 1801 in die Heimat zurück und zwar nicht nur minder Schuldige, sondern auch Leute, die als Haupturheber galten, wie Jakob Gaß und Joh. Eglin. Die beiden genannten ließ man gegen eine Kaution von 1000 Fr., weniger Verdächtige gegen eine solche von 200 Fr. gehen. Mit Recht betonte der Statthalter des Kantonsgerichtspräsidenten, daß solche Verfügungen vielleicht ungesetzlich seien, aber als Pflicht gegen leidende Mitmenschen erschienen, die schon genugsam durch lange Gefangenschaft und kalte Witterung gelitten hätten und deren Hauswesen während ihrer Abwesenheit der Zerrüttung entgegengehe. Am 20. April 1801 durfte sogar Friedrich Aenishänsli als achtundzwanzigster und letzter, allerdings gegen eine Kaution von 2000 Fr., die Gefangenschaft verlassen. Zwar schickte sich im Monat März der wiederhergestellte öffentliche Ankläger an, eine Revision der Verhandlungen vorzunehmen, aber schon hatte Zschokke einen kurzen Ueberblick über den Prozeß an den Vollziehungsrat gerichtet, in welchem er diesem nahelegte, Gnade für Recht ergehen zu lassen. „Die Langwierigkeit des Prozesses über die Gelterkinder Unruhen," so beginnt das Schreiben, „schon schwebt er seit einem halben Jahr vor dem Kantonsgericht Basel, und noch erblickt man sein Ende nicht, die wahrscheinliche Nähe eines allgemeinen Friedens- und Versöhnungsfestes der Schweiz, noch mehr die wahrscheinliche Nähe einer neuen Organisation der Republik (wo alles vergessen sein sollte), veranlaßte mich, dem öffent-

lichen Ankläger beim hiesigen Kantonsgericht eine Uebersicht von der gegenwärtigen Lage des Gelterkinderprozesses abzufordern. Daraus erfolgte, a) daß dieser traurige Prozeß, sowohl wegen der Masse der darin verwickelten Personen und der Verschiedenheit ihrer Vergehungen, als auch wegen der Umständlichkeit der zu beachtenden Formen in der Prozedur und anderer Nebenumstände noch lange fortdauern werde, b) daß, wenn auch die Untersuchung und Verteidigung abgeschlossen sind, dann große Schwierigkeiten über die Bestimmung der Strafen entstehen, die sich vielleicht mit einer Begnadigung auflösen würden, besonders da a) der größte Teil der Hauptverbrecher schon jetzt durch lange und herbe Gefangenschaft gebüßt hat, b) da schon die Bezahlung aller Exekutionskosten und Prozeßkosten eine empfindliche Strafe für die schuldigen Gemeinden ist, c) und die Haupturheber der Unordnungen durch Beraubung des Aktivbürgerrechtes für lange Zeit zu Anstiftung des Bösen gelähmt werden könnten."

Der unglückliche Prozeß fand endlich dadurch seinen Abschluß, daß die helvetischen Behörden auf die Anregung Zschokkes eingingen. Der gesetzgebende Rat erließ am 18. Juli 1801, also ungefähr neun Monate, nachdem der Prozeß begonnen hatte, folgendes Dekret:

Der gesetzgebende Rat

auf die Botschaft des Vollziehungsrates vom 30. Brachmonat letzthin und nach angehörtem Berichte der Kriminalgesetzkommission verordnet:

1. Die im Spätjahr 1800 in den Kantonen Basel und Leman vorgefallenen strafbaren Auftritte sind gegen alle diejenigen Teilnehmer, die sich nicht durch die Flucht ihrem Richter beharrlich entzogen haben, von nun verziehen und vergessen.

2. Kraft dieser Amnestieerklärung sind die wegen gedachter Auftritte gegen die betreffenden Personen angehobenen Prozeduren aufgehoben, es wäre denn, daß unter den Beklagten der eine oder der andere in Verzichtleistung auf die Amnestie die Fortsetzung der

gegen ihn angehobenen Prozedur verlangte, in welchem Falle seinem Begehren durch unterschobene Fortsetzung der Prozedur ein Genügen geschehen soll."

Das Kantonsgericht von Basel drückte sein Erstaunen darüber aus, daß nicht zugleich mit dem Amnestiegesetz Verfügungen darüber getroffen wurden, wie die Unkosten unter die Schuldigen verteilt werden sollten, d. h. es erwartete lediglich eine bedingte Amnestie. Da nichts derartiges erfolgte, war eine solche Verteilung unmöglich, und das Gericht konnte seine Aufgabe als beendigt ansehen.

Die helvetische Regierung wagte es also nicht, auf einer rücksichtslosen Bestrafung der Schuldigen zu beharren, wohl in dem Bewußtsein, daß die obersten Behörden teilweise selbst die Schuld an dem Aufstande trugen durch die Verwirrung, welche sie in Bezug auf die Feudallasten mit einer unüberlegten und voreiligen Gesetzgebung verursacht hatten. Die Veranlassung und der Verlauf des Aufstandes bilden einen unerfreulichen Beitrag zur Geschichte der Helvetik, durch welchen die Unzulänglichkeit der damaligen Regierung in ein grelles Licht gerückt wird. Wohlthuend wirkt bei alledem das versöhnliche Auftreten eines Heinrich Zschokke, dem es nicht etwa bloß als Mangel an Energie ausgelegt werden darf, wenn er immer und immer wieder ein Wort für das schwer bedrückte Landvolk einlegte, obgleich er am 27. September an der Centralmunizipalität in Gelterkinden schwer beleidigt und beim Sturme vom 4./5. Oktober 1800 sogar mit dem Tode bedroht wurde. Es darf ihm nicht vergessen werden, welch' warmes Herz er für den Kanton Basel bewies, als er zu wiederholten Malen um schonendes Vorgehen der Exekutionstruppen bat und durch seine Fürbitte den Angeklagten die Thüren der Gefängnisse öffnete. „Müde der revolutionären Verhältnisse" zog Zschokke sich bald darauf in den Privatstand zurück, um lange Zeit nicht mehr an den politischen Umwandlungen teilzunehmen.

Quellenverzeichnis.

I. Ungedruckte Quellen.

Staatsarchiv Basel:

1. Archiv des Unterstatthalters. Weinmonat 1800.
2. Unterstatthalter an den Regierungsstatthalter 1800.
3. Helvetische Behörden an den Regierungsstatthalter.
4. Oberste Behörden an den Regierungsstatthalter.
5. Kantonsbehörden an den Regierungsstatthalter.
6. Verwaltungskammer, Municipalität, Kantons- und Distriktsgerichte ꝛc. an den Regierungsstatthalter, 1801.
7. Auswärtige Behörden an den Regierungsstatthalter.
8. Oberste Gewalten, September 1800 bis Dezember 1801. Journal.
9. Protokoll der Verwaltungskammer.

II. Gedruckte Quellen.

Strickler, Aktensammlung aus der Zeit der helvetischen Republik, Band VI, Nr. 57: Verhandlungen über die Aufhebung des Gesetzes vom 10. November 1798.

Nr. 75: Verhandlungen über den Aufruhr in der Landschaft Basel.

Nr. 78: Verhandlungen über den Vollzug des Gesetzes vom 13. Dez. 1799.

Heinrich Zschokke, Eine Selbstschau, I. Teil.

Heinrich Zschokke, Historische Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung, Band III.

J. Keller, Beiträge zur politischen Thätigkeit Heinrich Zschokkes in den Revolutionsjahren 1798—1801.

Tillier, Geschichte der helvetischen Republik, Band II.

Streuber, Die Stadt Basel.

Brodbeck, Geschichte der Stadt Liestal.

Schanz, die Steuern der Schweiz, Band I.

Réponse du citoyen Ochs aux rédacteurs du Publiciste du 1 Brumaire 1800.

Der Namenswechsel der Söhne von Peter Ochs.

Mitgeteilt von Ed. His-Heusler und Wilhelm His-Vischer.

In dem sonst gut orientierten Aufsatz von M. Birmann über Peter Ochs (Allgem. Biographie, Bd. XXIV, Leipzig 1887, und wieder abgedruckt in M. Birmanns gesammelten Schriften, Basel 1894, Bd. II, S. 366 ff.) findet sich folgende Stelle:

„Das Landvolk hieng mit Liebe an ihm bis zu seinem Tod. In der Stadt hörten mit der Rückkehr ruhigerer Zeiten die offenen Verfolgungen des einstigen Revolutionärs auf; der Adel seines Wesens wie die Kraft und das Geschick seines Wirkens erwarben ihm wieder die allgemeine Achtung in den weitern Kreisen, besonders ward seine Thätigkeit als Präsident des Erziehungsrats und sein Eifer für eine würdige Herstellung der Universität anerkannt. Auch Laharpe trat seinem einstigen Kollegen näher und besuchte ihn. Noch immer waren die beiden erfüllt und begeistert vom Ideal einer einheitlichen Schweiz. Von dem persönlichen Zusammenstoß war keine Rede mehr, und Laharpe vermittelte den Verkauf der Ochs'schen Sammlungen und Bibliothek nach Petersburg um hohen Preis. Aber ein unversöhnlicher Groll und Haß ward ihm entgegengebracht von den Regierenden des restaurierten Basel, welche nicht nur die alten Zustände herstellten, soweit solches immer möglich war, sondern auch die Erinnerungen an das Jahr 1798 und an

die damalige Begeisterung auszulöschen sich bestrebten. Hart ward er angefahren und zurückgewiesen, als er (1814) seine Stimme erhob gegen den Gewaltakt der Aufstellung einer Verfassung bloß durch den Rat und ohne jegliche Mitwirkung des Volks, als ob in den letzten 18 Jahren kein öffentliches Recht sich gebildet hätte. Er kannte den Groll und dessen Grund und riet selber seinen beiden Söhnen, den gehaßten Namen abzulegen und denjenigen ihres Hamburger Stammvaters anzunehmen."

Die hier gegebene Darstellung, wonach die Söhne von Ochs aus politischen Gründen ihren Namen gewechselt haben sollen, ist auch in schweizerische Geschichtswerke übergegangen; so liest man bei Dändliker (Geschichte der Schweiz, Bd. III, S. 309): „Als später die Nachkommen von Ochs wegen der Verhaßtheit dieses Geschlechtsnamens ihre Bezeichnung umwandelten, nahmen sie den Geschlechtsnamen der Mutter von Peter Ochs, nämlich His an."

An und für sich wäre bei der damaligen reaktionären Zeitströmung ein solches Motiv nicht undenkbar gewesen; aber aus den vorhandenen Familienpapieren geht klar hervor, daß die Gründe des Namenswechsels sehr unpolitischer Natur waren: Auf dem Punkt, einen eigenen Hausstand zu begründen, wünschte unser Vater (der jüngere Sohn von Peter Ochs) seiner Frau und seinem kommenden Geschlecht einen Namen geben zu können, der zu billigen Anzüglichkeiten weniger Anlaß böte, als der Name Ochs. In den seinen Kindern hinterlassenen Aufzeichnungen sagt er nämlich bei Besprechung seiner im Mai 1818 erfolgten Verlobung folgendes:

„Nun führte ich ein Vorhaben aus, dessen Veranlassung das Publikum ohne Zweifel später meiner Braut zuschrieb, welches aber einzig von mir ausgegangen ist. Es betrifft dieses die Namensänderung. Schon früher fand ich, daß besonders auf Reisen oder beim Aufenthalt in einer fremden Stadt der Name Ochs Anlaß zu Anzüglichkeiten gebe, und da ich noch der Einzige war, der

berufen schien, denselben hier fortzupflanzen, indem mein um zehn Jahre älterer Bruder Fritz damals nicht verheiratet war, so faßte ich bei Anlaß meiner Verlobung den Entschluß, meinen Namen gegen denjenigen meines Urgroßvaters His von Hamburg, von welchem keine männliche Nachkommen existierten, zu vertauschen, wozu auch mein Vater seine Einwilligung gab. Es war weder eine leichte noch eine angenehme Aufgabe, die Leute daran zu gewöhnen, mich plötzlich mit einem neuen hier noch nicht bekannten Namen zu benennen, doch focht ich mich unverdrossen durch, und die Sache wurde dadurch einigermaßen weniger auffallend gemacht, als wenige Jahre vorher eine andere Namensänderung hier vorgekommen war, indem Louis Burckhardt den Namen seines Onkels Ehinger angenommen hatte.

Mein Bruder Fritz änderte den Namen erst ein Jahr später bei seiner Verheiratung mit der Cousine Charlotte Vischer."

Durch die Gefälligkeit des Herrn Staatsarchivars Dr. Rudolf Wackernagel sind wir in den Stand gesetzt, auch die Eingabe unsres Vaters an den Rat vom 8. Mai 1818 nebst der beigefügten väterlichen Zustimmung und dem protokollierten Ratsbeschluß, sowie die entsprechenden seinen Bruder Fritz betreffenden Schriftstücke mitzuteilen:

1) Wohlweiser Herr Bürgermeister,
Hochgeachte Herren.

Obwaltende Umstände veranlaßen mich, den Nahmen meines Aeltervaters His väterlicherseits anzunehmen; ich bin daher so frei bei Hochdenselben um dießfällige Bewilligung einzukommen und bitte zugleich daß diese Nahmensveränderung ad protocollum genommen werde.

Indem ich mich zu geneigter Willfahr empfehle, habe die Ehre mit unausgesetzter Hochachtung mich zu nennen.

Wohlweiser Herr Bürgermeister
Hochgeachte Herren
hochderen ergebenster Diener
Eduard Ochs.

Basel den 8. Mai 1818.

Zum oberwähnten Vorhaben meines Sohnes ertheile ich, als Vater, um so lieber meine Einwilligung, als mein Großvater, Peter His von Hamburg, ein allgemein geschätzter Mann war und ich als sein einziger Großsohn auch seinen Nahmen würde geführt haben, wenn ich in Hamburg geblieben und Kaufmann geworden wäre.

Basel den 8. May 1818. Deputat Ochs.

Protokoll des Kleinen Raths vom 9. Mai 1818.

·/. Wird diesem Begehren entsprochen und soll die Erklärung des Petenten ad Protocollum genommen werden. —

2) Wohlweiser Herr Bürgermeister,
Hochgeachte Herren.

Voriges Jahr geruhten Ew. Weisheiten meinem Bruder zu gestatten den Namen seines Aeltervaters His anzunehmen. —

Aehnliche Gründe bewegen mich nun auch zur Annahme jenes Nahmens und ich nehme daher die Freiheit Hochdieselben zu bitten, mir die hiezu erforderliche obrigkeitliche Bewilligung zu ertheilen.

In der Hoffnung geneigter Willfahr habe ich die Ehre mit vollkommener Hochachtung zu verharren

Wohlweiser Herr Bürgermeister
Hochgeachte Herren
Hochdero
treugehorsamer Mitbürger
Friedrich Ochs.

Basel den 6. August 1819.

Ich habe, als Vater, keine Einwendung dawider zu machen. Er bleibt mein Sohn, welchen Namen er auch führe.

Peter Ochs.

Protokoll des Kleinen Raths vom 7. August 1819.

·/. Wird diesem Begehren entsprochen, und soll die Erklärung des Herrn Petenten ad Protocollum genommen werden.

Bei diesem Anlaß scheint es uns geboten, einen andern Irrtum, welchen Birmanns biographischer Aufsatz über Peter Ochs enthält, richtig zu stellen:

S. 2 des Separatabdrucks (Gesammelte Schriften Bd. II, S. 367 und 368) heißt es: „Der Jüngling kam auf einige Jahre nach Frankreich, wo er sich die Landessprache als zweite Muttersprache aneignete, mit geistreichen und hochgestellten Männern in Verbindung trat und Freundschaften schloß, die später für ihn und sein Geschick von verhängnisvoller Bedeutung werden sollten..... Dasselbe wiederholte sich, als er noch einen längern Aufenthalt in Paris machte und im Hause seiner nahen Verwandten, der Gräfin d'Espagnac, die großstädtischen Gesellschaftskreise kennen lernte."

Den von Ochs vorhandenen Aufzeichnungen gegenüber erweisen sich diese Angaben thatsächlich als unhaltbar. Der mehrjährige Aufenthalt in Frankreich fällt nicht in seine Jünglingsjahre, sondern in sein frühestes Kindesalter. Am 20. August 1752 in Nantes geboren, wurde er erst als vierjähriges Kind nach Basel gebracht, um hier getauft zu werden. Laut noch vorhandenem Taufschein geschah dies am 5. August 1756 durch den damaligen französischen Pfarrer Osterwald, wobei seine Großmutter His als Taufpatin zugegen war und das Kind alsdann mit sich nach Hamburg nahm. Seine Vertrautheit mit der französischen Sprache

verdankte Ochs, abgesehen von den erwähnten vier ersten Lebensjahren, wo er in ausschließlich französischer Umgebung aufwuchs, dem Umstand, daß das Französische in buchstäblichem Sinn seine Muttersprache war; denn die His stammten aus Rouen und hielten sich zu Hamburg zu der aus französischen Refugianten bestehenden reformierten Kirche. Seine Knaben- und Jünglingsjahre verbrachte Peter Ochs in Hamburg, bis seine Eltern im November 1769 nach Basel zogen, wo der Vater Albert Ochs zwei Jahre zuvor ein Haus gekauft hatte. Aber nur ein Jahr dauerte dieser vorläufige Aufenthalt in der Vaterstadt. Das Hamburger Geschäft konnte die Oberleitung seines sachkundigsten Teilhabers nicht länger entbehren, und infolgedessen reiste dieser im Oktober 1770 mit seinem Sohn Peter nach Hamburg zurück, wo letzterer seine Handlungslehre antrat.

Drei Jahre fügte er sich dem Wunsche des Vaters. Endlich 1773 gab dieser seine Einwilligung, daß Peter sich den Wissenschaften widme. Albert Ochs hoffte, gestützt auf seine Stellung als Agent des Königs von Dänemark, worin er seinem 1760 verstorbenen Schwiegervater His nachgefolgt war, seinen eminent begabten Sohn am Hof von Kopenhagen zu plazieren. Seine dortigen Freunde, ein Graf Schimmelmann und sein Landsmann und Jugendfreund Reinhard Iselin, welcher königlich dänischer Staatsrat war, hatten ihn sehr dazu ermutigt. Infolge der durch den Sturz und die Hinrichtung von Struensee und Brandt daselbst herbeigeführten gewaltthätigen Ereignisse mußte jedoch das Vorhaben aufgegeben werden, worüber Peter sehr froh war. Er bereitete sich nun in Hamburg durch Unterricht in verschiedenen Fächern zum Studium der Rechtswissenschaft vor, welches er an der Universität seiner Vaterstadt beginnen sollte.

Dem entsprechend reiste er im Sommer 1774 nach Basel und wurde daselbst am 19. August immatrikuliert. Unterwegs

scheint er sich verschiedene deutsche Städte angesehen zu haben. So entnehmen wir z. B. dem Brief eines Hamburger Freundes vom 19. Juni aus Göttingen, daß Ochs dieser Stadt mehrere Tage widmete und daß ihm bei seiner Abreise die dortigen Hamburger Freunde sowie auch Studenten aus Bern das Geleite gaben. Aus der Adresse des nämlichen Briefes, wie auch eines spätern vom 6. August ersieht man, daß er seiner, seit 1772 mit dem Baron Friedrich von Dietrich in Straßburg verheirateten Schwester einen mehrwöchentlichen Besuch machte, bevor er sich zu seiner Immatrikulation nach Basel begab. Bei dieser geliebten Schwester brachte er gerne seine Ferien zu. Dies war z. B. der Fall beim Jahreswechsel 1774 auf 1775. Durch seinen Freund v. Türkheim, einen Verwandten seines Schwagers v. Dietrich, in die Philanthropische Gesellschaft von Straßburg eingeführt und von derselben als Mitglied aufgenommen, las er in derselben einen Aufsatz, dessen Manuskript noch vorhanden ist. Der Titel lautet: Réflexions philosophiques et historiques sur l'inégale estimation des travaux des hommes. (Lues par le F. Ochs à la Cour des Philantropes de Strasbourg le 30 Décembre 1774.)

Schon am 4. Juni 1776 bestand er in Basel sein Doktorexamen und veröffentlichte seine Dissertation „De famæ læsione." In der Absicht, seine Studien an der berühmten Universität von Leyden fortzusetzen, langte er am 29. Juli desselben Jahres in dieser Stadt an, wo er außer den rechtswissenschaftlichen Fächern auch Kollegien über griechische Litteratur, Algebra, Physik und Chemie hörte, sowie auch holländische Autoren las. Nach Vollendung seiner Studien begab er sich im Juli 1778 zu seinem Vater nach Hamburg. Die Mutter war am 10. Mai 1776 in Basel gestorben. — Im Sommer 1779 machte Ochs mit einem Freund aus Amsterdam eine Schweizerreise. In Genf angelangt, fand er einen Brief seines Vaters vor, mit der Nachricht, daß er für ihn

um die Hand von Jungfrau Salome Vischer angehalten, und diese ihr Jawort gegeben habe. Die Hochzeit fand am 24. November statt.

Der von Birmann angenommene mehrjährige Aufenthalt in Frankreich ist, wie man sieht, nirgends unterzubringen. Hätte ein solcher wirklich in seinen Jünglingsjahren stattgefunden, so darf man überzeugt sein, daß Ochs nicht versäumt haben würde, es in seinen Aufzeichnungen zu erwähnen. Seine erste Pariserreise fällt in das erste Jahr seiner Ehe und wurde durch eine Einladung seiner Großmutter His veranlaßt, welche, längst in Paris niedergelassen, ihn mit seiner Schwester zu sehen wünschte. Dieser Besuch dauerte aber kaum drei Wochen, indem die Geschwister durch die Nachricht von dem am 16. April 1780 erfolgten plötzlichen Tod ihres Vaters nach Basel zurückberufen wurden. Zwei Jahre später, Mitte Juli 1782, wurde Ochs von der Großmutter abermals eingeladen und zwar diesmal mit seiner Frau und seinen zwei Knäblein.

Einen längern Aufenthalt in Paris verursachte der im November 1786 eingetretene Tod dieser Großmutter. Ochs brachte den Winter bei seiner Schwester zu, deren Gemahl Generalsekretär der Schweizerregimenter (Secrétaire général des Suisses et Grisons) geworden und in dieser Eigenschaft dem Oberkommando des Grafen von Artois unterstellt war.

Daß Ochs damals in die vornehmern Gesellschaftskreise kam, sowohl durch die Cousine d'Espagnac, als durch seinen Schwager, Baron von Dietrich, ist wohl anzunehmen, aber er war seinen Jünglingsjahren längst entwachsen.

Hebelhaus und Hebeldenkmal.

Von Albert Geßler.

I. Das Hebelhaus.

Daß unſer Johann Peter Hebel-Denkmal vor der Peterskirche eine der freundlichſten Zierden Baſels iſt, wiſſen wir Alle, auch wenn es uns nicht von Fremden immer wieder geſagt würde. Es hält alle Proben aus; auch die ſchwerſte. Dieſe beſteht darin, daß diejenigen, die ihr Weg täglich vor dem Petersplatz vorbeiführt, nie am Hebelmonument vorübergehen, ohne ihm einen Blick zu gönnen und dafür einen friſchen, lieben Eindruck zu empfangen. Wie bald wird einem etwas Mittelmäßiges gleichgültig; ein echtes Kunſtwerk aber bleibt mit ſeinen äußeren und inneren Eigenſchaften immer neu; und ein ſolches Werk iſt Max Leus Hebelherme.

Aber ſchon bevor wir dieſe beſaßen, hatten wir in Baſel ein Hebeldenkmal. Ein beſcheidenes allerdings: ein kleines, baufälliges Häuslein gegenüber dem markgräfiſchen Hof. Niemand hätte es beachtet, wenn nicht eine Erztafel über der Thüre gemeldet hätte, da ſei Johann Peter Hebel am 10. Mai 1760 geboren worden. Dieſem Häuslein und dieſem Ereignis zu Ehren iſt auch die „Neue Vorſtadt," an der es ſtand, einmal in „Hebelſtraße" umgetauft worden.

Heute ſteht dieſes älteſte Hebeldenkmal nicht mehr. In der Pfingſtnacht 1888 brannte nämlich das neben dem Hebelhaus

betriebene Fuhrhaltereigeschäft nieder, und die bescheidene Hütte im Garten der damals Dr. Th. Kündig-von Speyr'schen Liegenschaft am Petersplatz hatte ziemlich gelitten. Gleichzeitig mit den Brandruinen wurde dann auch das Häuslein niedergelegt, und nur die Erztafel an einem neuen, fabrikartig nüchternem Gebäude erinnert an die Stelle, wo der alemannische Dichter das Licht der Welt erblickt hat.

Das kleine Haus an der ehemaligen Neuen Vorstadt ist nun aber nicht von jeher als Hebels Geburtshaus bekannt gewesen. Noch im Jahre 1860 wußte man nicht, daß Hebel dort geboren war. In seiner „Festgabe" zu Hebels hundertstem Geburtstage sagt nämlich Friedrich Becker in der Erläuterung zu den beigegebenen „Helgen": [1]) „Gerne hätten wir die Reihe dieser Helgen mit einer Ansicht von Hebels Geburtshaus in Basel eröffnet. Allein wo ist's? — Seit Monaten quälen sich eine Anzahl Verehrer des Dichters, es ausfindig zu machen, aber vergebens bis jetzt. Die ältere Generation, die darüber hätte Auskunft geben können, ist weggestorben, und auch die Akten der Gerichte und sonstigen Behörden haben kein Ergebnis geliefert." — Eine Stelle bei Hebel selbst, in dem erst in der Ausgabe von 1834 aus dem Nachlaß gedruckten Gedicht „Erinnerung an Basel," wies auf den Petersplatz oder in dessen Nähe. Sie heißt:

„Wie ne freie Spatz
uffem Petersplatz
fliegi um, und 's wird mer wohl,
wie im Buebekamisol
uffem Petersplatz."

Dort also hatte man gesucht und — nicht gefunden, so daß Karl Rudolf Hagenbach in seinem „Festgruß eines alten Basler-

[1]) J. P. Hebel. Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstage. Herausgegeben von Friedrich Becker, Basel 1860 (Schweighauser), S. 325.

burgers an Hans Peter Hebel auf den 10. Mai 1860" sagen konnte:

„Wie no=n=me verlor'ne Schatz,
So suche=n=uf em Petersplatz
Die glehrte Here=n=i und us
No diner arme=n=Eltere Hus,
Und niemez het's recht kenne sage
Trutz unsre=n=ufgiklärte Tage." [1])

Wie kam man nun dazu, das Hebelhaus schließlich doch zu finden? Der Beantwortung dieser Frage soll eben dieser Aufsatz gewidmet sein.

Doch bevor ich sie unternehme, muß von den Vorbedingungen gesprochen werden, auf die man sich im Jahre 1860 hat stützen müssen und die auch heute noch ungefähr dieselben sind wie damals.

Wir müssen natürlich zunächst auf Hebels Eltern zurückgehen.[2]) Hebels Vater stammte aus Simmern auf dem Hunsrück und war dort im Januar 1720 geboren. Er war also kurpfälzischer Unterthan. (Das Fürstentum Simmern kam dann 1801 an Frankreich, 1815 an Preußen.) Der Name Hebel ist in der dortigen Gegend, auch rheinabwärts bis gegen Speier und Bingen, noch heute verbreitet. Joh. Jakob Hebel war Weber,[3]) verließ aber schon in jungen Jahren seine Heimat und wurde in Basel Bedienter eines Majors Iselin. Als solcher begleitete er den in französischen Diensten stehenden Offizier nach Flandern, an den Niederrhein und nach

[1]) In Beckers „Festgabe" S. 286.

[2]) Ich folge da im wesentlichen der Darstellung bei Georg Längin: „Johann Peter Hebel. Ein Lebensbild." Karlsruhe (Macklot) 1875.

[3]) Ob er dies immer gewesen ist, muß dahingestellt bleiben. In Birlingers „Alemannia" Bd. I, S. 290 finde ich die Notiz: „Hebels Vater war, wie sein Vater, Hufschmied und wanderte in die Welt hinaus, bis er in Basel anderm Lebensberufe ergeben, als Vater Johann Peter Hebels genannt wird."

Korsika. Bis jetzt wurden 1756 und 1757 als bekannte Dienstjahre Joh. Jakob Hebels bei Major Iselin angegeben. Es liegt mir aber ein Beweis vor, daß er schon zu Anfang 1747 in Iselins Dienste gestanden hat. In Hausen werden nämlich zwei Büchlein aufbewahrt, die aus J. J. Hebels Besitz stammen.[1]) In dem ersten, einem Gesangbuch,[2]) steht von J. J. Hebels Hand: „Dieses gesangbuch ist mir von der frauen major Iselin von basel verehret worden, und werde mich, so offt ich darinnen lesen werde, ihrer frey-gebigkeit erinnern und wird mir zum lebenslänglichen angedencken dienen; geben in basel im anfang des 1747ten Jahrs," und eine zweite, später eingetragene Notiz heißt: „Dieses gesangbuch gehöret mein. Johann Jacob Hebel Basel d. 4t. may 1749." Das zweite kleine Buch gehört dem Jahre 1758 an; es ist holländisch,[3]) wurde aber in Ajaccio gekauft und stellt also eine Art Dokument zu des alten Hebel Kriegsfahrten in Nord und Süd dar; es trägt den Vermerk: „Joh. Jakob Hebel, gekauft in ajaccio auf der insel

---

[1]) Ein beiliegender Zettel besagt, daß der evangelische Pfarrer Ziegler in Freiburg am 30. Januar 1860 die beiden Büchlein, die er von der Frau Pfarrerin Güntert in Weil ererbt, seiner Vaterstadt Schopfheim übergebe zu beliebigem Gebrauche beim Geburtstagsfeste des unvergeßlichen Dichters. Sie liegen im Rathaus zu Hausen. (Mitteilung von Herrn Pfarrer Werner in Hausen, der die Freundlichkeit gehabt hat, die Notizen von J. J. Hebels Hand genau für mich zu kopieren.)

[2]) Das Buch ist ein Sammelband von drei Teilen: a) Die Psalmen deutsch von Ambr. Lobwasser (der Titel fehlt), b) „D. Martin Luthers und Anderer Gottseliger Leute Geistreiche Lieder, Psalmen und Lob-Gesänge, welche in der Euangelischen Kirchen gesungen, auch in allerlei Nöten und Anliegen gebraucht werden. Zu Amsterdam. Gedruckt und Verlegt bei Joachim Noschc, Buchdrucker, wohnende in der Harlemmer Strassen, in der Hochteutschen Bibel. Anno 1669." c) Der Heidelberger Katechismus nebst Kirchen- und Hausgebeten 2c. (ohne Titel).

[3]) „Nieuw verbetert Psalmen Gezang-Boek etc. 't Amsterdam by Hendrik Burgers 1726." Ein zweiter Teil enthält Katechismus und Glaubensbekenntnis (die Augsburger Konfession u. s. w.)

Corsica vor 10 Soldi macht 12 Xr. d. 20. october 1758." — Johann Jakob Hebel ist also jedenfalls bald nach seiner Ankunft in Basel bei Iselin in Dienst getreten. Ferner lehren uns diese beiden Bücher, daß er ein frommer Mann gewesen ist, und aus einer Beischrift zum Namen Athanasius im ersten der beiden Bändchen „bischoff zu alexandria" [1]) geht hervor, daß Hebels Vater nicht ohne Bildung, wenigstens nicht ohne Bildungstrieb gewesen ist. Dies wird auch durch die bekannte Thatsache [2]) bewiesen, daß er später eine Sammlung von Dichtersprüchen in deutscher und französischer Sprache und eine tabellarische Uebersicht der damals auch auf dem Lande weitverbreiteten jüdischen Geschichte des Josephus angelegt hat.

Im Iselin'schen Hause diente damals als Magd Ursula Oertler [3]) von Hausen im Wiesenthal. Mit dieser verehelichte sich J. J. Hebel nach der Rückkehr aus Korsika 1759. Noch ist sein von Valenciennes aus nach Basel geschickter Bewerbungsbrief vorhanden; bunt eingefaßt, mit roter Tinte in großer, schöner Schrift geschrieben. Er bittet sich darin das Herz seiner geliebten Ursula als Meßkram aus; ein Zug feinen Humors, den er dann dem Sohne als bestes Erbteil hinterlassen hat.

Das junge Paar verließ nun den Iselin'schen Dienst und begab sich nach Hausen, das den Weber Hebel als Schutzbürger aufnahm. Sie hatten beide etwas erspart, und der Beruf des Mannes sorgte für das Uebrige. Er arbeitete übrigens nur im Winter am Webstuhle; im Sommer begaben sie sich nach Basel zu

[1]) In J. J. Hebels Handschrift.

[2]) Längin a. a. O. S. 9.

[3]) In der eben genannten Hebelbiographie, auch in derjenigen von Kirchenrat Sonntag, die dem I. Bande der Hebelausgabe von 1834 (Karlsruhe, Müller) vorgedruckt ist, heißt Hebels Mutter Ursula Oertlin; Behaghel in seiner Ausgabe (Kürschners Nat.-Litt. Bd. 142 I) nennt sie richtiger Oertlerin.

ihrer alten Dienstherrschaft, um dort in Haus und Garten beschäftigt zu werden.[1])

Ein Wort nun über J. J. Hebels Dienstherrn, den Brigadier Johann Jakob Iselin. Es stehen mir Notizen über sein Leben aus einem Familienbuche zur Verfügung, welches mir aus englischem Privatbesitz zur Benützung überlassen worden ist.[2])

Joh. Jakob Iselin war der Sohn des Ratsherrn Joh. Jakob Iselin, Zunftmeisters zu Weinleuten (1675—1734) und der Maria Elbs (1682—1751). Er wurde am 7. Februar 1704 geboren. Sein Vater bestimmte ihn zur Kaufmannschaft; er wurde deshalb nach Genf gethan und blieb zwei Jahre in einem Handlungshause. Aber seine Neigung zu dem ihm vom Vater zudiktierten Stande war nicht groß; er zeigte hingegen „mehreren Lust" zum Kriegshandwerk und trat deshalb in französische Dienste, zunächst in die Kompagnie Kremer (später Grand Villars) im Schweizerregiment d'Hemel. Er war damals (1718) 14-jährig. Am 22. August 1719 wurde er als Kadett in die Kompagnie Fäsch im Regiment d'Affry aufgenommen. Als solcher diente er drei Jahre und wurde dann (22. Mai 1722) Fähndrich in der Kompagnie Frey im Regiment Brändly. Im Jahre 1729 wurde er Unterlieutnant, ist also an-

---

[1]) Ich folgte in diesem Details der Preuschen'schen Hebelbiographie (in der Ausgabe der „Werke" von 1843); sie ist die genaueste, und Längin fußt überall auf ihr. Leider giebt der Verfasser die Fundstellen der ihm zur Hand gewesenen Dokumente nicht an. — F. A. Stocker, der in seinen verdienstlichen „Basler Stadtbildern" S. 291 ff. über das Hebelhaus berichtet, sagt irrtümlich, die Hebelleute seien im Sommer in Hausen, im Winter in Basel gewesen.

[2]) Von Mrs. Caroline Holford, einer der letzten Iselins aus der Familie des Brigadiers. Der Mannsstamm ist erloschen. — Biographische Notizen über ihn auch bei Leu, „Helvet. Lexikon" Supplement Bd. III S. 298 und bei Lutz, „Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem 18. Jahrh." S. 250. Die dort gebotenen Notizen werden durch das mir Vorliegende mehrfach modifiziert.

fangs sehr langsam avanciert. Dann aber ging's rascher; am 13. September 1731 wurde er Major unter dem gleichen Regiment Brändly (seit 1738 dann Fegeli-Seedorf und seit 1752 Boccard). Bei diesem ist er fast beständig geblieben und hat alle Feldzüge und Belagerungen mitgemacht, zu denen es unter Ludwigs XV. Regierung verwendet worden ist. Und zwar hat er, da es üblich war, daß das älteste Regiment einer Brigade den Brigade-Major stellte, diesen Posten fast bei allen Feldzügen und Belagerungen bekleidet. Im Jahre 1734 richtete er eine eigene halbe Kompagnie von 100 Mann im Regiment de Courten auf; sie wurde aber im Jahre 1737 abgedankt, und er erhielt dann — wieder in seinem alten Regiment (Seedorff) — die halbe Kompagnie Bourcard, indem er sich mit dem früheren Hauptmann arrangierte. Am 17. Mai 1754 wurde er Oberst-Lieutenant. Das Jahr 1760 brachte ihm die höchste Ehrung: er wurde in den Ritterstand des von Ludwig XV. gegründeten militärischen Verdienstordens aufgenommen.[1]) Im Jahre 1761 erhielt er die schon seit einigen Jahren mit seiner eigenen halben Kompagnie vereinigte halbe Kompagnie Frey, und am 14. September desselben Jahres wurde er Oberst. Im Jahre 1763 wurde das Regiment Boccard umgestaltet, und da eine Bestimmung des neuen Reglements verordnete, daß die Majore keine eigenen Kompagnien mehr haben konnten, so wurde seine Kompagnie seinem Sohne übertragen, der sie dann während drei Jahren kommandierte. Am 4. November wurde er zum Grade eines „Brigadier des armées du roy" erhoben und bat gleichzeitig um seinen Abschied. Er empfing ihn mit einer Pension von 3000 livres tournois[2]), die er bis zu

[1]) Die Akten hierüber, u. a. das königliche Ernennungsschreiben vom 8. Oktober 1760, liegen mir vor.

[2]) Bei Leu und Lutz a. a. O., auch in einer handschriftlichen Notiz von F. Becker (Hebel-Collectaneen von Prof. Fritz Burckhardt) finde ich die Summe von 5000 livres angegeben; hingegen dürfte der Sohn, der die mir vorliegenden Notizen verfaßt hat, hierüber genauer unterrichtet gewesen sein.

seinem Tode bezog. Während seiner Dienstjahre hat J. J. Iselin folgende Feldzüge und Einzel-Affären mitgemacht: 1734 die Einnahme des Forts Philippsburg (Baden); sodann war er 1745 bei den Belagerungen von Oudenarde, Ostende und Nieuwport, 1746 machte er die Belagerung der Citadelle von Antwerpen und am 11. Oktober die Schlacht von Raucourt mit, in welcher die Franzosen unter dem Marschall von Sachsen die von Karl von Lothringen geführten Oesterreicher besiegten. 1748 war er bei der Belagerung von Maastricht. Von 1756—1759 befand er sich mit seinem Regimente in Korsika.[1]) Dann focht er 1760—1762 in Deutschland und hat sich da bei der Affäre von Bredlar (1761) besonders ausgezeichnet.

Soweit seine militärische Laufbahn; einige Notizen noch über sein Leben als Bürger. Am 7. Februar 1733 verheiratete er sich mit Susanna Ryhiner, der 1702 geborenen Tochter des Großrats Heinrich Ryhiner und der Ursula Socin (Tochter des Bürgermeisters). Er hatte zwei Kinder, eine Tochter Maria (geb. 1734), welche später (1750) die Gattin des nachmaligen Bürgermeisters Joh. Ryhiner wurde, und einen Sohn Joh. Jakob (geb. 1742), der 1756, also ebenfalls 14-jährig wie der Vater, in französische Dienste trat, 1760 Hauptmann und 1785 Ritter des Militär-Verdienstordens wurde, 1792 bei der Auflösung der Schweizerregimenter den Dienst quittierte und in Basel auslebte (Großrat 1781, gestorben 1831).[2]) Zu den Jahren 1746—1748 ist aus der handschriftlichen Autobiographie dieses Sohnes bekannt, daß seine Mutter, Frau Susanna, während dieser Zeit mit den Kindern beim Vater in Frankreich war und daß die Familie verschiedene Male mit dem Regiment

---

[1]) S. oben (S. 214) J. J. Hebels Notiz zum Jahre 1758.

[2]) Auch dessen Sohn Joh. Jakob nahm französische Dienste (geb. 1768, Kadett 1778, Unterlieutenant 1781, Lieutenant 1796, verließ ebenfalls 1792 den Dienst, wurde dann Kaufmann, ging nach Nantes, später nach England. Frau Holford ist seine Großtochter.

Seedorff die Garnison gewechselt hat. In der Vaterstadt, die der Brigadier auch nach dieser Zeit in den Frei-Semestern regelmäßig aufsuchte, kam er im Jahre 1748 als Sechser zu Gartnern in den Großen Rat. Ganz in Basel lebte er seit seinem Abschied; noch ordentlich gesund, trotzdem seine militärische Laufbahn eine recht strapaziöse gewesen war. Am 22. Juni 1772 starb er am Schlagfluß. „Man sagt zu seinem ferneren Ruhme," berichtet Lutz,[1]) daß er mit den Eigenschaften eines guten und geübten Militärs zugleich die Tugenden und Eigenschaften eines liebenswürdigen Privatmanns verbunden hat." Seine Gattin ist ihm am 6. September 1787 im Tode nachgefolgt. Beide wurden zu St. Peter im kleinen Kreuzgang beerdigt. Das Grab wurde im Jahre 1837, bei Abbruch des Kreuzganges zu St. Peter, auf den Spalengottesacker verlegt und ist dort bis 1859 geblieben.[2]) Das Epitaph des Brigadiers, das damals dort wird entfernt worden sein, hat sich vor kurzer Zeit im jetzt abgebrochenen Hause „zur alten Treu" Hebelstraße 26 gefunden. Es hängt jetzt im historischen Museum und lautet in deutscher Uebersetzung: „Dem im Kriegswesen erfahrenen Johannes Jacob Iselin, unter dem französischen König Ludwig XV. Brigadier, Ritter des militärischen Verdienstordens, dem unabhängigen Großrate, geboren am 5. Februar 1704, gestorben am 22. Juni 1772, setzen aus treuer Verehrung und Liebe die trauernde Gattin nebst ihren Kindern dies Denkmal."

Als J. J. Hebel sich verheiratete, war also nach den obigen Notizen der Major Iselin noch immer in fremden Diensten, und es muß also in erster Linie die Frau Susanna Iselin gewesen sein, welche die ehemaligen Dienstboten bei sich aufnahm und ihnen jene Liebe bewies, deren Hebel später noch lange gedachte.[3])

[1]) A. a. O. S. 250.

[2]) Laut Grabstättenverzeichnis auf dem Civilstandsamt.

[3]) S. Längin S. 10.

Wo haben nun Iſelin und ſeine Frau die Hebelleute aufgenommen und untergebracht?

In ihrem Hauſe natürlich, wäre die nächſte beſte Antwort.

Auch im Jahre 1860 ſtellte man die Frage ſo, und noch F. A. Stocker[1]) hielt den Satz: „Wo wohnte der Major?“ für denjenigen, deſſen Beantwortung auch die Frage nach der Geburtsſtätte Hebels einzig ganz beantworten könne. Sie muß aber ſo geſtellt werden: Hätte im Mai 1760 der Major Iſelin in ſeiner Wohnung Platz gehabt für einen Mann und eine dem Wochenbette nahe Frau?

Soviel ich nun ſehe, beſaß der Brigadier ſehr wahrſcheinlich in der Stadt kein eigenes Haus, ſondern wohnte zur Miete. Es ergeben nämlich die Judicialien auf dem Archive des Civilgerichts keine Spur, daß J. J. Iſelin-Ryhiner oder ſeine Witwe ein Haus gekauft oder ererbt haben. Ihr Sohn, der Hauptmann, hat 1767 ein Haus am Petersberg erworben,[2]) vielleicht ein Beweis mehr, daß ſeine Eltern kein eigenes beſaßen. Wo ſie gewohnt haben, iſt nicht ausfindig zu machen. Kaum im ſchon genannten Hauſe „zur alten Treu“ (Hebelſtraße 26). Dieſes war von 1726—1771 im Beſitze von J. J. Ottenen; und daß des Brigadiers Epitaph nach 1859 dorthin gelangt iſt, giebt mir kein Recht anzunehmen, daß er auch dort gewohnt haben müſſe. Das Haus gehörte damals Herrn Stadtrat Elias Kern-de Crouſaz, der mit den Iſelins verwandt war und das Epitaph nach Aufhebung der Grabſtätte auf dem Spalengottesacker[3]) nach ſeiner Wohnung gerettet haben

[1]) F. A. Stocker, „Basler Stadtbilder“ S. 295.

[2]) Judicialien I. 27. p. 134.

[3]) 1859, 20. September wird (laut Grabſtätten-Regiſter auf dem Civilſtandsamt) die Grabſtätte Nr. 83 Spalen, durch Herrn Notar N. Bernoulli als Bevollmächtigten von Frau Tiſchhauſer-Iſelin in Ennetbühl (St. Gallen), einziger Erbin des Herrn Brigadier James Iſelin ſel. käuflich abgetreten für Fr. 150 an Herrn Stadtrat Leonhard Bernoulli-Bär.

wird. Es liegt übrigens nicht so viel daran zu wissen, wo der Brigadier in der Stadt gewohnt hat.

Etwas anderes aber ist sehr wichtig, und darüber geben die Dokumente aus England, von denen ich oben (S. 215) gesprochen habe, allen nur wünschbaren Aufschluß: Der Brigadier besaß vor dem St. Johannthor ein Gut mit einem Landhaus, genannt „Brunnenbeysang;" im Jahre 1773 hat es sein Sohn von ihm geerbt. Es war, wie eine bei den genannten Dokumenten liegende Sepia-Zeichnung aus dem Jahre 1797 zeigt, ziemlich klein und diente, wie aus verschiedenen Notizen hervorgeht, der Familie zum Sommer-Aufenthalt.[1]) Um dieses Gütleins willen, wo es nur im Sommer Arbeit gab, haben natürlich die Ehegatten Iselin die Hebelleute nach Basel kommen lassen. Daß sie aber eine Familie, die sich eben um ein erstes Kind vermehren wollte, nicht dort draußen unterbringen konnten, ist ohne weiteres klar, und man hat die beiden Leute darum in der Stadt, im leerstehenden, auf die neue Vorstadt gehenden Gartenhäuschen des Fäschischen Fideikommißhauses, Petersplatz 14, einlogiert; ob auf Iselin'sche, ob auf des Sommermieters eigene Kosten, ist nicht erfindlich, ist auch völlig gleichgültig. Genug, daß jetzt klar liegt, warum Iselins die beiden ehemaligen Dienstboten im Sommer haben kommen lassen, und daß es nicht nötig ist, den Major Iselin-Ryhiner in einem großen Hause der Stadt zu suchen. Er, beziehungsweise seine Frau, haben im Sommer gar nicht in der Stadt gewohnt, haben aber in ihrem Brunnenbeysang die beiden Leute Hebel als Haus- und Gartenarbeiter sehr gut gebrauchen können.

Das Fäschische Gartenhaus nun, in welchem Hebel geboren wurde, war, wie Stocker[2]) berichtet, vom Bürgermeister

[1]) Laut Adreßbuch von 1811 und 1823 im „unteren Bahn" an der Straße nach St. Louis Nr. 19 (1862 Nr. 7.)

[2]) A. a. O. S. 293.

Hans Rudolf Fäsch (geb. 1572, Bürgermeister 1636, † 1659), dem reichsten Basler seiner Zeit, neu aufgebaut und zu einer Wohnung hergerichtet worden; ums Jahr 1760, als Andreas Fäsch das Fäschische Museum verwaltete, dürfte es bereits ungefähr in demjenigen Zustand gewesen sein, in welchem viele von uns es noch gesehen haben. Es war ein altes Häuschen von fünf Kreuzstöcken Breite, früher mit Nr. 250, jetzt mit Nr. 3 (Hebelstraße) bezeichnet. Gegen diese Straße hatte es eine Thür und ein Thor; hinten war es durch einen großen Garten vom Hauptgebäude getrennt und lag etwa sechs Meter tiefer als der Petersplatz. Es bestand[1]) „offenbar aus zwei Teilen, einem hohen, selbständigen Bau mit Eintrittsthüre und einem breiten langgestreckten Bau mit einer Vorhalle, die rechts zu einem schmalen Gemache führt, links zur Stallung. Was den Bau besonders auszeichnet, sind die hölzernen geschnitzten Köpfe, die ursprünglich bestimmt waren, Büsten oder sonstige Bilder zu tragen, und die laubenartige Malerei unter denselben an der Wand. Das Haus war vermöge seiner Bauart (Riegel) zum Gartenhaus bestimmt. Der Eingang hinten befand sich im Hause rechts; dann kam ein großer Vorraum; eine hölzerne Stiege führte von dort in den ersten Stock, der aus vier Gemächern bestand, zwei Küchen enthielt. Im ersten hingen Fetzen alter Tapeten von den Wänden herab, ein grüner Kachelofen war das Einzige, was man im Zimmer fand; im zweiten war eine Küche notdürftig angebracht, im dritten wieder eine Küche, und das vierte Gemach diente einst als Heuboden. Runde zerbrochene Scheiben deuteten an, daß man es mit einem Objekt aus dem vorigen Jahrhundert zu thun habe."

„Und hier soll Hebel geboren sein und gelebt haben? Es ist kaum denkbar," sagt Stocker zum Schluß.

---

[1]) Stocker S. 291.

Warum nicht? frage ich dem entgegen. War dieſe Wohnung, die wohl ſchon längere Zeit geringeren Leuten — die zwei Küchen deuten darauf hin — als Logis gedient hatte, viel beſſer als das Hüttchen in Hauſen, in dem J. J. Hebel und ſeine Frau im Winter lebten? Oder hat der im Sommer zur Taglöhnerarbeit nach Baſel kommende arme Weber etwas beſſeres beanſprucht? Sicherlich nicht. Und daß Hebel ſelbſtändig hier gelebt habe, iſt nie behauptet worden. Seine Eltern aber haben dort gewohnt, und er iſt von dort zur Taufe nach St. Peter gebracht worden. Dieſe fand drei Tage nach der Geburt, am 13. Mai, ſtatt und es ſtanden (in Abweſenheit) ſeine beiden Großväter Johann Peter Hebel von Simmern (der dem Kinde den Namen gab) und Georg Oertler von Hauſen zu Gevatter, d. h. die beiden wurden vor dem Altar vertreten durch zwei ſchlichte Handwerksmeiſter, den Schneider Niclaus Riedmann und den Schuhmacher Friedrich Lüdin. Hebels Patin war Jungfer Anna Steinbrunn von Weitenau.[1]) Ob J. J. Hebel und ſeine Frau gerade im nächſten Jahre (1761) wieder in dem kleinen Haus an der Neuen Vorſtadt gewohnt haben, iſt nicht gewiß. Es kam damals (wieder in Baſel) ein zweites Kind, Suſanna, zur Welt, und aus der Thatſache, daß dieſes Mädchen zu St. Theodor[2]) getauft worden iſt, läßt ſich eher ſchließen, daß die Eltern Hebels einmal vorübergehend in Kleinbaſel gewohnt haben. Dieſes Mädchen hat ſeinen Namen von Frau Suſanna Iſelin-Ryhiner empfangen, die es zuſammen mit einer Jungfer Eliſabeth Huber von Müllheim und einem Meiſter Peter Geigy, Seidenfärber, aus der Taufe gehoben hat. Am 22. Oktober 1761 ſchon iſt dieſes Kind in Hauſen geſtorben.[3]) Der Vater war ihm ſchon im Juli 1761 vorangegangen. Er hat alſo ſeinen Peter nur als ganz kleines Kind geſehen. Welche

[1]) Taufregiſter St. Peter (Staatsarchiv).
[2]) Taufregiſter St. Theodor (Staatsarchiv): 23. Juni 1761.
[3]) Mitteilung von Herrn Pfarrer Werner (Hauſen).

Freude er an dem Söhnlein gehabt hat, geht daraus hervor, daß er in seinem Notizbuche bemerkte, wie sein Junge mit 22 Wochen den ersten Zahn bekommen habe und mit 28 Wochen allein gesessen, mit dreiviertel Jahren allein gestanden sei und wie er in der Meß 1760 schon habe pfeifen können auf einer hölzernen Pfeifen.[1]) Hebel war also eine Waise. Wie kümmerlich sich seine Mutter durchschlagen mußte, weiß man aus den Hebelbiographien.[2]) Immerhin war nur im Winter das Los der beiden ein schweres. Im Sommer zog die Mutter nach Basel ins Iselin'sche Haus, und da gab es bessere Tage. Hebel hat auch später, wenn ihn sein Weg nach Basel führte, nie versäumt, Iselins Witwe zu besuchen.[3]) Als der junge Hebel dann bei K. F. Obermüller in Schopfheim lateinisch zu lernen anfing, schickte ihn die Mutter auch in Basel zu lateinischen Schule, allerdings nur einen einzigen Sommer lang. Die Kollokationstabellen des Gymnasiums nennen ihn bei der Herbstpromotion 1772 als Schüler der dritten Klasse bei Herrn Cand. Eucharius Müller. Er war im Rang der 12. von 25 Schülern.[4]) Im Jahre 1773 starb Hebels Mutter. Sie war in Basel schwer krank geworden und wünschte noch, nach der Heimat gebracht zu werden. Ein Bürger von Hausen holte sie ab. Hebel ging mit. Unterwegs, zwischen Brombach und Steinen, starb sie, den 26. Oktober 1773, 43-jährig; sie wurde in Hausen beerdigt.[5]) Hebel kam dann nach Schopfheim, und seine ersten Beziehungen zu Basel waren abgebrochen.

Kehren wir nun wieder zum Hebelhaus zurück.

---

[1]) Preuschen, a. a. O. S. V.

[2]) Preuschen, a. a. O. S. V ff; Längin, a. a. O. S. 9 f.

[3]) Längin S. 12.

[4]) Staatsarchiv. Erziehungs-Akten Nr. 5: „Petrus Hebel; Parentes: Peregrin. obiit (der Vater ein Ausländer, gestorben) aet. 12½. Die Schüler dieser Klasse waren zwischen 9½ und 15 Jahren.

[5]) Längin S. 14 f.

Woher wissen wir denn, daß Hebels Eltern, da sie nun einmal gewiß nicht im Iselin'schen Hause gewohnt haben, zur Zeit seiner Geburt in der Neuen Vorstadt im Hinter- oder Gartenhaus des Fäschischen Fideicommißhauses logiert gewesen sind?

Antwort: Dieses Häuschen wird durch die Tradition unzweifelhaft als Hebels Geburtshaus bezeichnet.

Diese Tradition ist nun aber erst einen Tag vor dem Feste von 1860 den Hebelfreunden bekannt geworden. Im Lehrerzimmer des Gymnasiums nämlich wurde, angeregt durch Prof. Fritz Burckhardt, den jetzigen Vorsteher der Hebelkommission, die Diskussion oft auf Hebel und dessen Geburtshaus hingelenkt. Da brachten fast gleichzeitig zwei Lehrer der genannten Schule, der bekannte Basler Historiker Konrektor Dr. D. Alb. Fechter und Pfarrer Heinrich Meyer-Kraus, die Kunde, daß man in der Kraus'schen Familie genau, nämlich von Hebel selbst wisse, wo er geboren sei. Noch heute lebt ein Mitglied dieser Kraus'schen Familie, Frau Meyer-Kraus, die Witwe des bekannten Heraldikers Benedikt Meyer, des Herausgebers des „Basler Wappenbuchs," und von Frau Meyer aus habe ich die ungeschwächte Familientradition in Bezug auf Hebel mir mitteilen lassen.

Der Großvater der Frau Meyer-Kraus, Pfarrer Daniel Kraus-Brothag, war als cand. theol. Lehrer am Gymnasium und wohnte in bescheidenen Verhältnissen am Petersplatzgäßlein; dann wurde er Helfer zu St. Leonhard und ist als solcher im Jahre 1814 gestorben; Frau Kraus-Brothag ist ihm erst im Jahre 1843 ins Grab nachgefolgt. Der Sohn dieser beiden war Pfarrer Daniel Kraus-Bachofen (geboren 1786; gestorben 1846), und dessen Tochter ist die noch lebende Frau Meyer-Kraus. Sie hat nun in ihrer Jugend oft von der Großmutter erzählen hören, daß die Familie mit den Eltern Hebels im Verkehr gestanden habe, und Pfarrer Daniel Kraus-Bachofen, der Sohn der eben genannten Frau Kraus-Brothag,

Hel Meisenbach Riffarth & Co. Berlin.

MAX LEU.

hat deshalb wieder den Dichter genau gekannt, obschon er 26 Jahre jünger war als dieser. Derselbe (jüngere) Pfarrer Kraus hat auch sehr oft seinen Kindern erzählt, daß er als kleiner Knabe dem Dichter Hebel, wenn dieser von Lörrach nach Basel gekommen sei, den Stock habe tragen dürfen. Später ist er dann selbst mit Hebel befreundet geworden und hat vom Dichter selbst oftmals das Häuslein in der „Neuen Vorstadt," das wir als Hebelhaus bezeichnet haben, als sein Geburtshaus nennen hören. Pfarrer Kraus-Bachofen hat auch nie versäumt, seinen Kindern, so oft er mit ihnen durch die neue Vorstadt ging, mit deutlichem Hinweis auf jenes unansehnliche Gartenhäuschen zu sagen: „Seht, Kinder, hier ist der Dichter Hebel geboren; er hat es mir manchmal selbst gesagt."

Diese Worte des Vaters hat Frau Meyer noch genau im Gedächtnis, und wir denken, diese lückenlose, gute Tradition werde jeden überzeugen, daß im Jahre 1860 das wirkliche Geburtshaus Hebels als solches bezeichnet worden sei. Als man übrigens damals in der Kraus'schen Familie hörte, daß man über das Geburtshaus des Dichters Nachforschungen anstelle, und daß die Gelehrten sich die Köpfe zerbrächen, um dieses Haus herauszufinden, da wurde man dort ernstlich böse, weil man ja so genau wie nur möglich, aus deutlichster, ununterbrochener Tradition wußte, wo Hebel geboren war.

Es hat nun ferner auch Hebel selbst in einem Briefe an Gustave Fecht über sein Geburtshaus eine Notiz gegeben. Er schreibt ihr am 16. Januar 1825:[1]) „Sie haben mir auf einen Gedanken verholfen. In noch fünf Jahren bin ich 70. Alsdann bitte ich um meinen Ruhegehalt und komme heim. Ich bin bekanntlich in Basel daheim vor dem Sandehansemer Schwiebogen

[1]) F. Becker „J. P. Hebel. Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstage" S. 80.

das zweite Haus. Selbiges Häuslein kaufe ich alsdann um ein paar Gulden — aber ich bin kein Burger! — also miethe ich es, und gehe alle Morgen, wie es alten Leuten geziemt, in die Kirchen, in die Betstunden und schreibe fromme Büchlein, Traktätlein, und Nachmittag nach Weil" ꝛc.

Die für uns bedeutsamen Worte sind: „vor dem Sandehansemer Schwiebogen das zweite Haus." Das könnte nun am Totentanz sein; es kann aber auch sehr gut in der „Neuen Vorstadt" sein. Die Briefstelle ist ungenau: sie setzt einfach die Straße als bekannt voraus, und seine Freundin Gustave Fecht, die ihm ja auf den Gedanken verholfen hatte, in Basel auszuleben, dürfte wohl aus Hebels Munde selbst die Straße gekannt haben, so daß es ihm unnötig schien, extra auf die „Neue Vorstadt" hinzuweisen. Diese Straße liegt nun übrigens für den, der den Blumenrain hinauf kommt, thatsächlich „vor dem Sandehansemer Schwiebogen" und das Hebelhaus war dort thatsächlich „das zweite Haus." Direkt „vor dem Sandehansemer Schwiebogen" gab es im Jahre 1760 nur rechts Häuser, und daß eines von diesen, etwa Totentanz Nr. 1 oder 2 Hebels Geburtshaus gewesen sei, dafür giebt es nirgends eine Spur von Beweis oder Tradition. Daß hingegen das seit dem Jahre 1860 als Hebelhaus bezeichnete Gebäude Hebelstraße Nr. 3 „das zweite Haus vor dem Sandehansemer Schwiebogen" gewesen ist, so gut als eines auf dem Totentanz, läßt sich an Hand der Stadtpläne von Merian (1615) und von Mähly (1845) topographisch nachweisen. Zur Zeit von Hebels Geburt bestand noch der eigentliche Petersgraben links vom Schwiebogen anfangend; an der Peterskirche überschritt man ihn auf einem Brücklein; Häuser, wenigstens Fronten von solchen, gab es also auf der linken Seite (vom Totentanz an gerechnet) nicht, und rechts bis zur „Neuen Vorstadt" (jetzt Hebelstraße) standen nur einige Nebengebäulichkeiten des Predigerklosters (spätern Zuchthauses); Felix Platter bezeichnet in seiner sehr genauen

Stadtbeschreibung von 1609 diese Strecke nur als „Stroß am Graben, goth hinauf bis zur Nüwen vorstat, an der prediger und Eptinger Muren.“[1]) Am heutigen Petersgraben konnte also das Haus nicht stehen, da gab es überhaupt kein Wohnhaus. „Das zweite Haus vor dem Sandehansemer Schwiebogen“ muß also das zweite Haus in der „Neuen Vorstadt“ sein, dasselbe das Platter[2]) als „ein klein Hüslin ans Waßerhausgarten, stoßt an D. Felix hus“ (den „Samson“) bezeichnet und das dann von Bürgermeister Fäsch zum Gartenhaus umgebaut worden ist. Natürlich könnte noch die Frage entstehen, ob nicht das zweite Haus rechts in der Hebelstraße (vom Graben aus) gemeint sein dürfte; aber Platter weiß hier nichts von einem kleinen Gebäude, und es muß also jenes „kleine Hüslin“ links unzweifelhaft Hebels Geburtshaus sein. Noch dürfte sich — wenigstens für einen mit der ältern Topographie von Basel Unbekannten — die Frage erheben, ob die Stelle bei Hebel nicht ein Haus in der Lottergasse (jetzt Spitalstraße) bezeichnen könnte. Diese ging aber im Jahre 1760 gar nicht auf den Petersgraben, sondern bog hinter dem Totentanz rechtwinklig ab und mündete in die St. Johannvorstadt.

Wir glauben darum zur Genüge dargethan zu haben, daß Hebels eigene oben zitierte Bemerkung recht gut auf Hebelstraße Nr. 3 sich beziehen kann.

Die Briefstelle und die Kraus'sche Ueberlieferung, die wir nun in allen Details klar gelegt haben, stimmen also überein.

Dieser Kraus'schen Nachricht wurde denn auch im Jahre 1860 sofort Glauben geschenkt; leider war sie — wie schon gesagt — erst kurz vor dem Jubiläum bekannt geworden, so daß man auf das Fest hin von der Anbringung einer Gedenktafel absehen mußte.

---

[1]) „Eine Wanderung durch Basel im Anfang des 17. Jahrhunderts.“ Basler Jahrbuch 1897 S. 56.

[2]) A. a. O. S. 57.

Das wurde dann aufs Jahr 1861 nachgeholt. Oberst August Burckhardt-Iselin nahm die Sache an die Hand. Es liegt mir ein Schreiben vom 6. April 1861 vor,[1]) in welchem er dem jetzigen Rektor des Gymnasiums, Herrn Prof. Fritz Burckhardt mitteilt: „Puncto Gedenktafel zur Bezeichnung des Geburtshauses von J. P. Hebel sind die Vorbereitungen nun so weit gediehen, daß zur Ausführung geschritten werden kann, sobald eine Anzahl Leute sich für die Sache interessieren, resp. für Aufbringung der Kosten sorgen wollen." Es wurde dann, nach den Vorschlägen der Herren Prof. Jakob Burckhardt und Friedrich Becker, bei Glockengießer Schnegg eine Bronzetafel bestellt, „auf beiden Seiten in der Mitte Lappen, welche zur Befestigung der Tafel auf die Mauer zu dienen scheinen, die Ecken mit Laubwerk (Epheu und Reblaub) geschmückt, die Inschrift

J. P. HEBEL
HIER GEBOREN
X. MAI MDCCLX

in altrömischer Schrift, die Buchstaben des Namens $2^1/_2$ Zoll hoch; das Ganze wird eine Breite von 3 Fuß und eine Höhe von 2 Fuß erhalten, ungefähr 100 Pfund wiegen und 300 Franken kosten. . . . . Die Wünschbarkeit, das Geburtshaus Hebels für alle Zeiten zu bezeichnen, wird zur Motivierung wohl nicht vieler Worte bedürfen."

Am 10. Mai 1861, am frühen Morgen um $^1/_2$8 Uhr versammelten sich vor dem Geburtshause Hebels, an welchem die Gedächtnistafel eingelassen worden war, etwa 60 Männer; aus der bekränzten

[1]) Aus Herrn Prof. Fritz Burckhardts Hebel-Collectaneen.

Thür trat Prof. Karl Rudolf Hagenbach, der schon im Jahre 1860 Hebel poetisch begrüßt hatte und hielt eine Ansprache. Sie liegt mir im Konzept vor,[1]) und ich gebe sie hier wieder in der Meinung, daß sie auch heute noch den Hebelfreunden mehreres zu sagen habe. Sie heißt wörtlich:

„Es ist heute ein Jahr, daß wir das Andenken an die Geburt Hebels in unserer Vaterstadt (den 10. Mai 1760) in einfacher und bescheidener Weise gefeiert haben. Damals waren viele noch im Unklaren darüber, wo denn eigentlich und in welchem Hause der Dichter geboren sei, wo seine Wiege gestanden, wo er den ersten Traum der Kindheit geträumt habe. Es wurde hin und her geraten, hin und her gesucht auf dem Petersplatz, wohin die Notizen über ihn gewiesen hatten. Da wurde es auf einmal, aber erst einen Tag nach der Feier, aus einer guten und bewährten Tradition versichert, das Haus, vor dem wir jetzt stehen, sei Hebels Geburtshaus. Und so ist denn auch alsobald der Gedanke entstanden, dieses Haus vor fernerer Vergessenheit zu bewahren durch Einsetzen einer einfachen Denktafel, wozu die edle Besitzerin des Hauses, die Freundin und Gönnerin der Kunst, ihre Einwilligung gegeben hat. Heute nun, in früher Morgenstunde, soll dieses bescheidene Denkmal in die Oeffentlichkeit treten. Das Haus ist allerdings kein schönes Haus; aber es erinnert uns in seiner jetzigen Gestalt nur um so lebhafter an die engen und dürftigen Verhältnisse, unter denen der Knabe Hebel bei uns aufgewachsen; es erinnert uns an jenes Wort des Dichters: „Ich bin von armen, aber frommen Eltern geboren.... ich habe gelernt arm sein und reich sein"; es erinnert uns auch in seiner Altertümlichkeit an die Zeit, der Hebel angehörte und auf die er gedichtet hat. Nun wir jetzt immer mehr die Erinnerungen an die alte Zeit um uns her schwinden sehen, wenn die Mauern

[1]) Ebenfalls aus Prof. F. Burckhardts Hebel-Sammlung.

und die Wälle und die Türme fallen, die Straßen ſich erweitern, die Berge ſich ebnen; wenn alles um uns her das Anſehen einer neuen, ja einer fremden Stadt gewinnt, ſo muß es uns wohl auch wieder freuen, mitten in das neue Baſel hinein ein ſolches Denkmal zu ſetzen, das uns um ein Jahrhundert zurückführt, in das Jahrhundert, das nicht nur einen Hebel, das ſo manche andere große, erleuchtete Männer, Dichter und Weiſe uns geſchenkt hat, an deren Werken wir uns jetzt noch erfriſchen. Wenn ſo manche alte und auch neue Häuſer den Forderungen der Zeit unerbittlich weichen, des allgemeinen Verkehrs wegen expropriiert werden, ſo mag es unſerm Gefühl wohl thun, nun auch einmal den alten Bewohner eines alten Hauſes, wenigſtens, wenn er auch nicht unter uns weilt, durch dieſe Gedächtnistafel, zu impropriieren, ihn wieder in ſeine alte Wohnung einzuſetzen und ihm eine Ehre zu erweiſen, die uns ſelbſt ehrt. Ja, meine Herren, wenn in neueſter Zeit auch neue Namen für die Straßen in Vorſchlag gebracht worden ſind, ſo möchte faſt der Wunſch nahe liegen, nach dem Vorgang anderer Städte, welche die Straßen nach berühmten Namen nennen, dieſe Straße die Hebelſtraße zu nennen; doch ſo weit verſteigt ſich unſer Wunſch nicht. Die alte neue Vorſtadt mag Neue Vorſtadt heißen nach wie vor; dieſes Haus aber heißt von nun an das Hebelhaus.

Ein Hebelhaus in Baſel, ein Hebelhaus in Hauſen. Von dem einen zum andern führt uns heut unſer Weg. Und ſo laſſen Sie uns nun, nachdem wir dieſes Hebelhaus in Baſel zum erſtenmal als ſolches begrüßt und die Gedenktafel dem Schutze des Publikums empfohlen haben, aufbrechen, und durch das Wieſenthal, das überall von den Spuren des Dichters zeugt, hinauffahren zu dem zweiten Hebelhauſe. Was wir aber ſchon vor einem Jahre bei der erſten Hebelfeier ausgeſprochen, das wiederholen wir auch heute: Möge der Geiſt des alemanniſchen Dichters auch dem neuen Baſel nicht fremd werden, der Geiſt einer edlen Humanität,

einer ächten Volkstümlichkeit, einer milden, ungezierten Frömmigkeit, der Geist, der die Kunst versteht, froh zu sein in Ehren, glücklich auch in bescheidenen Verhältnissen und stets vergnügt in Gott. Dieser Geist möge auf unsere Söhne und Enkel sich vererben, dadurch werden wir noch mehr als durch Erz und Marmor des Dichters Gedächtnis ehren."

Auf die Rede folgte ein Gesang von Herren der Liedertafel, die sich bereitwillig zur Verfügung gestellt und schon zu Anfang der kleinen Feier ein Lied hatten ertönen lassen. Dann stiegen ein Dutzend Hebelfreunde in einen mittlerweile herangefahrenen Omnibus, um durch das lieblich blühende Wiesenthal zum ersten „Hebelmähli" nach Hausen zu kutschieren. Ein ausführlicher Bericht über diese kleine, seither jedes Jahr wiederholte Basler Festlichkeit in Hebels Heimatort findet sich in den „Basler Nachrichten" vom 14. Mai 1861. Ich sehe von einer Wiedergabe derselben ab, da wir uns hier ja nur mit dem Hebelhaus in Basel zu befassen haben. Dieses gehörte damals, wie auch die Hagenbach'sche Rede andeutete, der bekannten Kunstfreundin Frl. Sophie Emilie Linder, dies es — mit dem ehemals Fäschischen Hause zusammen — im Jahre 1827 von der Witwe des Oberstlieutenants Benedikt Ryhiner-Werthemann gekauft hatte. Dieser selbst hatte es 1825 von den Erben des Prof. Dr. Remigius Fäsch, des letzten Juristen der Familie Fäsch, erworben. Das „Hebelhaus" ist also immer ein Bestandteil des Fäschischen Fideicommißhauses gewesen. Von Frl. Linder erwarb Herr Dr. Th. Kündig-von Speyr die Liegenschaft und dieser hat dann im Januar 1890 das Hinterhaus an der Hebelstraße den Herren G. Kiefer & Cie. zur Niederlegung und zur Errichtung eines Magazines verkauft; heute gehört die Liegenschaft dem Staate.

In seiner Rede hatte Prof. Hagenbach den Wunsch geäußert, die Neue Vorstadt möchte in eine „Hebelstraße" umgetauft werden;

ihm schien nun aber für eine solche Aenderung noch keine Hoffnung vorhanden zu sein; aber schon der Einsender des oben von uns angezogenen Berichtes über das erste Hebelmähli berichtet (Basler Nachrichten vom 14. Mai 1861), daß es nicht schwer sein dürfte, diese Aenderung zu erzielen. Schon liege es im Plan, die „Neue Vorstadt" zur „Schanzenstraße" zu machen, und er knüpft an diese Notiz die Bemerkung: „Aber es ist gewiß ungleich praktischer, den Namen einer Straße, die man neu benennt, von etwas Neuem herzunehmen, das in dieselbe hineingekommen ist, als von etwas Altem, das wegkommen soll. Daher zweifeln wir nicht, die Behörde werde .... dem in so würdiger Weise (eben von Prof. Hagenbach) ausgesprochenen Wunsche die verdiente Berücksichtigung zu Teil werden lassen."

Es ist dann aber noch zehn Jahre gegangen, bis die Aenderung wirklich vorgenommen wurde, und es bedurfte zu deren Durchsetzung beim Baukollegium noch verschiedener Anstöße. Erstlich hat einmal, am 10. Mai 1871, ein Spaßvogel, der Kaufmann Emil Marget (wohnhaft Neue Vorstadt Nr. 7), bevor er zum Fest nach Hausen kam, die Straßentafel „Neue Vorstadt" mit einem in gleicher Größe gedruckten Zettel „Hebelstraße" überklebt. Ein solches Blatt hat dem Schreiber dieser Zeilen vorgelegen.[1]) Gleich darauf geschah eine Eingabe der Bewohner an das Baukollegium, und dieses stellte am 7. Juni 1871 einen diesbezüglichen Antrag an den „Kleinen Rat," der dann durch Beschluß vom 28. Juni 1871 den Namen „Neue Vorstadt„ in „Hebelstraße" umänderte.[2])

Das sind, nebst einigen weitern Ausführungen, die Thatsachen, die zur Geschichte des Hebelhauses beizubringen sind. Sie ergeben zur Evidenz, daß im Jahre 1861 die Sucher nach Hebels Geburtsstätte nicht irre gegangen sind.

[1]) Aus Prof. F. Burckhardts Hebel-Collectaneen.

[2]) Bauakten im Staatsarchiv.

II. Das Hebeldenkmal.

Die Idee, dem Dichter Hebel in Basel noch ein anderes Denkmal zu errichten als die bescheidene Erztafel am Geburtshause, ist in Basel nicht neu gewesen, als man von der Schaffung des jetzt bestehenden Monumentes sprach.

Schon am 3. September 1862 hatte in der Kunstkommission Prof. Wilhelm Wackernagel den Antrag gestellt, man möge aus den Mitteln der Birmann'schen Stiftung durch einen jungen Basler Künstler eine Kolossalbüste Hebels für den Petersplatz ausführen lassen. Der Gedanke fand aber keinen Anklang; er wurde im Gegenteil vielseitig bekämpft, da er einerseits nicht mit dem Birmann'schen Testament übereinstimme, der Petersplatz auch sich seiner großen Ausdehnung wegen zur Aufstellung einer Büste nur schlecht eigne.[1])

Die Angelegenheit ruhte dann. Aeußerlich wenigstens; aber in dem Herzen vieler Hebelfreunde blieb der Wunsch nach einem Hebeldenkmal lebendig, und sie wollten nur warten, bis einmal ein der Sache günstigerer Zeitpunkt eintrete.

Unterdessen war übrigens ein kleines Denkmälchen doch entstanden in dem schönen Porträt, das der Basler Meister des Kupferstichs, Fr. Weber, im Jahre 1876 von Hebel geschaffen hat:[2]) eine Huldigung eines Künstlers an einen andern. Aber als ein großes und wirkliches, als ein öffentliches Hebeldenkmal konnte doch dieses Kunstwerkchen auch nicht gelten.

Da machte Herr Sekundarlehrer Ferdinand Schwarz am 12. Januar 1897 in einem Vortrag, den er über Hebel hielt, vor einem größern Publikum die Anregung, es möchte der Dichter in

[1]) Protokoll der Kunstkommission. (Mitteilung von Herrn Dr. D. Burckhardt-Werthemann.)

[2]) Verlag von H. Georg in Basel.

Basel durch ein Denkmal geehrt werden; ein bescheidenes, wie es dem Charakter des Dichters entsprechen würde, und auf den Petersplatz oder in dessen Nähe müßte es zu stehen kommen. Zwei Tage später erschien in der „National-Zeitung" ein Artikel, der diesen Gedanken mit Freuden aufnahm und ihn warm befürwortete. Herr Schwarz setzte sich darauf mit mehreren Hebelfreunden, speziell mit Herrn Prof. Fritz Burckhardt, dem Präsidenten der Kommission zur Hebelstiftung, die alljährlich am 10. Mai das einfache, aber stets so liebenswürdig freundliche Hebelfest und Hebelmähli [1]) arrangiert, in Verbindung, und schon am 27. Januar 1897 konnte im Lehrerzimmer des obern Gymnasiums eine konstituierende Sitzung abgehalten werden. Es waren an derselben zugegen die Herren Prof. F. Burckhardt, Prof. P. Böhringer, Dr. A. Geßler, Prof. E. Hagenbach-Bischof, Dr. E. Kern, Architekt P. Reber, Dr. H. Trog und Emanuel Wackernagel; später wurde noch Herr A. Lotz-Trueb hinzugewählt. Die Herren gaben ihrer Freude über die Idee eines Hebeldenkmals Ausdruck und teilten mit, daß sie in ihren Kreisen günstige Aufnahme gefunden habe, so daß sich eine Realisierung des Planes werde denken lassen. Nachdem eine engere Kommission aus den Herren Prof. F. Burckhardt (Präsident), F. Schwarz (Schreiber) und E. Wackernagel (Kassier) gebildet worden war, beschloß man, nicht ein lebensgroßes Denkmal, sondern eine Bronzebüste auf passendem Postament zu erstreben. Als eventuelle Aufstellungsorte wurden der neue botanische Garten, der Rasenplatz vor dem Bernoullianum und der Totentanz genannt. In der Folge zeigte sich auch die Regierung dem Projekt eines Hebeldenkmals wohl gesinnt und sicherte thatkräftige Hilfe zu. Herr

[1]) Ueber „Hebelfest und „Hebelmähli" siehe den Aufsatz des Verfassers in Bd. I der „Schweiz" S. 39 ff. Dort findet sich auch — nach Photographie von Prof. F. Burckhardt — eine Abbildung des Hebelhauses vor seinem Abbruch 1890.

Kantonsbaumeister V. Flück, der wegen des Platzes um Rat gefragt worden war, nannte die Pfalz oder den Münsterplatz (unter den Bäumen) als geeignete Orte; schließlich entschied man sich aber für den von Herrn Prof. F. Burckhardt vorgeschlagenen Platz vor der Peterskirche, in der Hebel getauft und in deren Nähe er geboren worden ist und in seiner Kindheit gespielt hat; außerdem sei das von drei Seiten gut begrenzte Plätzchen für die Wirkung eines kleinen Denkmals, wie es geplant werde, recht gut geeignet. Der Regierungsrat gab zu diesem Beschluß seine Zustimmung. Am 10. Mai 1897, Hebels Geburtstag, wurde dann in den Tagesblättern ein Aufruf zur Spendung von Beiträgen erlassen. Er fand Anklang nicht nur in unserer Stadt selbst, sondern auch bei auswärtigen Baslern, so daß sich die Listen bald mit Unterschriften bedeckten. Sodann machte das Gymnasium ein Schüler-Konzert, welches 700 Fr. ergab, und das Quodlibet veranstaltete eine Spezial-Aufführung, welche 400 Fr. abwarf. Im November waren über 10,000 Fr. beieinander, und man konnte nun an die definitive Ausführung denken. Als Bildhauer, die in Frage kommen könnten, wurden die Herren Lanz, Leu, Meyer, A. Schlöth und Volkmann genannt, und als Preis, für den Büste und Sockel zu liefern sein müßten, 12,000 Fr. angesetzt. In betreff der Bildhauer einigte man sich schließlich — ohne daß eine Konkurrenz stattgefunden hatte — auf Max Leu, einen in Paris thätigen Berner, den Schöpfer des Bubenberg-Denkmals. Leu war soeben aus der Bewerbung um ein Wettstein-Denkmal als Sieger hervorgegangen, und da man gehört hatte, daß ihn auch der Hebel schon innerlich beschäftige, bat man ihn um einen Entwurf. Dieser kam und gefiel so, daß dem Künstler der definitive Auftrag erteilt wurde. Das Denkmal sollte im Ganzen vier Meter hoch werden und auf dem Sockel folgende Inschriften tragen: Vorn „J. P. Hebel 1760—1826;“ Rückseite „Gestiftet von Verehrern Hebels in Basel 1899.“

Ein Geländer aus Granitsäulen wollte der Regierungsrat auf sich nehmen, der zu diesem Zwecke eine Summe von 3000 Fr. ins Budget einzutragen versprach. Das Hebel-Denkmal war also um Neujahr 1898 endgültig gesichert: für die Einweihungsfeier wurde bereits ein Tag um Hebels Geburtstag im Jahre 1899 bestimmt.

Es dürfte nun hier der Ort sein, eingehender über den Künstler zu sprechen, der uns das Denkmal geschaffen hat. Wir erfüllen dadurch eine Ehrenpflicht gegen ihn; denn wenn wir aufzählen, was wir Schönes in Basel haben und dabei das Hebeldenkmal nennen, so werden wir nie unterlassen, auch von seinem Schöpfer ein Wort zu sagen; da wird man vielleicht dem „Jahrbuch" dankbar sein, wenn es das Bild dieses bedeutenden Künstlers zu zeichnen versucht.

Max Leu stammte aus sehr einfachen Verhältnissen. Seine Familie war aus der Gemeinde Rohrbachengraben, im bernischen Amtsbezirk Aarwangen, nach Solothurn gewandert, und dort wurde Leu am 26. Februar 1862 geboren. Er ist dann in Solothurn aufgewachsen und zur Schule gegangen. Schon recht früh handelte es sich für ihn darum, einen Beruf zu ergreifen. Da er Begabung im Zeichnen erkennen ließ, so suchte man nach einem Kunsthandwerk für ihn und fand den Steinhauerberuf passend. Er kam in die Lehre zu dem Bildhauermeister Gürtler in Basel. Ein Glück für ihn; denn er eignete sich bei seinem tüchtigen Lehrherrn nicht nur eine bedeutende Geschicklichkeit in seinem Berufe an, sondern die Stadt bot ihm in ihrer Zeichnungs- und Modellierschule auch Gelegenheit zu weiterer, zu künstlerischer Ausbildung. Seine Lehrer, der Bildhauer Meili und der Maler Dr. Schider erkannten auch gleich seine Begabung und suchten ihn auf jede Weise zu fördern. Leu war damals 16 Jahre alt, ein frischer, energischer Mensch, dem man ansah, daß er seinen Willen werde durchsetzen können,

auch wenn sich allerlei widrige Umstände der Verfolgung der Künstlerlaufbahn in den Weg stellen würden. Im Jahre 1879 war seine Lehre zu Ende. Er wanderte nach Frankreich, zunächst nach Lyon und fand dort gleich nicht nur reichliche Arbeit, sondern auch Gelegenheit zur Weiterbildung. Er hat stets mit Vergnügen erzählt, wie eifrig er an der Fontaine des Jacobins, dem schönsten modernen Marmordenkmal von Lyon, mitgearbeitet habe. Aber volle künstlerische Ausbildung ist für den in Frankreich Lebenden nur in Paris zu gewinnen; dorthin zog es ihn, und im Frühjahr 1881 finden wir ihn an der Seine als Schüler des Skulptors Morice. Unter dessen Leitung hat er am Hôtel de ville von Paris mehrere bedeutendere Stücke ausführen dürfen. Im Jahre 1883 trat er in die Ecole des arts décoratifs und 1884 in die Ecole des beaux arts ein. Dort hat er nun mit eisernem Fleiße gearbeitet, unbekümmert darum, daß das Leben, das er führen mußte, hart und entbehrungsreich war. Er wußte, daß er zur echten, großen Künstlerschaft werde gelangen können; er wußte aber auch, daß das selbst für die Begabtesten und Eifrigsten nur mit Einsetzung aller Kräfte möglich sei. Wie sehr er sich angestrengt hat und wie schön sein Streben mit Erfolg gekrönt war, das beweisen die Medaillen, die sich Leu an der Ecole des beaux arts erworben hat. Nicht, daß er je damit geprahlt hätte; er nahm sie hin als etwas Selbstverständliches; sie blieben aber doch Zeichen eines Fleißes, der trotz vielen Widerwärtigkeiten nie erlahmte. An der Ecole des beaux arts ist Leu speziell der Schüler Caveliers gewesen, eines ausgezeichneten Künstlers, dessen Werke Zierden des Luxembourg-Museums und anderer öffentlichen Gebäude in Paris sind; wir erinnern z. B. an den Pascal im Turme St-Jacques la Boucherie. Bei diesem Meister rang sich Leu zur eigenen freien Künstlerarbeit hinauf. Sein erster Erfolg war die Krönung seines Entwurfes für das Locler Denkmal Jean Daniel Richards, des Vaters der

Neuenburger Urmacherkunst, mit dem ersten Preise. Sein Entwurf wurde auch ausgeführt; leider nicht durch ihn, sondern durch den Genfer Iguel. Man traute dem jungen Künstler noch nicht die Fertigkeit für die Ausmeißelung in Marmor zu. Das schmerzte tief. Aber es beugte den Geist des unentwegt nach dem höchsten Strebenden keinen Augenblick. Er machte sich an den für Altorf ausgeschriebenen Tell, und in der ersten Konkurrenz fiel ihm der dritte Preis zu. Das war wieder etwas weniges; darum rastlos weiter! Seit 1885 beschickte er regelmäßig den Salon und ist dort sowohl von den Fachgenossen wie von der Kritik stets mit Auszeichnung behandelt worden. Dazu nahm ihn das Leben scharf her; er mußte unten durch wie selten einer; er hat um seiner Kunst willen gedarbt, aber ohne zu murren; denn er trug etwas Köstliches in sich: das unwankbare Bewußtsein, daß er ein Künstler sei, und daß, was er schaffe, doch einmal werde anerkannt werden müssen. Er hat allerdings nie etwas gethan, um diese Anerkennung zu beschleunigen. Bücklinge waren seine Sache nicht; er war beseelt von jenem edlen Stolze, der bis zum Trotz sich steigert gegen Alles, was auch nur von fern wie ein Haschen nach Gunst aussieht. Seine Werke sollten für ihn zeugen; er war der Zukunft so sicher, als hätte er ihre Leitung völlig in der Hand, und wir Freunde haben ihn oft genug von seinen Plänen und Arbeiten reden hören, die er ausführen wolle, wenn er endlich durchgedrungen sein werde.

Und er drang durch; langsam. Einem so einfachen, geraden Menschen stehen mehr Hindernisse entgegen als einem, der sich zu schmiegen versteht. Nach und nach kamen Aufträge für Büsten: wir nennen davon Bischof Fiala, Landammann Vigier, Bundesrat Frey, Papierfabrikant Miller in Biberist und vor allem den Maler Frank Buchser. Als Charakter war Leu diesem urwüchsigen, nobel denkenden, gegen das Halbe und Schlechte derb zufahrenden Solothurner

Künstler innerlich verwandt. Darum hat er ihn auch so machtvoll lebendig auffassen können, daß die Bronze-Büste Buchsers — sie steht auf dem Kirchhof bei St. Niklausen in Solothurn — als ein hervorragendstes Werk moderner Porträtskulptur wird betrachtet werden müssen. Neben diesen Büsten hat Leu auch immer ganze Figuren geschaffen, die allerdings nicht zur Ausführung in festem Material gelangt sind. Wir erinnern uns an eine lebensgroße Allegorie der „Jungfrau" und an eine in kleinerem Maßstabe gehaltene, kühn und doch geschmackvoll gestellte nackte Frau mit einem Spiegel. Auch der Plan, für das Bundesrathaus die drei ersten Eidgenossen zu schaffen, beschäftigte ihn lang und eingehend, und einer edelsten Schweizerin, der Frau Stauffacher, hat er, wenigstens im Entwurf, noch ein Denkmal geschaffen. Es war im letzten schweizerischen „Salon" (1898) ausgestellt und wird vielleicht noch einmal seine Umsetzung in Stein und Erz erleben.

Bald nach der Tellaufgabe, deren Lösung dann einem andern Schweizerkünstler zufiel, fing der für Bern geplante Bubenberg Leu zu beschäftigen an. Wir Freunde haben ihn von Beginn an bei dieser Arbeit verfolgen können. Sie hat ihm viele schwere Stunden bereitet. Nicht weil die künstlerische Gestaltung ihn in Zweifel geworfen hätte; er war sich immer bewußt, wie er den Helden von Murten aufzufassen habe — sondern weil so viele Intriguen gegen ihn gesponnen wurden, weil sein Werk absolut dem eines andern, mehr begünstigten Bildhauers hätte weichen sollen. Schließlich hat er gesiegt, und heute ist sein Bubenberg ein Wahrzeichen Berns und zugleich eine der schönsten, lebensvollsten modernen Statuen, die ich kenne. Wie eindringlich Leu an diesem Werke gearbeitet hat, das habe ich noch vor kurzem an dem in Basler Privatbesitz befindlichen Wachsmodell der Hand des Ritters sehen können: sie ist so gearbeitet, daß Anatomen davor in Staunen geraten über die Klarheit der Beobachtung und die Sicherheit der Ausführung.

Der Erfolg mit dem Bubenberg erfüllte den Künstler mit hoher Freude: Jetzt hatte er vor aller Augen gezeigt, was er leisten könne.

Es kam eine neue Aufgabe: Wettstein für Basel. Leu machte sich mit größter Begeisterung an ihre Lösung. Wir sind alle Zeugen gewesen von dem, was er dafür geleistet hat; seine beiden Entwürfe waren Meisterwerke. Leider ist der zweite, dessen Verwirklichung unsere Stadt um ein großes, edles Denkmal hätte bereichern können, der Uneinigkeit der Bürgerschaft zum Opfer gefallen.[1]) Ich will nicht erzählen vom gerechten Zorn, den der Künstler darüber empfand; sondern ich teile hier nur mit, daß er sich auch durch diese Enttäuschung nicht hat beugen lassen. Zeugnisse für seinen auch unter solchen Schicksalsschlägen nie erlahmenden Künstlerwillen sind die lebenskräftigen Büsten von Maler Balmer, Dr. Schider, Prof. F. Burckhardt und des „Vereneli," die sämtlich hier in Basel während der Wettstein- und Hebelzeit entstanden und vom Publikum wie von der Kritik als vollgültige Proben hoher Meisterschaft angesehen worden sind.

Die Hebelzeit war Leus letzte Periode. In die dunkeln Stimmungen der Wettstein-Enttäuschungen hinein warf der Auftrag, dem liebenswerten Dichter ein freundliches Denkmal zu setzen, zuerst Augenblicke, dann, während der Arbeit, Stunden und Tage des Glückes. Er brauchte sie dringend. Denn seit dem August 1898 wußte Leu, daß eine Halsgeschwulst, die er sich in Bern vergeblich hatte operieren lassen, ihm in Bälde den Tod bringen werde. Er

[1]) Immerhin sind vom Wettsteindenkmal zwei schöne Erinnerungen da: erstens die dem Kunstverein gehörende, lebensgroße Porträtskizze in Gips, die Leu in zwei Tagen im Atelier Schider zu Handen und zur vollen Befriedigung des Denkmalkomites geschaffen hat; zweitens der wohlgelungene Bronze-Abguß, den die Basler Künstlergesellschaft von der so charakteristischen und so ungemein lebendigen Wettsteinstatuette des ersten Entwurfes hat nehmen und in ihrem Lokal in der Kunsthalle hat aufstellen lassen.

hatte die Mitteilung des Krankheitsbefundes von dem ihm befreundeten Basler Ärzte mit männlicher Ruhe und Festigkeit gefordert und kein Wort der Klage hören lassen. Auch die stets sich mehrenden Schmerzen ertrug er mit einer Resignation, die Heldenmut genannt werden darf. Ruhig arbeitete er am Hebel fort; er wußte, daß er ihn noch werde vollenden können. Ein bedeutender schweizerischer Chirurg hatte ihm den Bericht gegeben, er werde noch zwei Monate arbeiten können, dann werde er das Modellierholz für immer niederlegen müssen: „Dépêchez-vous, finissez tout."

Und er hat den Hebel vollendet. Wie, das steht heut in unvergänglichem Erze vor aller Augen. Man sieht dem Werk an, wie es entstanden ist: nicht als handwerksmäßige Erledigung eines beliebigen Porträtauftrages, sondern von Seele zu Seele. Leu hatte, sobald das Gerücht von dem Wunsche nach einem Hebeldenkmal nach Paris gedrungen war, den Gedanken gefaßt, es eventuell auszuführen und hatte sich mit Eifer an das Studium von Hebels Gedichten gemacht, die er ja schon kannte, aus deren intimster Kenntnis heraus er aber sein Werk beginnen wollte. Noch sieht ihn der Schreiber dieser Zeilen vor sich, wie er das zerlesene Exemplar der „Alemannischen Gedichte" aus der Rocktasche hervorzog und dazu sagte: „Und ob ich ihn kenne!" Auf Reisen, zwischen der Arbeit hatte er Hebel gelesen und studiert; die beiden waren Freunde geworden; den wenn auch schweigsamen, so doch tief gemütvollen, aufrichtigen, wie Hebel aus kleinen ländlichen Verhältnissen hervorgegangenen Max Leu mußte der alemannische Dichter ganz besonders anziehen. Es gestaltete sich darum in seinem Innern ein Denkmal, welches eine intimste, richtigste Würdigung des Dichters war — und das alles lange bevor er erfuhr, daß das Komité ihm den Auftrag geben wolle. „Ich habe einen Sockel im Sinn," pflegte er zu seinen Freunden zu sagen, „auf dem nur ein Hebel stehen kann." Und so ist es denn auch geworden: Der leicht geschwungene Stein mit

dem hermenartigen Kernstück, mit den schlichten Feld- und Garten-blumen-Guirlanden, ist ein Piedestal, auf dem nur das Bild einer so freundlichen, innerlich so liebenswürdigen, mit dem Leben der Natur so innig verbunden Dichterpersönlichkeit wie Hebel stehen kann.

Dann die Büste selbst. Man hatte alles erreichbare Porträt-material gesammelt, um es dem Künstler vorzulegen; und es exi-stieren da recht verschiedene, sich eigentlich widersprechende Bilder Hebels. Max Leu trug aber ein echtes Bild des Dichters in seiner Seele und hat darum, in leichter Anlehnung an das porträt-mäßig Gegebene, mit genauer Festhaltung des Kostüms der Bilder, denjenigen Hebel gestaltet, den er als den wahren empfand und den auch wir als den echten und rechten empfinden: den freund-lichen Wiesenthäler Dichter, dem aber in den Mundwinkeln der Schalk sitzt . . . kurz, Hebel, wie wir ihn aus seinen Gedichten und aus seinen Erzählungen kennen.

Das ist die innere Geschichte des Hebeldenkmals. Von der äußeren ist eigentlich nicht mehr viel zu erzählen. Als das Modell in wirklicher Größe fertig war, lud Leu die Kommission ins Atelier Balmer an der Alemannengasse ein. Alle waren voll Freude über das wohlgelungene Werk. Die Büste wurde dann in Paris gegossen; das Postament, aus gelblichem Euville-Stein, sollte im Atelier Gürtler, bei Leus erstem Lehrherrn, ausgeführt werden. Der Künstler selbst wollte das Aushauen überwachen und die letzte Arbeit an den Blumenkränzen eigenhändig thun. Er sollte nicht mehr dazu kommen. Als die vom Arzte gewährte Frist von zwei Monaten herum war, reiste er nach Paris, um sein Atelier zu liquidieren und Aufträge für die Ausführung noch unerledigter oder fast vollendeter Arbeiten zu geben: Guß der Hebelbüste und Aus-meißelung des Porträts von Prof. Fritz Burckhardt. Dann wollte er nach Athen reisen, um einen Arzt zu konsultieren, von dem es hieß, er könne Uebel wie das seine heilen. Er kam bis nach Nervi.

Dort warfen ihn die unerträglichen Schmerzen nieder. Von dort kam dann ein Brief an seinen Arzt und Freund in Basel: „Weißt du mir in der Schweiz einen Ort, wo ich ruhig sterben kann?“ Das war am 1. Januar 1899. Am 3. Januar brachte man ihn dann hieher in eine Privat-Pflegeanstalt. Es ging noch einen Monat. In diesem erlebte er noch eine hohe Freude. Der Hebelguß war fertig, gelungen. Die Büste kam nach Basel. Leu verlangte, man solle ihn in einen Wagen packen und ihn vor sein Werk führen, er müsse es sehen. Da ließ ihm sein alter Lehrherr Gürtler melden, er werde ihm den Hebel bringen; und der schwere Bronzekopf wurde ihm auch wirklich gebracht und in einer Ecke des Krankenzimmers aufgestellt. Nicht gleich anfangs, aber nach und nach äußerte sich in stillem Lächeln Leus Freude über das so schön Vollendete. Nachts allerdings quälte ihn der zweite Mann in seinem Zimmer; er wußte nicht, war der Hebel da lebendig oder nicht, war er ein Gutes oder ein Schlimmes. Wenn man aber die Büste weggenommen hätte, so würde der Künstler in seinen lichten Momenten doch dagegen protestiert haben. Am 4. Februar 1899 starb Max Leu. Er wurde in Solothurn bei St. Niklausen begraben; im Namen des Denkmalkomités legte Herr Rektor Prof. Kaufmann von Solothurn einen Kranz am Grabe des Guten nieder, der dahingerafft worden war, eben als der so heiß erkämpfte Ruhm ihm endlich winkte, als man in der Schweiz zu erkennen angefangen hatte, Max Leu sei der besten einer. „Leu, c'est le plus grand artiste, que nous ayons en Suisse,“ hatte der Bildhauer Chiattone, selbst ein bedeutender Künstler, ausgerufen, als er die Arbeiten Leus im letzten schweizerischen „Salon“ (1898) gesehen hatte. Wir dürfen darum wohl stolz sein, in unserm Hebeldenkmal das letzte, auch das reifste Werk dieses begnadeten Sculptors zu besitzen.

Es bleibt nun nur noch zu berichten, daß das Denkmal aufgestellt und am 3. Mai 1899 eingeweiht wurde. Es hat die nicht

sehr große Summe von Fr. 12,247 gekostet, worin das Künstlerhonorar (Fr. 12,000), nicht aber die Kosten der Aufstellung und der Umfriedung inbegriffen sind. Diese hatte in verdankenswerter Weise der Staat übernommen. Auch zum Einweihungsfeste hatte er einen Beitrag gespendet, so daß die geladenen Gäste[1]) und das weitere zum zweiten Akt erschienene Publikum mit Ehrenwein bewirtet werden konnten. Ueber den Verlauf des Festes selbst haben am 5. Mai die Tagesblätter berichtet, ungefähr übereinstimmend. Wir setzen das Referat der „Allgemeinen Schweizer Zeitung" (Nr. 105 vom Freitag, 5. Mai 1899) zur Vervollständigung unserer Mitteilung hieher.

„Am Mittwoch den 3. Mai hat unser Johann Peter Hebel in seiner Geburtsstadt ein Denkmal erhalten, das in Stein und Bronze ausdrückt, wie teuer und lieb der alemannische Sänger auch unserm Geschlecht noch ist, das zugleich mahnt, auch künftighin dem Dichter einen Platz im Herzen freizuhalten, wo sein sinniger Humor, sein sonniges Gemüt, sein milder Ernst jederzeit Eingang finden. Gewaltig war die Menge der Schaulustigen, die sich am Petersgraben und auf dem Petersplatz am Nachmittag eingefunden hatte, um dem Akt der Denkmalsenthüllung beizuwohnen. Um 3 Uhr verließen die Herren des Denkmalkomites, die Delegationen von Regierung und Stadtrat, die Ehrengäste aus dem Badischen

---

[1]) Als Ehrengäste waren zu dem Feste geladen: Von Basel Herr Regierungsrat Dr. H. David, Herr Bürgerratspräsident W. Uhlmann-Becker, Herr Generalkonsul Geh. Regierungsrat Dr. J. von Eckardt, Herr Maler E. Beurmann als Vertreter der Basler Künstlergesellschaft, Herr Kantonsbaumeister B. Flück, Herr Stadtgärtner J. N. Scholer und Herr Bildhauermeister J. Gürtler; von auswärts Herr Geh. Oberregierungsrat Dr. Reinhard, Herr Staatsanwalt Gageur von Freiburg, Herr Bürgermeister Rohts und Herr Pfarrer Werner von Hausen, Herr Pfarrer Mündel von Kandern, Herr Dekan Fischer von Maulburg, Herr Bürgermeister Grether von Lörrach und Herr Gallati-Leu (als Vertreter der Familie des Künstlers).

u. ſ. w. das Pfarrhaus des Hrn. Prof. Böhringer, wo die Offiziellen und Offiziöſen in gaſtlicher Weiſe Aufnahme gefunden hatten. Die Stadtmuſik, die von der Regierung dem Feſt zur Verfügung geſtellt worden war, intonierte einen Marſch; dann betrat Prof. P. Böhringer die neben dem — noch verhüllten — Denkmal angebrachte kleine Tribüne und nahm mit folgenden Worten den Akt der Enthüllung und der Uebergabe des Denkmals an die Stadt vor.

„Es war am 10. Mai 1859, daß auf dem Friedhof zu Schwetzingen an dem Grabe Hebels, deſſen Hüter bisher ein bloßer Steinblock geweſen war, ein einfaches Denkmal eingeweiht wurde, und heute nach faſt genau 40 Jahren ſind wir hier in Baſel an der Stätte ſeiner Geburt zu einer ähnlichen Feier zuſammengekommen. Mit dankbarer Freude und Genugthuung blickt das Hebelkomite, in deſſen Namen zu ſprechen ich die Ehre habe, auf ſeine Thätigkeit zurück. Der Gedanke eines Hebeldenkmals, den vor 3 Jahren ein begeiſterter Hebelfreund in einem kleineren Kreiſe anregte, wurde ſofort von den verſchiedenſten Seiten freudig begrüßt. Jung und Alt ſteuerte bereitwillig dazu bei; die Behörden förderten das Unternehmen mit Rat und That; und auch die engere Heimat Hebels ließ es ſich nicht nehmen, ihr Scherflein beizutragen, damit das Denkmal zugleich ein ſichtbares Zeichen der geiſtigen Zuſammengehörigkeit der alemanniſchen Stämme diesſeits und jenſeits des Rheines ſei. Worauf wir aber ganz beſonders ſtolz ſind, — wir fanden auch den rechten Künſtler, der ſein reiches Talent uns zur Verfügung ſtellte, der mit großer Liebe ſich in ſeine ſchöne Aufgabe verſenkte und mit genialer Intuition ſie gelöst hat, und was als ein bitterer Tropfen Wermut unſere Freude trübt, iſt nur das Eine, daß ein tragiſches Geſchick ſeines Lebens Fackel bereits ausgelöſcht hat und er nur noch als Sterbender ſeines wohl gelungenen Werkes ſich freuen konnte. Herzlichen Dank allen, den Behörden und Privaten, den Bekannten und Unbekannten, den Nahen und Fernen, den Lebenden und Toten,

allen, die an unſerem Hebeldenkmal und ſeinem lieblichen äußeren Schmuck irgendwie mitgeholfen und mitgearbeitet haben.

„Und wahrlich Johann Peter Hebel hat dieſe Ehrung an ſeiner Geburtsſtätte wohl verdient. Zwar war er keiner von den größten Sternen im Reiche der Poeſie, und ſeiner einfachen Größe entſpricht auch das beſcheidene prunkloſe Denkmal; aber er war ein Volksdichter von Gottes Gnaden; ein Volksdichter, der es verſtand, in Bildern von wunderbarer Naturtreue und verklärt von dem Dufte wahrer Poeſie die Sitten ſeines geliebten alemanniſchen Volkes zu ſchildern, das Alltagsleben zu durchleuchten mit einem dichteriſchen Funken und hinwiederum auch das Tiefſte jedem Kindesgemüte nahe zu bringen, — ein Volksdichter, der mit ſinnendem Auge die Natur belauſchte, dem alles Vergängliche ward zu einem Gleichnis für das Unvergängliche, der in allen Erſcheinungen der Natur, ſelbſt in dem zarten Gewebe des Spinnleins, das Ewige, die Offenbarung eines Gottesgeiſtes, einer göttlichen Allmacht und Liebe ſchaute, — ein Volksdichter, der zugleich ein unvergleichlicher Meiſter war, zu erzählen, wie das Volk es liebt, mit einem ungekünſtelten, herzerfriſchenden, ſonnigen Humor und mit einem ſittlichen Ernſte, der auch in die harmloſeſte Erzählung eine Fülle von praktiſcher Lebensweisheit hineinlegt, — ein Volksdichter endlich von jener ſchlichten, aber ächten, tiefen Herzensfrömmigkeit, die auf Gott vertraut, dem Gewiſſen folgt und es mit dem Menſchen gut meint und für die dies praktiſche Chriſtentum ein unerſchöpflicher Quell des Frohſinns und der heitern Zufriedenheit iſt.

„All dieſe Schätze ſeines reichen Geiſtes hat Hebel mit ſeltener Kunſt niedergelegt in der Sprache, die unſerem Volke von Jugend auf heimiſch und vertraut iſt und hat ſeine Dichtungen, geadelt durch ſein Leben, das ſelbſt einer heitern frohen Dichtung glich, verklärt durch ſeine Begeiſterung für alles ſittlich Schöne und Gute und durch ſein kindlich harmloſes Gemüt. Durch beides, durch ſeine

Geistesschöpfungen und durch seine harmonisch abgeklärte, liebenswürdige Persönlichkeit hat er sich in den Herzen unseres Volkes ein Denkmal gesetzt, dauernder als ein solches von Stein und von Erz.

„Und wenn wir ihn trotzdem auch noch durch ein steinernes Denkmal geehrt haben, so hat das seinen guten Grund. Wir Basler nennen den alemannischen Dichter mit ganz besonderem Stolz auch den unsern. Er ist nicht nur uns ans Herz gewachsen; auch ihm war Basel ans Herz gewachsen. Er war nicht nur zufällig in Basel geboren; er liebte auch Basel und ist dieser Liebe seiner Kindheitsjahre treu geblieben bis in sein hohes Alter. Auch als sein äußerer Lebensgang nach schwerer Jugendzeit ihn von Stufe zu Stufe führte, zuletzt bis zur höchsten geistlichen Würde seines Heimatlandes, gedachte er gerne an Basel zurück und verwob unser Basel, sein liebes Basel, die schöne „tolle" Stadt am Rhein und ihr ehrwürdiges Münster und ihren herrlichen Petersplatz und ihre stolzen Ratsherrn oft und gern in seine Dichtungen. Noch in seinem Todesjahr schrieb er seiner Freundin, er sei in Basel daheim und hoffe einst wieder nach Basel zu kommen, wenn er auch kein Basler Burger sei.

„Dieser Wunsch ist allerdings nicht in Erfüllung gegangen; aber ein Basler Bürger ist Hebel längst, zum Ehrenbürger Basels erhoben durch unser Volk, bei dem seine Schöpfungen ein Gemeingut geworden sind so gut wie bei seinen engern Volksgenossen drüben im lieblichen Wiesenthal. Wenn unsern Kindern der Sinn erwacht für die Poesie, so ist es Hebel, dem ihr jugendliches Herz entgegenschlägt. Wenn wir selber in dem aufreibenden und verzehrenden Treiben unserer Tage unsere Gemüter wieder erfrischen und erholen wollen und nach einem freundlichen Dichter suchen, in dessen Gemeinschaft uns wohl ist und uns das Herz aufgeht, so greifen wir zu Hebel. Und wenn im Alter die Vergänglichkeit immer lauter

zu uns redet, — in den Dichtungen Hebels weht es uns an wie die erquickende Morgenluft aus der ewigen Heimat.

„So vieles verdanken wir dem alemannischen Dichter; und dieses Dankes Ausdruck sollst du sein, du einfach, prunklos Denkmal, das uns so treu seine Züge wiedergiebt. Und nun falle die Hülle!“ (Die Hülle fällt.)

Eine freudige Bewegung ging durch die Versammlung, als das schöne Werk Max Leus nun vor aller Augen sichtbar wurde; wie fein und doch kräftig ist der Sockel stilisiert mit seinem üppigen Blumenkranzgewinde in Stein, wie harmonisch stimmt der warme gelbliche Ton des Steines zur Bronze mit ihrem hellgrünen Patinatone, und vor allem, wie lebt dieser Kopf in seiner klaren, auf Licht und Schattenwirkung so trefflich berechneten Modellierung — fürwahr ein ächtes Kunstwerk. Der Redner fuhr dann in seiner Rede weiter:

„Wir grüßen dich im Bilde, dich, unsern lieben Johann Peter Hebel, und du selber grüßest uns mit deinem freundlich-schalkhaften Lächeln. Vor dir steht der Petersplatz, unter dessen schattendunkeln Bäumen du wohl oft als Knabe gespielt; hinter dir das Gotteshaus, in dem du einst aufgenommen wurdest in die religiöse Gemeinschaft. Neben dir siehst du die Kinder zur Schule, die Männer zur Arbeit, die Frauen zum Markte ziehen: O lade sie alle ein, bei dir oft Einkehr zu halten, damit sie von dir lernen, vertrauensvoll nach oben schauend und ihr Gewissen rein haltend, harmlos der herrlichen Gotteswelt und des Lebens sich zu freuen, damit durch einen Trunk aus dem frischen Quell deiner Dichtungen ihre Herzen zufrieden und ihre müden kranken Seelen wieder gesund und froh werden.

„Und so übergebe ich Ihnen denn, hochgeachteter Herr Regierungsrat, unser Hebeldenkmal zur schützenden Fürsorge unserer Behörden. Möge der Geist Hebels, sein frommer und reiner, sein

heiterer und zufriedener, sein liebenswürdiger und menschenfreundlicher Sinn allezeit als guter Schutzgeist walten über unserer Stadt!"

Den würdigen und beredten Worten folgte der Vortrag des „Schutzgeist alles Schönen," worauf Herr Regierungsrat David mit folgender Ansprache das Denkmal entgegennahm:

„Die Hüllen sind gefallen. Freudig bewegt schlagen alle Herzen dem Sänger entgegen, der so still und bescheiden, aber als ein jedem willkommener Gast den Boden unserer Vaterstadt betreten hat und nun in der Ruhe des überlegenen Geistes und des reinen Herzens auf uns herniederblickt. Wer weiß, ob es vielleicht der edeln Einfalt des Dichters, hätte man sie zu Rate ziehen können, nicht ursprünglich etwas viel erschienen wäre, hier zum drittenmale im Bilde zu erstehen, nachdem ihm sein Vaterland diese Ehre zweimal schon erwiesen hat. Wer weiß, vielleicht hätte man ein wenig zupfen und stupfen müssen, um den verehrten Freund zu bewegen, sich noch einmal den neugierigen Blicken seiner Bewunderer auszusetzen.

„Möchtisch lieber zruck, als fürsi! Loß der nit gruuse.
's währt nit lang, so stöhn mer frei uf schwizrischem Bode."

So rätst du der lieblichen Tochters des Feldbergs, die sich zögernd anschickt, sich in die Arme ihres rauschenden Geliebten zu stürzen. So laß auch dir raten, dir, dem sich ungezählte Hände zum Willkomm entgegenstrecken, dir, den in Basel alles so vertraut, mit Erinnerungen durchwoben, anblickt. „Loß der nit gruuse!" Zwar, wir sind anders geworden; es ist nicht mehr wie ehedem, als es hieß:

„Ans Wilhelm Telle Freiheitshuet
Hängt menge Tropfe Schwizerbluet."

Du blickst auf Jahrzehnte friedlicher Entwicklung und ununterbrochenen Gedeihens. Bescheiden wollen wir hoffen, daß das in vielem veränderte, aber in vielem gleichgebliebene Basel dir wieder

gefallen möge. Wir haben ja nichts unterlassen, um es dir behaglich zu machen. Dein Blick schweift über den Petersplatz, und wohlige Jugendbilder tauchen in deiner Seele auf. Aber auch Leben und Sterben, Entstehen und Verändern und Vergehen, alles, was in der Natur und im Leben dein Sinnen und Dichten umfaßte und gestaltete. Wo einst Grabesstätten an die Vergänglichkeit alles Irdischen gemahnten, ist neues Leben aufgeblüht. Im botanischen Garten, den dein Blick erreicht, ist der Pflege der Pflanzenwelt, die du liebtest, eine sorglich gehütete Stätte bereitet; in der Bibliothek wird das Wissen gesammelt, das du als treuer Freund des Volkes in weite Kreise aufklärend zu tragen bemüht warst. Gewiß:

„Alles nimmt en End.
Und nüt stoht still. Hörsch nit, wies Wasser ruuscht
Und siehsch am Himmel obe Stern an Stern?
Me meint, vo alle rüehr' sie kein und doch
Ruckt alles witer, alles chunnt und goht."

Ja, alles kommt und geht. Doch an eines deiner prophetischen Worte über die Vergänglichkeit alles Irdischen zu glauben, fällt uns schwer. Daran nämlich, daß auch einmal für Basel, „die schöni, tolli Stadt," die Grabesstunde schlagen und daß es dann heißen werde: „Lueg, dört isch Basel gstande! Selle Turn seig d'Peterschilche gsi, 's schad derfür."

Allein, wenn es einst in fernen, fernen Zeiten so kommen sollte, was wir schwer glauben, so glauben wir dagegen gern und leicht, daß es dann nicht nur heißen wird, selle Turn seig d'Peterschilche gsi, sondern auch, daß man dann erzählen wird, daß vor dieser Peterschilche auch unseres Johann Peter Hebel Denkmal gestanden habe. Wir glauben gern und leicht, daß dann noch bei unsern Kindeskindeskindern manch einer zu sagen wissen wird, daß dieses Denkmal einem gottbegnadeten Dichter gegolten habe. Daß dies geschehen werde, wünschen wir nicht nur der Ehre halber, die dem Dichter Hebel gebührt, sondern auch des Einflusses halber,

den wir auf unser Volk von einem Dichter ausgeübt zu sehen erwarten. Denn schmerzlich wäre die Aussicht, daß den nachkommenden Geschlechtern die Lust verloren ginge, mit Hebel die reine Freude des Daseins zu empfinden, mit Hebel die feinfühlige Belebung der Natur zu verstehen, die Kraft einer starken, sittlich-religiösen Ueberzeugung zu achten. Nein, Basel, das den phantasiekräftigen Schöpfungen eines Böcklin Verständnis entgegenbringt und den Meister in festlichen Tagen ehrt, Basel, das die unvergänglichen Gebilde eines Holbein seinen Bürgern in feierlichen Veranstaltungen vor Augen führt, dieses Basel wird, so wie jetzt, auch in der Zukunft die sinnigen Dichtungen und volkstümlichen Schriften eines Hebel zu schätzen und zu lieben wissen. Dafür bürgt uns die freudige Teilnahme, die der Gedanke eines Hebeldenkmals in allen Kreisen von Basels Bürgerschaft gefunden hat. Denjenigen Männern aber, die dafür eingetreten sind, die Erinnerung an den Gefeierten wach zu erhalten, sowie allen denen, die in opferwilliger Hingebung das wohlgelungene Werk durchzuführen bereit gewesen sind, ist Basel zu großem Dank verpflichtet.

Es geht die Sage, daß im Aegypterland ein Denkmal steht, das, wenn es von den ersten Strahlen der Morgensonne erwärmt wird, zu ertönen beginnt. So möge Hebels Bildnis, wenn es von der warmen Zuneigung seiner Freunde umspielt wird, erklingen und sagen: Schaut nicht nur mein freundliches Antlitz an, sondern lernt mich besser kennen und schöpft Freude aus dem, was ich für euch gedichtet und ersonnen habe, ihr werdet erfahren:

„Wie me sich vertieft,
Wenn's Herz an näumis Nahrig find't."

Im Namen von Basels Bürgerschaft, für die die Regierung durch meinen Mund heute zu sprechen die Freude hat, nehme ich das Denkmal als eine wertvolle Gabe dankbar entgegen. Hoch soll der Dichter geehrt und treu sein Denkmal gehütet werden!"

Im Anschluß an diesen Akt der Uebernahme spielte die Stadtmusik das bekannte niederländische Volkslied „Wir treten mit Beten," und nun folgte die schöne Huldigung für den Schöpfer des Denkmals, welcher Aufgabe sich Herr Dr. Alb. Geßler in folgenden warm empfundenen Strophen entledigte:

So steht das Denkmal lieblich denn vollendet,
Mit dem als Freund den Dichter du geehrt.
Er hat dir Geist von seinem Geist gespendet;
Dein Dank an ihn war dieser Spende wert:
Du hast ihn neuem Dasein zugewendet,
Hast Lebensausdruck starrem Erz beschert.
Auch dir sei Dank! Und noch in Tag und Jahren
Sollst du und soll dein Hebel ihn erfahren.

Wie hätten gerne wir mit Freudentönen
Dir Lob und Ruhm die Fülle heut gebracht.
Ein Lorbeer wuchs, das Fest uns zu verschönen,
Und deinem Haupte war er zugedacht.
Doch ach! Als Künstler würdig dich zu krönen,
Steht heute nicht mehr in der Menschen Macht;
Nur an ein Grab kann unser Dank jetzt wallen,
Und still zur Erde muß der Lorbeer fallen.

Warum, o Tod, gerade ihn bezwingen,
Der mutvoll einer Welt entgegentrat?
Warum, als eben kühn, nach heißem Ringen,
Er seinen hohen Zielen sich genaht?
Du sahst, es weitete sein Geist die Schwingen,
Da fuhr dein Blitz und knickte seine That.
Warum? warum? — Die dunkeln Mächte schweigen,
Und ihrem Zorne müssen wir uns neigen.

Doch Eins ist Trost: Bist du auch hingeschwunden,
Es blieb dein Bestes doch, dein Geist, dein Herz.
Was dir gelang in sel'gen Schöpferstunden,
Was du dem Marmor gabst und ew'gem Erz,
Aus deiner Seele war es tief empfunden,
Es war dein Selbst, dein Glück, dein höchster Schmerz.
Was so du schufest, atmet jenes Leben,
Worüber keinem Tode Macht gegeben.

Denn deine Werke, die uns heut entzücken,
Dein Hebel, den wir freundlich lächeln sehn,
Sie werden auch noch jene hoch beglücken,
Die durch der Zukunft fernste Pfade gehn;
Und wird auch sie der finstre Tod entrücken:
Dein Werk bleibt fest, mag alles rings verwehn.
Das ewig Schöne hieß ein Gott dich schaffen.
Das darf kein Zeitensturm zum Abgrund raffen.

Und legen diesen Kranz wir dir jetzt nieder,
So mag er dorren wie ein andres Laub;
In Seelen grünt er frisch und immer wieder,
In jungen Seelen, wenn wir lang zu Staub.
Denn wie das Volk bewahrt des Dichters Lieder,
Daß nie sie traurigen Vergessens Raub,
So wird, wo nur der Freude Lichter glühen,
Mit Hebels Ruhm dein Lorbeer ewig blühen.

Am Denkmal wurde im Anschluß an diese poetische Totenfeier der Lorbeer niedergelegt, der auf weiß-schwarzer Schleife die Inschrift trug: „Dem Schöpfer des Hebeldenkmals Max Leu †." Mit der Jubelouvertüre C. M. v. Webers schloß die gerade in ihrer Einfachheit und Prunklosigkeit ergreifende und erhebende Enthüllungsfeierlichkeit. Kaum eine Stunde hatte sie in Anspruch genommen. Dankende Anerkennung verdient noch die geschmackvolle Art, wie unser Stadtgärtner das Blumenparkett vor dem Denkmal arrangiert hat, Dank auch die Stadtmusik, die unter des Herrn Konzertmeisters Meyer Leitung ihre Vorträge sauber und exakt ausführte. Nach Beendigung des offiziellen Aktes zerstreuten sich die Teilnehmer, um abends 6 Uhr auf der Rebleuten sich wieder mit den Hebelfreunden Basels zusammenzufinden.

* * *

Aus den Fenstern der Rebleutenzunft flatterten am Abend die badischen, die Schweizer und die Basler Fahnen und luden die Hebelgemeinde zum Festmahl. Zahlreich fanden sie sich ein, Damen

und Herren; der weite Saal füllte sich bis zum letzten Platz. Es waren über 150 Personen. Man hatte den Beginn auf 6 Uhr angesetzt, um den erfreulicherweise zahlreich erschienenen Gästen aus dem Oberland — auch der betagte, aber noch immer geistesfrische Bürgermeister von Hausen, Herr Rohts, war erschienen — die Teilnahme und zugleich die Rückkehr mit den letzten Zügen zu ermöglichen. Als erster Redner besprach Professor Fritz Burckhardt, der Präsident der Denkmalkommission, die Beziehungen Hebels zu Basel. Er erinnerte an die Festfeier zu Safran am 10. Mai 1860, aus der nach und nach die Basler Hebelstiftung sich entwickelte. Er schilderte, wie diese in ihrem jetzigen Bestand Kindern und Erwachsenen, älteren Männern und Frauen Hausens Freude bereitet und dazu dient, das Andenken an den alemannischen Sänger in seiner Heimat lebendig zu erhalten. Er erinnerte an die einfache, von Jak. Burckhardt entworfene Gedenktafel, die Hebels Geburtshaus in Basel auszeichnet, an den Kupferstich Webers (von dem eine Anzahl Exemplare als Geschenk des Verlegers, Buchhändler Georg, Vater, an auswärtige Gäste verehrt wurden), an die Umtaufe der Neuen Vorstadt in Hebelstraße; aber es fehlte noch die Krone, das Denkmal. Herr Lehrer Fr. Schwarz hat vor einigen Jahren in einem kleinen Kreis ein solches angeregt. Als der Gedanke in die Oeffentlichkeit trat, erwies sich die Propaganda als sehr leicht. Von allen Seiten kam Unterstützung, auf jede Weise wurde zur Beschaffung der nötigen Mittel geholfen, nur einen Bazar hat man nicht organisiert, und ohne daß man staatliche Unterstützung in Anspruch nehmen mußte, brachte man die erforderliche Summe zusammen. In der Person Max Leus, der leider den heutigen Tag nicht mehr erleben sollte, und dem schon bei der Enthüllung Worte des Gedenkens gespendet worden sind, fand man einen feinsinnigen Künstler, der die Aufgabe in trefflichster Weise löste. Der Redner sprach zum Schlusse den Wunsch aus, Hebels

Gemüt und Gemütlichkeit mögen den ganzen festlichen Abend beherrschen, beleuchten und durchwärmen, und brachte sein Hoch dem Hebel'schen Geiste, der eine Freude in Ehren liebt, der auch im Kummer Worte des Trostes findet und der auch die Freude in vollen Zügen genießt.

Sein Wunsch ging reichlich in Erfüllung. Der Abend brachte eine Fülle von Gesang- und theatralischen Aufführungen und entfesselte einen Redestrom, der Welle auf Welle die Tischgesellschaft überflutete, so daß der Chronist sich mit kurzer Aufzählung begnügen muß. Dr. F. Schider sprach im Namen der Künstlergesellschaft deren Dank aus für die freundliche Einladung und ließ Herrn Professor Fritz Burckhardt hochleben. Sekundarlehrer Ferd. Schwarz begrüßte die Gäste — die Vertreter von Regierung und Stadtbehörden, Mitglieder der Liedertafel und des Quodlibet und vor allem die auswärtigen Gäste — und feierte die Liebe Hebels zu seiner Heimat und die Vorzüge, die auch uns Baslern das badische Oberland lieb und wert machen. Dazwischenhinein erklangen die fein abgetönten Vorträge eines dreifachen Quartetts der Liedertafel und wurden Aufführungen Hebel'scher Scenen geboten, die man den Mitgliedern des Vereins Quodlibet verdankte. Damit auch der leibliche Mensch nicht zu kurz komme, wurde zu dem feinen Mahl ein vortrefflicher Ehrenwein eingeschenkt, den zu spenden der Beitrag der Regierung an die Feier ermöglicht hatte. Geheimer Oberregierungsrat Reinhard aus Freiburg i. B. brachte in warmer, beredter Ansprache den Dank seiner Regierung und seiner Volksgenossen den Baslern dar für ihre Pflege der Hebel'schen Muse und redete schöne Worte zum Preis unserer lieben alemannischen Mundart, die durch den heute gefeierten Dichter wieder zu Ehren gekommen ist weitum. Architekt Reber trug einige zu dem Anlaß passende baseldeutsche Verse vor; Regierungsrat Dr. David sprach im Namen von Regierung und Bürgerrat. Durch den Mund von

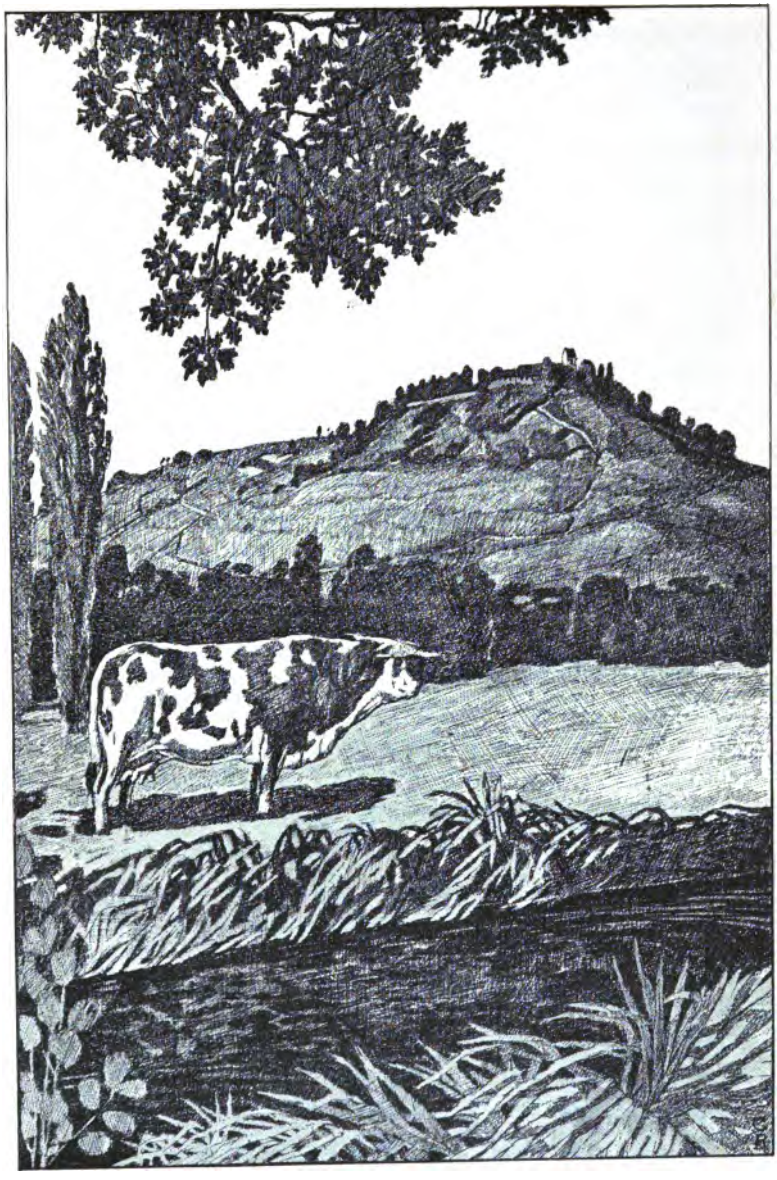
Kunstmaler Hans Lendorff wandte sich an die Festgemeinde der unsern Kunstfreunden so wohlbekannte Carl Theod. Meyer in München, der Sohn des gemütvollen Basler Schriftstellers Meyer-Merian. An ihn erinnert der Sohn in seinem Schreiben:

„Mi Vater, wenn er lebti no,
Zuer Hebelfir, do wär er ho;
‚E Wintermayeli', Sie wisse,
Mit treuem Herz und guetem Gwisse
Het er sim liebe Hebel gweiht,
Und Menge het si driber gfrait.
Als Basler, dä nit z'Basel isch
Leg i dä Mayen uf der Tisch.

(Hier überreichte Herr Lendorff einen aus München angekommenen mit schwarz-weißem Band umwundenenen Maiglöckchenstrauß.)

„Ums Herz wirds mengem hitte weich.
„Au us der Serni klingts zue Euch,
„I rief so kräftig as i ha:
„Das isch e wirklig große Ma,
„Dä in der Heimet und au duß
„Bikannt isch fast in jedem Hus.
„Ob rich, ob arm, e jedes Kind
„Lehrt d'Hebelversli gern und gschwind.
„Wenn jeds so licht z'bigriffe wär,
„Giengts in der Schuel nit halb so schwär.
. . . . . .
„ . . . Was der Hebel gschribe het
„Isch druckt . . . . .
„In unsere Herze. So wirds si
„Sür alli Zit, mer sind derbi!"

Pfarrer Werner von Hausen überbrachte die Grüße der Hausener Freunde, die sich, wie erwähnt, auch durch ihren Bürgermeister hatten vertreten lassen; überhaupt war die Zahl der anwesenden Wiesenthäler Gäste und der Angehörigen des badischen Oberlandes groß. Dr. Alb. Geßler führte das Amt eines Tafel-



majors den ganzen Abend hindurch mit kräftiger Hand. Ihm lag es ob, ein Telegramm unseres Landsmannes in Zürich, Dr. Hoffmann-Krayer und einen telegraphisch übermittelten gereimten Festgruß des Wiesenthäler Lokalpoeten Strübe der Versammlung mitzuteilen. Weiter machte er sich zum Sprecher der Tafelrunde, als er, von freudigem Beifall unterbrochen, den Vereinen Liedertafel und Quodlibet den Dank abstattete für ihre Bemühungen um das Gelingen des Abends und jedem für das Vereinslokal den schon erwähnten Weber'schen Hebelstich in einfachem Rahmen übergab, eine Freundlichkeit, die Herr Emil Fischer, Präsident des Quodlibet, kurz verdankte, während die Liedertafel ihren Dank durch zwei Extraliedspenden abstattete.

Auf die einzelnen Vorträge der liebenswürdigen Künstlerschar des Quodlibet näher einzutreten, wäre für den Berichterstatter eine angenehme Pflicht, wenn nicht Rücksichten auf den Raum ihm Einhalt geböten. So mag nur der köstliche Damenchor der Marktweiber in der Stadt herausgehoben werden, in dem kecker Humor und flotter Vortrag sich zu einer reizenden Wirkung vereinigten. Eine der gehaltvollsten Ansprachen sei zum Schluß erwähnt, die des deutschen Generalkonsuls Jul. v. Eckardt in Basel. Als das, was in Hebels Werken ihm am ausgeprägtesten den Charakter Basels zu tragen scheint, bezeichnet er den Sinn der edlen Nächstenliebe, der in jener Erzählung des „Herrn Charles" in Petersburg im Schatzkästlein zum Ausdruck kommt. Denn der Sinn der Verpflichtung des höher stehenden Menschen gegenüber den Leidenden und Gedrückten lebte in Basel, lange bevor er theoretisch erfunden war. Ihn hat unser Dichter aus dieser Stadt mitbekommen. Dem Geist, den „Herr Charles" gegenüber dem polnischen Fuhrmann bezeigte, brachte der Redner sein Hoch.

Wie lange die festliche Tafelrunde in der Rebleutenzunft noch zusammen saß, kann der Berichterstatter nicht mitteilen. Jedenfalls,

so viel weiß er aus eigener Erfahrung, konnte um Mitternacht der Mittwoch zum Donnerstag nicht sagen, er habe alle schlafen gelegt, denn hinter den Flaggen an der Freien Straße saß noch eine stattliche Schar beim Glas.

Ein schönes, gemütvolles, Hebels würdiges Fest ist am 3. Mai gefeiert worden. Möge das Denkmal des alemannischen Sängers vor der Peterskirche auch in Zukunft der Wahrheit gemäß davon Zeugnis ablegen, daß der Geist milder Menschenliebe in Basel hoch angesehen und stets geübt wird."

Basels bauliche Entwicklung im 19. Jahrhundert.

I.

1800—1850.

Von Albert Burckhardt.

Was für eine gewaltige und manchmal auch gewaltsame Umgestaltung rasch aufblühende Städte in ihrem äußeren Bilde durchmachen, dafür ist unsere Vaterstadt ein sprechendes Beispiel.

Das alte Basel vor hundert Jahren war doch eine ganz andere Stadt als die heutige Großstadt, welche sich anschickt, über die Kantons- und Landesgrenzen hinauszuwachsen. Zu Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts hatte eine so weit aussehende Stadterweiterung durch die Herstellung der neuen Befestigungen, welche aus Thoren und Türmen, Mauern und Gräben bestanden, stattgefunden, daß erst nach Verfluß von 450 Jahren ein durchschlagendes Bedürfnis nach einer neuen Stadterweiterung sich kund gab. Ein reger Baueifer, welchem nach dem Eintritt Basels in den Schweizerbund der Neubau des Rathauses, und etwas später die Errichtung des Kaufhauses zu verdanken waren, hat den Charakter der Stadt nicht wesentlich verändert. Auch das 17. und das 18. Jahrhundert haben an öffentlichen Bauten nicht viel neues hervorgebracht; wohl das bedeutendste war die ehemalige Post, das jetzige Stadthaus. Im übrigen konnte die öffentliche Verwaltung im Rathause und in den vielen ehemaligen Klostergebäulichkeiten reichlich untergebracht werden. Vollends überflüssig wäre der Bau

neuer Gotteshäuser gewesen. Mehrere der alten Ordenskirchen wurden umgebaut und ganz oder teilweise zu höchst profanen Zwecken verwendet. Nur in zwei Punkten kamen im Laufe der Zeit einschneidende bauliche Umgestaltungen vor. Einmal wurde unter dem Eindruck der Kriegsgefahr die Stadtbefestigung durch Erbauung einiger Bollwerke und Schanzen und durch eine durchgehende Verstärkung im Kleinbasel erweitert. Zweitens fand das finanzielle Gedeihen, welches Industrie und Handel im 18. Jahrhundert zur Folge hatten, seinen architektonischen Ausdruck in einer Reihe größerer Privatbauten, welche zum Teil dem unter Markgraf Karl errichteten markgräfischen Palast den Rang streitig machten. Es entstand ein neues Quartier zu St. Johann, wo an Stelle höchst bescheidener Wohnungen mehrere vornehm gehaltene Bauten errichtet wurden. Auch auf dem Münsterplatz und in dessen Umgebung, sowie an der Freien Straße wurden mehrere Häuser im Barockstil aufgeführt, welche wesentlich zu den alten, gotischen Fassaden kontrastierten. Allein das war auch alles, was im Laufe vieler Jahrzehnte geschehen ist. Straßenkorrektionen in größerem Maßstabe unterblieben, so daß, wie gesagt, im Jahre 1800 Basel noch ungefähr dasselbe architektonische Bild darbot, wie zur Zeit, da die Eidgenossen ihren Einzug hielten. In einer Hinsicht war gewiß eine Verarmung des Städtebildes eingetreten, nämlich in Bezug auf die Bemalung der Häuser. Gar manches Fassadenbild, das noch auf Holbein oder auf einen seiner Schüler zurückging, war im Laufe der Zeit verschwunden und bei verändertem Zeitgeschmack nicht mehr ersetzt worden.

So präsentierte sich denn noch zu Anfang dieses Jahrhunderts die Stadt Basel als ein Gemeinwesen, das in seinem äußeren Wesen durchaus den Charakter früherer Zeiten gewahrt hatte, und das auch noch den Anspruch auf den Titel einer Festung oder doch wenigstens eines befestigten Punktes erheben konnte.

Die helvetische Periode nun hat an dem Bilde der Stadt wenig verändert. Dazu fehlte die Zeit, die Ruhe und hauptsächlich das Geld. Wohl wurden da und dort wie im Rathaussaal die Basilisken und Baselstäbe entfernt und durch die Embleme des neuen Einheitstaates, durch Fasces und Tellenhut, ersetzt, im Großen aber trat keine wesentliche Aenderung ein. Auch die Befestigungen der Stadt blieben als solche bestehen, und dienten sogar dazu, das vorübergehend hier befindliche französische Hauptquartier gegen einen Ueberfall zu schützen. Erst in der Mediationszeit, als ein gesichertes Dasein für die Gesamtheit wie für den Einzelnen möglich wurde, entwickelte sich wieder etwelche Bauthätigkeit, die, von dem neu geschaffenen Stadtrate ausgehend, sich zunächst in einer Straßenkorrektion zu St. Johann kundgab, ein Unterfangen, das einem alten Wahrzeichen Basels, dem berühmten Totentanz den Untergang bereitet hat (August 1805). Es folgte einige Jahre später die Korrektion der Sporengasse, wobei die Häuser zwischen der School und der Brotlaube niedergelegt wurden. Die Neubauten sind zum Teil aus Steinen der Festung Hüningen aufgeführt worden. Die Anwesenheit der Alliierten und das infolge davon sich verbreitende Nervenfieber veranlaßten die Anlage des St. Elisabethen-Gottesackers und zugleich das Verbot des Begrabens in den Kirchen.

In den Jahren 1824—1826 wurde unter der Leitung des Deputaten Huber das Rathaus hergestellt und teilweise umgebaut. Damals ist auch die Fassade mit jenen Bildern versehen worden, welche vielfach als Malereien des 16. Jahrhunderts verehrt wurden. Um dieselbe Zeit, da man das Rathaus erneuerte, erfolgte durch Architekt Melchior Berri noch ein zweiter Umbau in der innern Stadt, wodurch das Städtebild wesentlich verändert wurde, es ist dies der Bau des Stadtkasinos, eines Versammlungslokales für gesellschaftliche, musikalische und Ausstellungszwecke, wofür bisher einzelne Zunfthäuser, sowie das Augustinerkloster gedient hatten.

Bemerkenswert ist eine Anregung, welche bald nach der Eröffnung des neuen Gebäudes in den „Mitteilungen zur Förderung des Gemeinwohls“ gemacht wurde, und welche dahin zielte, es möchte das Kasino auch zu öffentlicher Besprechung von Fragen, deren Behandlung für das Gemeinwohl wichtig ist, verwendet werden. Dabei sollte auch die leibliche Erquickung, deren der müde Arbeiter am Abend bedarf, nicht ausgeschlossen sein. Man sieht, der Gedanke eines Volkshauses ist für Basel kein ganz neuer, wenn auch vor 74 Jahren man sich die Sache noch etwas anders vorstellte. Mit der Errichtung des Kasinos war übrigens eine durchgreifende Veränderung der dortigen Gegend verbunden. Eine bequeme Verbindung der Gerbergasse und der Steinenvorstadt wurde hergestellt, das Eseltürmlein mußte beseitigt werden, ebenso fielen dem Neubau die Gebäulichkeiten des ehemaligen Barfüßerklosters wenigstens teilweise zum Opfer.

Wenige Jahre nach dem Kasino entstand in dessen Nähe das Theater auf dem Areal des Steinenklosters (1830/31), das heute noch wenigstens in den Umfassungsmauern des linken Seitenflügels des Steinenschulhauses sein Dasein fristet. Es war ein den Bedürfnissen Basels in der ersten Hälfte des Jahrhunderts durchaus genügendes Haus, das sich im Innern durch eine gewisse Zierlichkeit und eine ansprechende Gemütlichkeit auszeichnete.

So kam eines nach dem andern, was zur Entwicklung der Stadt als nötig erschien, freilich nicht ohne Widerspruch gewisser Kreise, welche damals ebenso wenig wie heutzutage von dem bildenden Einfluß der mimischen Kunst überzeugt waren und jedenfalls eine staatliche Unterstützung solcher Bestrebungen nicht billigten. Auch einige ansehnlichere Privatbauten wurden in dem dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts errichtet, so das Iselin'sche Haus am St. Albangraben durch Berri, die Fassade der Dompropstei, das Vischer'sche Haus an der Rittergasse, der Neue Bau zu St. Johann und anderes mehr. Jedoch diese ruhige, bauliche Entwicklung, welche

langsam aber folgerichtig das alte Basel ummodeln sollte, wurde jählings durch die Wirren zu Anfang der Dreißiger Jahre unterbrochen. Unter dem Eindrucke dieser Ereignisse betrachtete der Basler Bürger seine Thore und Türme, seine Mauern und Gräben mit vermehrtem und erneuertem Wohlgefallen, hatten sie doch in der That die Stadt vor einer Ueberrumpelung durch das Landvolk behütet. Andrerseits aber waren gerade diese Befestigungen, die so drastisch die Abschließung des Stadtbürgers gegenüber den Bauern darstellten, den Baselbietern ein besonderer Dorn im Auge.

Es kam zur Trennung und zur Teilung. Die Finanzlage des neuen Halbkantons war keine rosige; außerordentliche Bauausgaben mußten daher zurücktreten, bis die geschlagenen Wunden einigermaßen geheilt und das Gleichgewicht wieder hergestellt war. Auch die private Bauthätigkeit war durch die politischen Ereignisse infolge der allgemeinen Niedergeschlagenheit gelähmt. Sie war ohnehin während der Restaurationszeit eine bescheidene gewesen. Baumeister wie diejenigen, welche einst das Weiße und das Blaue Haus oder den Kirschgarten errichtet hatten, gab es keine mehr, Maurer-, Schreiner- und Zimmermeister machten sich an Stelle geschulter Architekten breit. Erst allmählich kamen Männer wie Melchior Berri, Christoph Riggenbach, Amadeus Merian und etwas später hauptsächlich Johann Jakob Stehlin zu Geltung.

Als Beweis für die gedrückte Stimmung, welche nach der Trennung des Kantons in Basel vorhanden war, dient auch die Thatsache, daß man nun anfing, nach Kräften zu verkaufen, was von Liegenschaften für den Augenblick irgendwie entbehrlich war, so daß unter anderm Grund und Boden veräußert wurde, welcher in spätern Jahren um teures Geld zurückgekauft werden mußte. Von diesem Schicksal wurden betroffen das Münzgebäude, die Ziegelhütte zu St. Jakob, ein Teil des Präsenzerhofes, auf welchem jetzt die Häuser Bäumleingasse Nr. 5 und 7 stehen, das Richthaus in

Kleinbasel (jetziges Café Spitz), das St. Albankloster, ein großer Teil des Begräbnisplatzes bei der Theodorskirche u. a. m. Allein trotz diesem sehr energischen Haushalten wurde doch auch manches ausgeführt, was der Stadt und den Korporationen, die vielfach in den Riß traten, zur Ehre gereicht, und eine verständnisvolle Geschichtsschreibung jener Zeiten wird den Männern, die damals an der Spitze des schwer gedemütigten Staatswesens gestanden haben, Anerkennung und Dankbarkeit nicht versagen dürfen, auch wenn deren politische Haltung, vorab in eidgenössischen Fragen, nicht allgemein gebilligt wird. So hat sich denn auch bald nach den Wirren wieder eine größere öffentliche Bauthätigkeit entfaltet, welche von tief einschneidenden Veränderungen begleitet war. Einmal machte damals schon die alte Rheinbrücke den Stadtvätern große Sorgen. Eine Rheinbrückenkommission wurde im Jahre 1835 eingesetzt, welche die Brücke gründlich untersuchen, eine Ausbesserung des sehr schadhaften Bärenfelser Joches vornehmen ließ und die Verbreiterung der Brückenzufahrt auf der Kleinbasler Seite zwischen Richthaus und Haus zum Waldeck befürwortete.

Im Jahre 1836 wurde auch der Kreuzgang zu St. Peter und die daselbst befindliche Offenburger Kapelle abgetragen und das Areal großenteils an Private veräußert. Sogar das Klarabollwerk lief um jene Zeit Gefahr, in Privatbesitz überzugehen, indem ein einflußreicher Ratsherr dasselbe für seinen Sohn, der ein Maurergeschäft betrieb, erwerben wollte. Glücklicherweise zerschlug sich der Handel, was dann die spätere Korrektion jener Gegend bedeutend erleichtert hat. Kleine bauliche Veränderungen der Dreißiger Jahre müssen hier übergangen werden, nur als Kuriosum möchte ich anführen, daß 1837 das Haus zum Hasen, auf dessen Grund und Boden sich jetzt der neue Rathausturm erhebt, der Regierung vergeblich zum Kauf angeboten wurde. Viel wichtiger hingegen war die im Jahre 1838 beschlossene und auch sofort an die Hand ge-

nommene Erweiterung der Eisengasse. Diese, welche heutzutage wieder kaum imstande ist, den gewaltigen Verkehr zwischen Rheinbrücke und Marktplatz zu bewältigen, war bis zu dem genannten Jahre so enge, daß an der schmalsten erst noch ein Straßenknie bildenden Stelle zwei Lastwagen nicht neben einander vorbeifahren konnten, und stets eine Schildwache den Fahrverkehr beobachten und regeln mußte. Eine Folge der Enge war auch eine beträchtliche Dunkelheit der Straße, welche noch durch das massige Rheinthor vermehrt wurde. Dieses mußte daher mit seinem alten Wahrzeichen, dem Lällenkönig, ebenfalls beseitigt werden, was wiederum den Abbruch der anstoßenden Gebäulichkeiten, des sogenannten Neubaus und der Schiffleutenzunft, nach sich zog. Auffallen muß, daß damals die Besitzer der beiden Gasthöfe zum goldenen Kopf und zur Krone sich gegen diese Korrektion mit aller Macht sperrten und nur auf dem Prozeßwege durch Zusprechung einer nicht unbeträchtlichen Entschädigungssumme zur Vornahme der nötigen baulichen Veränderungen gezwungen werden konnten. Bei dieser Gelegenheit verschwanden auch die hölzernen Buden auf der Brücke, wo einst der von Hebel besungene Buchbinder Scholer geschaltet und gewaltet und die Brücke mit seiner großen Nase beschattet hatte. Dafür entstand der jetzige Polizeiposten, der damals auch noch die Funktionen eines Bureaus für den Brückenzoll zu versehen hatte. Mit dieser Eisengaßkorrektion steht ferner im engsten Zusammenhang die Erbauung des neuen Zunfthauses zu Spinnwettern. Die Architekten Riggenbach und Amadeus Merian erhielten den Auftrag, Pläne zu entwerfen, und der letztere trug den Sieg davon. So entstand jene Fassade, die uns jetzt vielleicht weniger mehr imponiert, die aber vor sechzig Jahren großes und berechtigtes Aufsehen erregte, war sie doch eines der ersten Beispiele jener romanisierenden Münchener Kunstrichtung, durch welche sich Amadeus Merian als begabter Schüler der dortigen Bauakademie bekundet hat.

In demselben Jahre 1839, da mit den soeben angeführten Korrektionen und Neubauten begonnen wurde, trat man dem Gedanken näher, Basel mit Mülhausen durch eine Eisenbahn zu verbinden. Es war das Haus Stehelin in Bitschwiller, welches die Sache an die Hand nahm und auch die ersten Pläne anfertigen ließ, wonach der Bahnhof oberhalb des Klingelberges zu stehen gekommen wäre. Freilich ist es dann noch einige Jahre gegangen, bis das Projekt unter veränderten Verhältnissen und auch mit wesentlicher Abänderung des ursprünglichen Planes zur Ausführung gelangte. Allein der Gedanke des Bahnbaus beschäftigte zu Ende der Dreißiger Jahre die Gemüter der Basler auf das Lebhafteste, so daß schon am 2. Januar 1838 die Basler Zeitung in einem Leitartikel sagen konnte: „Wenige Orte auf dem Festlande beschäftigten in jüngster Zeit den Unternehmungsgeist lebhafter als unsere Vaterstadt. Von allen Seiten wird heutzutage eine Verbindung gesucht, gleichsam als wollte sie die Vorsehung für die unverdienten Kränkungen und für die schmerzlichen Wunden einigermaßen entschädigen, welche ihr Neid, Undank, Unwissenheit und Treubruch geschlagen haben." Nachdem dann der Verfasser auch den Bedenken politischer und militärischer Art Ausdruck verliehen hat, kommt er auf ein großartiges Projekt zu sprechen, welches eine elsässische Gesellschaft studiere. Danach würde ein Rheinkanal von Basel nach Straßburg gebaut, durch dessen Gefälle etwa 40,000 Pferdekräfte zu gewinnen wären. „Teilweise würde die Wasserkraft benutzt, um mittelst zahlreicher Turbinen auf einer längs dem Kanal erbauten doppelten Schienenbahn große Wagenzüge an langen Ketten mit der Schnelligkeit von 6—8 Lieuen in einer Stunde fortzubringen, ebenso kann auch die Schiffahrt betrieben und ein Teil des Wasserüberflusses zur Bewässerung des breiten Rheinthales verwendet werden." Wir erwähnen dieses Elsässer Projekt deshalb heute nicht ohne ein gewisses Interesse, weil ja in neuester

Zeit wieder analoge Ideen aufgetaucht sind, die freilich ebenso sehr noch ihrer Verwirklichung harren wie jene Pläne unserer Großeltern.

Weniger zu reden gab eine Anzahl baulicher Veränderungen im Innern der Stadt, die aber doch nicht ohne Bedeutung geblieben sind. So wurde infolge der Verlegung des Bürgerspitals von der obern Freien Straße nach dem Markgräfischen Hofe und infolge der Erweiterung des letztern (1838—1842), welch großartiges Unternehmen durch Architekt Riggenbach geleitet und durch freiwillige Gaben der Bürgerschaft in hochherziger Weise unterstützt wurde, auch die Entfernung des sogenannten Doktorgartens am Petersgraben notwendig. Dafür entstand ein neuer botanischer Garten vor dem Aeschenthor, welcher freilich nach Verfluß von 50 Jahren wiederum den neuern Anforderungen und veränderten Bedürfnissen zum Opfer gefallen ist.

Daß übrigens trotz den vorangegangenen Unglückstagen die Stadt dennoch wieder in einem Stadium des Aufblühens sich befand, geht auch aus der Thatsache des wachsenden Raummangels in Bezug auf die öffentliche Verwaltung und die Schulen hervor. Die Central-Polizeidirektion hatte nicht mehr genügenden Platz in der Rebleutenzunft und kündete dem Vorstand die bisher benützten Lokalitäten auf 1. März 1840, um von da an ihre umfangreiche Thätigkeit im alten Chorherrenstift zu St. Leonhard, dem Lohnhofe der letzten Jahrhunderte, fortzusetzen. Ferner erhielt der Bauinspektor den Auftrag, die obrigkeitlichen Gebäude des Münsterplatzes aufzunehmen, damit dieselben auf ihre Verwendbarkeit für Schulzwecke geprüft werden konnten. Leider waren schon in der Mediationszeit zwei der schönsten Gebäude des Münsterplatzes, der Regisheimer- und der Andlauer-Hof, an Private verkauft worden, wodurch eine durchgehende Verwendung der sonst so passenden Lage für Schul- und Museumszwecke wesentlich erschwert wurde.

Zu gleicher Zeit wurde mit großem Eifer an der Erbauung des neuen Bärenfelser Joches gearbeitet, auf welches dann auch die kleine Brückenkapelle zu stehen kam. Zu den weniger gelungenen Arbeiten hingegen möchten wir die verschiedenen kleinern Umbauten der städtischen Pfarrkirchen rechnen, welche ebenfalls infolge des beständigen Anwachsens der Bevölkerung mit Lettnern und Emporen versehen werden mußten. Hauptsächlich wird man den Umbau der St. Albankirche bedauern, welche durch Verkürzung des Hauptschiffes und Entfernung des einzigen Seitenschiffes verstümmelt wurde.

Solche etwas brutale Aenderungen werden weniger den einzelnen Mitgliedern der diesbezüglichen Behörden oder dem jeweiligen ausführenden Architekten als vielmehr der ganzen Zeit- und Geschmacksrichtung zur Last fallen. Immerhin kann es auffallen, daß wenigstens bei einer alten Kirche nicht mit mehr Schonung vorgegangen wurde, da doch dieselbe von Alters her der Gegenstand der Bewunderung war und auch, wie Totentanz und Lällenkönig, als ein Wahrzeichen der Stadt gelten konnte, wir meinen die Barfüßerkirche, von welcher der Basler Bürger zu rühmen weiß, daß sie den höchsten Chor am Rheinstrom besitze, eine Annahme, welche bei Beschränkung auf die Bettelordenskirchen ihre Richtigkeit hat. Wir werden sehen, daß gerade hier die alten Formen sehr wenig geschont worden sind, und daß durch die Unterwölbung des hohen Chores ein Experiment ausgeführt wurde, welches für den ganzen Bau leicht verderblich hätte werden können. Kaufhaus und Post waren im Laufe der Zeit zu klein geworden und trotz der eröffneten Dampfschiffahrt auf dem Rhein, deren Güterverkehr durch das Rheinlagerhaus an der Schifflände bewältigt wurde, steigerte sich der Verkehr auf der Achse so sehr, daß die Räumlichkeiten des alten Kaufhauses zwischen der Freien Straße und dem Rindermarkt nicht mehr genügten. Deshalb warf die Kaufmannschaft ihr Auge

auf das alte Barfüßerkloster, dessen bisherige Insaßen ein neues Heim an der „Lottergasse“ gefunden hatten. Große bauliche Veränderungen waren in jener Gegend ohnehin notwendig geworden infolge der Verlegung des Spitals; es entstand die Kaufhausgasse und zugleich wurde der Aeschenschwibbogen samt den anstoßenden alten Gebäulichkeiten der Staatsschreiberwohnung abgetragen. Damit steht auch in Zusammenhang die Erbauung des „Schildhofes,“ welcher wahrscheinlich nach französischen Plänen durch Baumeister Heimlicher und Oberst J. J. Stehlin ausgeführt wurde, es ist dies dasjenige Privatgebäude, welches nach langer Unterbrechung wieder einen großartigern Zug und über das Alltägliche hinausgehende Aspirationen bekundete.

Ein weiterer Beweis des Aufstrebens der Stadt liegt in der Thatsache, daß sowohl diesseits wie jenseits des Rheines sich das Bedürfnis nach größern dem Fremdenverkehr und der bürgerlichen Geselligkeit dienenden Gebäulichkeiten geltend machte. So entstand im Kleinbasel auf Grund und Boden des alten Richthauses das Gesellschaftshaus, welches an Stelle der drei bisherigen Häuser zum Greifen, zur Hären und zum Rebhaus die drei Kleinbasler Gesellschaften unter einem Dach zu vereinigen bestimmt war. Auch hier war es Amadeus Merian, der den Plan dazu entworfen hat. Viel bedeutender aber war am Blumenrain der Neubau des Gasthofes zu den „Drei Königen.“ Das berühmte Haus, dessen Speisesaal im vorigen Jahrhundert zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehörte, war für die modernen Bedürfnisse zu klein und unansehnlich geworden, zudem rechnete man auf eine vermehrte Kundsame infolge der Rheindampfschiffahrt, so daß schon der 1830—1840 hier waltende Besitzer, Joseph Müller von Altkirch, sich mit den Gedanken eines Neubaues befaßte. Jedoch die Sache zerschlug sich wieder, und im Jahre 1841 ging das Haus durch Kauf an den Schneidermeister Johann Jakob Senn über. Dieser entschloß sich

in der That zu dem Neubau und ließ ebenfalls durch Amadeus Merian die Pläne anfertigen. Am 15. November 1842 wurde mit dem Bau begonnen und am 15. Februar 1844 konnte die Einweihung des Hauses stattfinden. So ist Basel zu einem Gasthofe gekommen, welcher, entsprechend den berühmten Traditionen des alten Hauses, auch in der neuen Zeit alle die vornehmen Gäste wieder aufzunehmen im Falle war In einer Zeit, da die opulenten Paläste der schweizerischen Kurorte und Fremdenstationen noch nicht errichtet waren, erregte das neuerstellte Basler Hôtel allgemeine Bewunderung, und bis auf den heutigen Tag bildet die einfache aber vornehm gehaltene Fassade den sprechendsten Ausdruck für die Art und Weise, wie das alte Basel seine vielen hochgestellten Gäste zu empfangen und beherbergen gewohnt war. An dieser Stelle sollen auch noch einige Privathäuser erwähnt werden, deren Erstellung in jene Zeit fällt und welche aus dem Rahmen des Alltäglichen heraustraten. So erinnern wir an Clarahof an der Rebgasse, an den Saalbau des Domhofes, sowie an das Burckhardt-His'sche Haus, das an Stelle der alten St. Johannkapelle zu stehen kam.

Sehen wir uns nach den öffentlichen Bauten um, so fallen in die ersten Jahre des 5. Jahrzehnts die Errichtung des Real-Gymnasiums im Reischacherhofe, und eines Pfarrhauses zu St. Leonhard, wodurch ein Teil des gotischen Kreuzganges beseitigt werden mußte, eine Anzahl kleinerer Bauten für Schulzwecke u. a. m. Von großen Fragen aber beschäftigten die Behörden in steigendem Maße die Kaufhaus- und Postverlegung, die Anlage eines französischen Bahnhofes, sowie etwas später die Errichtung des neuen Museums. Die Bahnangelegenheit insbesondere war von der größten Wichtigkeit; eine besondere Eisenbahnkommission unter dem Vorsitz des Bürgermeisters Burckhardt-Paravicini wurde eingesetzt, wobei es sich in erster Linie um die Frage handelte, ob der Bahnhof innerhalb oder außerhalb der Stadtbefestigung anzulegen sei. Die Entschei-

dung fiel zu Gunsten der Umfassung des neuen Bahnhofes durch die Befestigungen, und so erlebte denn Basel das für uns befremdliche Schauspiel, daß vom hohen Wall, auf welchem sich jetzt das Bernoullianum befindet, bis zum St. Johannthor neue Festungswerke angelegt und ausgeführt wurden. Ein besonderer Direktor dieser Fortifikationsbauten wurde in der Person des Obersten Hegner aus Winterthur nach Basel berufen und so um teures Geld ein Werk errichtet, durch welches man die Sicherheit der Stadt zu fördern hoffte, das aber schon nach 16 Jahren thatsächlich preisgegeben wurde. Dabei wird man sich daran erinnern müssen, daß bei der in den Vierziger Jahren von Basel befolgten eidgenössischen Politik eine große Abneigung gegen die Stadt seitens der liberalen Elemente der Schweiz bestand, so daß ein auch gegen Basel gerichteter Freischarenzug nicht zu den unmöglichen Dingen gehörte. Gegen derartige Eventualitäten sollte durch die erneute und erweiterte Stadtbefestigung Basel geschützt sein. Recht hübsch nahmen sich jene aus rotem Sandstein erbauten Mauern mit ihren Schießscharten aus, und gerne erinnern wir uns noch an das zinnenbekrönte Eisenbahnthor, dessen schmiedeeiserne Flügel des Nachts geschlossen waren, um so die Stadt vor einem Ueberfall aus dem Elsaß zu behüten. Selbst auf der Tagsatzung des Jahres 1843 kam die Angelegenheit zur Sprache, indem der bernische Gesandte instruktionsgemäß die Frage aufwarf, ob nicht durch die Einführung der Straßburger Bahn in die Stadt Basel die Wahrung der schweizerischen Neutralität erschwert werde. Der Vertreter Basels beruhigte sodann seinen Berner Kollegen, so daß dieser auf einen weitern Antrag Verzicht leistete. Nicht ohne einige Verwunderung mögen die vielen Eidgenossen, welche im Sommer des Jahres 1844 das eidgenössische Schützenfest zu Basel besuchten, die entstehenden Bahnhof- und Festungsbauten in Augenschein genommen haben. Dieses Schützenfest selbst aber brachte eine sehr umfangreiche bau-

liche Thätigkeit, wenn auch nur ephemerer Art mit sich; immerhin fanden jene hölzernen Bauten auf der Schützenmatte allgemeine Anerkennung und hielten auch vollkommen Stand gegen die schlimmsten Unbilden der Witterung, wodurch auch jenes Basler Schützenfest heimgesucht wurde.

Hatten zu Anfang der Vierziger Jahre hauptsächlich die obere Freie Straße und die Eisengasse die Thätigkeit der Baubehörden in Anspruch genommen, so war es jetzt der untere Teil der Freien Straße, welcher mit allem Nachdruck behandelt wurde. Anlaß hiezu gab der schon früher erwähnte Plan, die Post ins alte Kaufhaus zu verlegen. Jedoch die Verwirklichung dieser Aufgabe verursachte lange Beratungen, mehrfache Entwürfe, auch bittere Enttäuschungen persönlicher Art, bis dann endlich die Pläne des in Paris ausgebildeten Architekten Johann Jakob Stehlin ausgeführt wurden. Ein Hauptgegenstand des Streites bildete die Verwendung der alten Bauteile, welche einen neuen gewichtigen weil sachkundigen Bewunderer in dem Berliner Baurat von Quast gefunden hatten. Nach einem Entwurfe des Bauinspektors, der auch von der Kaufhauskommission genehmigt worden war, sollten die Portale und Fenster mit ihrem verschlungenen Astwerk beseitigt und an anderer Stelle, etwa an der Universität, verwendet werden. Lange schwebte die Sache hin und her, bis dann erst nach Einführung der neuen Bundesverfassung der Entscheid zu Gunsten des Stehlin'schen Planes entfiel, welcher diese Altertümer so viel als möglich schonte. Allein der Bau der neuen Post erfolgte erst zu Anfang des sechsten Jahrzehntes, so daß wir hier noch vorher einige anderen Arbeiten zu erwähnen haben.

Wie die Post, so gab auch die Rheinbrücke viel zu denken, zu reden, zu schreiben und zu zeichnen. Alle damals möglichen Arten eines Neu- oder Umbaues kamen zur Sprache, war es doch die Zeit, da man nach englischem Vorbild auch auf dem Kontinente anfing, umfang-

reichere Eisenkonstruktionen auszuführen. Allein da heißt es im Verwaltungsbericht von 1844: „da diese Vorschläge für eine allgemeine Verbesserung so umfassend und so kostspielig waren, daß nähere Beratungen und Vorlegung an den Großen Rat vor der Ausführung jedenfalls hätten vorausgehen müssen, die Herstellung von zwei schadhaften Jochen jedoch sehr drängte, so wurde der Entscheid über die allgemeinere Korrektion auf ein folgendes Jahr verschoben." Im Jahresbericht dieses folgenden Jahres (1845) aber steht darüber geschrieben: „Der Gegenstand wird nun in den nächsten Jahren abermals zur Sprache kommen." Man behalf sich mit Flickarbeiten und konnte deshalb im Verwaltungsbericht für 1847 sagen: „Das Projekt des Umbaues der Rheinbrücke wird von dem Baukollegium und dem Bauinspektor nicht aus dem Auge verloren. Bei zweimaligem Untersuch der Brücke zeigte es sich, daß die angebrachten Notpfeiler und Verschaalungen die beabsichtigte Sicherstellung auf die Dauer einiger Jahre gewähren." Im Jahre 1850 trat man mit Ingenieur Dollfuß in Unterhandlungen, damit er Pläne, Kostenberechnungen und Beschreibungen einer „gesprengten steinernen Brücke" eingebe „da in der Zwischenzeit der Gedanke an die Möglichkeit einer gewölbten steinernen Brücke sich geltend gemacht hatte." Jedoch es bedurfte des Hochwassers von 1852, bis zu einer gründlichen Umgestaltung der Brücke geschritten wurde, eine Thatsache, von welcher später noch die Rede sein wird.

Erfreulicher als der Gang oder Nichtgang der Brückenfrage, war der Bau des Museums, das an Stelle des alten Augustinerklosters und spätern obern Kollegiums zu stehen kam. Die Kunstsammlungen der Stadt waren bisher mit der Bibliothek im Hause zur Mücke untergebracht, während die naturhistorischen Sammlungen im Falkensteiner Hof ihre Unterkunft gefunden hatten. Die solchen Instituten eigene Ausdehnungskraft und die daraus folgende Raumnot machten einen Neubau zur Notwendigkeit. Um schweres Geld hatte

die Stadt ihre Kunstschätze bei der Teilung der Kantons loskaufen müssen; jetzt galt es, diesen Kostbarkeiten ersten Ranges eine neue Heimstätte zu bereiten. Daß eine Stadt wie Basel ein eigenes großartiges Museum errichte, stand zu jenen Zeiten in unserm Vaterlande einzig da. Andere Gemeinwesen begnügten sich mit mehr oder weniger gut eingerichteten Raritätenkammern oder verzichteten überhaupt auf Sammlung und Aufbewahrung von Gemälden. In Basel war die Pflege der Kunst alte Tradition, und so wird es auch nicht auffallen, daß schon wenige Jahre nach der Trennung man sich mit dem Gedanken eines Museumsbaues trug. Im Jahre 1842 gewann die Angelegenheit durch die Gründung eines besonderen Museumsvereines Gestalt. Es erfolgte die Ausschreibung einer Konkurrenz, aus welcher Architekt Melchior Berri siegreich hervorging. Die Behörden wandten dem Unternehmen ihre volle Sympathie zu. Das Augustinerkloster wurde als Baustelle ausersehen, wobei die alte Ordenskirche stehen bleiben und hauptsächlich zur Aufnahme der Bibliothek eingerichtet werden sollte. Von der Hauptfassade wird im Verwaltungsbericht für 1843 mit Recht gerühmt, „es sei ein Plan vorgeschlagen, der sich durch Harmonie und künstlerischen Geschmack gleich auszeichnet, und dem wir in Uebereinstimmung mit dem löblichen Vereinsausschuß unsere volle Beistimmung erteilen können; überhaupt ist der ganze Plan durch Herrn Berri mit sichtbarer Liebe zur Sache und mit vielem Eifer auf treffliche Weise ausgearbeitet; alle Details sind sorgfältig untersucht, in Uebereinstimmung gebracht und sodann auch berechnet worden. Wir könnten daher nur unsere ungeteilte Freude bezeugen, wenn dieser schöne Plan ins Werk gesetzt würde.“ Er wurde ins Werk gesetzt; denn am 12. November 1844 konnte der Grundstein gelegt werden und am 26. November 1849 fand die feierliche Einweihung des Gebäudes statt. Hier war es die genaue Anlehnung an die Antike, welche dem Ganzen den Stempel auf-

drückt, wie denn Architekt Berri im Gegensatz zu der Romantik der Münchener Schule, dem Klassizismus Schinkels und der Berliner sich anschloß. Auch die Bildhauerkunst kam an dem neuen Museum zur Geltung, indem die sieben Felder des obern Frieses durch Reliefs von J. J. Oechslin in Schaffhausen geschmückt wurden, welche Künste und Wissenschaften verherrlichen. Mit diesem neuen Museum, dem Meisterwerke Berris, war auf lange Zeit für die Bedürfnisse der städtischen Sammlungen gesorgt, bis dann infolge gewaltiger Vermehrung der Bibliothek für diese ein neues Gebäude errichtet und so der Gemäldegalerie und den naturhistorischen und ethnographischen Sammlungen eine neue Möglichkeit zur Ausdehnung geschaffen wurde.

Profanischen Zwecken diente das Kaufhaus, das ungefähr zu gleicher Zeit wie das Museum errichtet wurde. Wir haben darauf hingewiesen, daß in diesem Fall das alte Barfüßerkloster herhalten mußte. Der Architekt war Christoph Riggenbach, er hat der Kirche noch eine eingehende Beschreibung gewidmet, hat die Behörden auf die daselbst noch erhaltenen Denkmäler alter Kunst aufmerksam gemacht, allein deren Rettung ist ihm nicht gelungen, und auch der Bau selbst erlitt eine wesentliche Umgestaltung. Recht stattlich, wenn auch mit der gothischen Kirche in starkem Widerspruche stehend, nahmen sich jene drei gewaltigen Thore auf dem Barfüßerplatz aus, welche so recht die merkantile Bedeutung Basels versinnbildlichen sollten. Aus drei Ländern, der Schweiz, Deutschland und Frankreich langten hier die Waren an, deren Verkehr die solide Grundlage von Basels Reichtum bildeten. Am 15. Juni 1846 wurde der Neubau bezogen und sofort entwickelte sich daselbst ein ungemein reges Leben, dem erst der überhand nehmende Eisenbahnverkehr in den spätern Jahrzehnten ein Ende bereitete. Als etwelchen Trost für die jetzige Zeit mag die Thatsache dienen, daß bei dieser Baute eine ziemlich große Ueber-

schreitung des Voranschlags vorgekommen ist; statt der in Aussicht genommen Fr. 350,000 wurden Fr. 430,000 verausgabt, eine Erscheinung, über welche man sich bei Umbau alter Gebäude nicht allzusehr verwundern wird. Die Vollendung des Kaufhauses war übrigens die einzige größere bauliche Anstrengung Basels im Jahre 1846, so daß die Regierung den für unsere Ohren ungewohnten Satz „größere Bauten an Staatsgebäuden waren keine nötig" ihrem Berichte einfügen konnte. Ein Lobspruch gebührt in diesem Jahre 1846 der antiquarischen Gesellschaft, auf deren Vorstellungen die Regierung das im Chor der Predigerkirche befindliche, für den Bau so verderbliche Salzmagazin entfernte.

In Bezug auf die Eisenbahnen hatte die Stadt Basel keine weitern Ausgaben und Umstände; der Bahnhof war schon am 11. Dezember 1845 dem Betrieb übergeben worden, nur trug man sich im Schoß der Regierung mit einigen Bedenken, weil die Bahnverwaltung die Ankunft des ersten Zuges auf neun Uhr angesetzt hatte, was möglicherweise an Sonntagen eine Störung des Gottesdienstes zur Folge haben konnte. Um diesem Uebelstande abzuhelfen wurde bestimmt, daß die Omnibusse der Gasthöfe sich vor neun Uhr beim Bahnhof einfinden und erst nach zehn Uhr denselben wieder verlassen durften. Man kann sich vorstellen, wie unangenehm für die ankommenden Reisenden eine derartige Wartestunde war. Allerdings wurde dadurch der Stadt Basel der Ruf peinlicher Frömmigkeit auch im Ausland gesichert.

An den Befestigungen wurde weiter gearbeitet, dieselben gingen ihrer Vollendung entgegen. Mit dem provisorischen Verwaltungsrat der schweizerischen Centralbahn, sowie mit der badischen Regierung wurden Verhandlungen angebahnt, die jedoch noch nicht zu greifbaren Resultaten führten.

Das Jahr 1847 stand allzusehr unter dem Druck der politischen Fragen und Ereignisse, als daß eine größere bauliche Thä-

tigkeit sich hätte entfalten können. Verfassungsrevision und Sonderbundskrieg nahmen die Gemüter der Stadtväter vollkommen in Anspruch, man beschränkte sich daher auf das Notwendigste. So wurden Pläne entworfen für eine Renovation der St. Martinskirche und eine Umgestaltung ihrer Umgebung. Dazu kam eine Anregung aus musikalischen Kreisen, welche ein größeres Podium für die Aufstellung zahlreicher Chöre begehrten. Auch war hier der Kirchenbesuch so stark, daß schon aus diesem Grunde eine Verbesserung der bestehenden Verhältnisse geboten war. In Folge davon wurde dann in den nächsten Jahren jener Umbau vorgenommen, dessen Resultat in den ältern Auflagen des Bädecker'schen Reisehandbuches der Schweiz stets als musterhafte Verwendung eines gotischen Baues für protestantischen Gottesdienst angeführt wurde, welcher aber im Grunde so häßlich als möglich ist, indem dadurch die untern Teile der tragenden Glieder verdeckt, alte Epitaphien zerstört wurden und die Fenster dem neuen Boden so nahe kamen, wie es wohl in einer Eß- oder Wirtsstube, nicht aber in einer gotischen Kirche angezeigt ist. Auch die Umgebung der Kirche erlitt etwelche Veränderungen, indem eine alte Kapelle, welche der Spinnwetternzunft gehörte, sowie ein altes Haus abgetragen und ein Teil des Rathausgartens mit dem Kirchplatz vereinigt wurde. Wie bei so mancher baulicher Verbesserung, so war auch hier viel guter Wille und praktischer Sinn vorhanden, allein in ästhetischer Hinsicht ließ die Arbeit sehr zu wünschen übrig.

Daß auch die Eisenbahnfrage nicht ruhte, liegt auf der Hand. Zwar mit der Straßburger Bahn gab es keine weitern Anstände mehr, nachdem auch im Sommer sämtliche Fortifikationen kollaudiert und der Schildwache am Eisenbahnthor die diesbezügliche genaue Consigne erteilt worden war. Schwieriger wurde die Eisenbahnfrage auf der rechten Seite des Rheines, wo die badische Regierung Miene machte, wegen obwaltender Differenzen die Staatsbahn von

Eimeldingen nach Weil und Lörrach weiterzubauen und Basel auf sich beruhen zu lassen, was dann dort zur Folge hatte, daß in Basel die bestehende Eisenbahnkommission um einige sachverständige Männer vermehrt wurde.

Freilich konnten die Drohungen der badischen Regierung nicht so schnell verwirklicht werden, davor behütete uns die ausgebrochene Revolution der beiden nächsten Jahre, und nachher ließen dann die Nachbarn wieder mit sich reden. Diese Wirren aber hatten auch für Basel insofern ihre Nachwirkungen, daß alle Thätigkeit und Aufmerksamkeit der Behörden, soweit sie nicht durch die Neugestaltung der Eidgenossenschaft in Anspruch genommen waren, der Grenze und deren Sicherung zugute kamen. Zwar arbeitete der Bauinspektor eifrig an den Plänen für eine neue Rheinbrücke und am Umbau des Kaufhauses zur Post, jedoch ausgeführt wurde von solchen großen Unternehmungen nichts. Was geschah, war, bezeichnend genug für die damaligen Zeitläufe, die Einrichtung einer Wachtstube im Chor der Klingenthalkirche und die Erbauung einer ebensolchen am untern Rheinweg. Zum erstenmale begegnen uns in diesem Jahre auch kleinere Arbeiten am Münster, es handelte sich um eine neue Bedachung des Chores, „wobei das unpassende Geländer weggeschafft wurde, welches durch ein neues, dem vorherrschenden Baustyl entsprechendes, ersetzt werden wird." Derartige kleinere Erneuerungen führten dann schließlich zu dem Beschluß, eine vollkommene Herstellung des Innern vorzunehmen, welche später noch zu behandeln sein wird.

Auch das Jahr 1849 zeichnete sich in baulicher Hinsicht durch eine große Zurückhaltung aus, wie sie unserer jüngern Generation kaum mehr verständlich ist. Die Grenzbesetzung und die nachfolgende Choleragefahr machte die Herrichtung der Gnadenthalkaserne für einen Militär- und Choleraspital nötig; im Klingenthal und in der Blömlikaserne wurde einiges in bessern Stand gestellt, der Seiler-

turm beim hohen Wall sowie die Stadtmauer beim St. Johannthor und bei der Missionsgasse (jetzt Leonhardstraße) ausgebessert u. a. m. Auch der Mentelinhof wurde damals für den neuen Bürgermeister in Stand gestellt. Auf dem kantonalen Baubureau entwarf Amadeus Merian Pläne für die Vergrößerung der Klarakirche und für die Innenrestauration des Münsters. Auf dem Lohnhofareal fanden einige Arbeiten statt, wodurch die Niederlassungskommission den nötigen Platz erhielt; allein sonst erfahren wir nichts von irgendwelcher umfangreicherer baulicher Thätigkeit, und den nämlichen Charakter trug auch das letzte Jahr der ersten Hälfte des Jahrhunderts, 1850.

Das Klingenthal, wo ein Wiederholungskurs der Artillerie abgehalten und das Gnadenthal, wo die deutschen Flüchtlinge einquartiert waren, nahmen einige Sorge der Behörden in Anspruch, dazu kam die Vollendung der Arbeiten zu St. Martin, wo schließlich der früher erwähnte Lettner, den zuerst der Männerchor durch Dr. Karl Brenner vergeblich im Großen Rate beantragt hatte, nach wiederholten, durch Dr. G. Bischoff gestellten Begehren der Liedertafel und des Gesangvereins gebaut worden war.

Erst das folgende Jahrzehnt brachte wieder einen wesentlichen neuen Aufschwung in die Bauthätigkeit unserer Stadt. Es hängt dies zusammen mit den ruhigern politischen Zeiten sowohl in der Eidgenossenschaft, welche der Segnungen der neuen Bundesverfassung teilhaftig ward, als in Europa überhaupt, wo die Politik Napolens III. einen ungeahnten materiellen Aufschwung herbeiführte. Für Basel im speziellen kam noch der Umstand in Betracht, daß um jene Zeit derjenige Architekt von Paris heim kehrte, der dann vermöge eigenen Talentes und günstiger äußeren Konstellationen der Basler Baukunst für lange Zeit seinen Stempel aufgedrückt hat: Johann Jakob Stehlin.

1901.

Kaiſer Heinrichs Tag.

Freue dich, Baſel!
Im Schmucke der Ehren,
Voll ſtrahlenden Glückes,
Führt heute die Mutter,
Das Schweizerland,
Heraus dich zum Feſte. —
„Dein Tag iſt erſchienen,“
So ſagt ſie dir koſend,
Und tief aus den Augen,
Den guten, hellen,
Blickt ſelige Ruhe.
„Dein Tag iſt erſchienen!
Dich zeig ich im Kranze
Den lieben Geſchwiſtern:
Seht, dieſes iſt heute
Mein feſtliches Kind!“

Und alle begrüßen
Mit freudigem Willkomm
Aus freudigen Herzen
Die glückliche Schweſter
Zum Ehrentage.

„Ja, Schmerzen und Freuden,“
Spricht lächelnd die Mutter,

„Haſt du mir bereitet;
Doch weit, weit dahinten
Liegt heute das Schwere,
Und nur was uns Glück war
Und Segen uns allen,
Weiß heute mein Herz:

Du ſchöpfteſt uns Weisheit
Aus ewigen Quellen
Und ließeſt ſie rinnen
In tauſend Bächen
Als Labung der Seelen,
Daß ſtark ſie wurden
Zum Kampfe der Geiſter.
Und daß unſer Leben
Die Schönheit umſpinne,
So pflegteſt du Künſte
Und boteſt dem Beſten,
Dem Meiſter von Augsburg,
Dein ſchirmendes Dach.
Zum Danke dann wardſt du der Ehre gewürdigt,
Den allergrößten,
Den herrlichen Künſtler,
Den Farbenzauberer,
Dem neue Sonnen der Schönheit leuchten,
Aus deiner Volkskraft
Hervorzubringen zum Ruhme der Welt.

Ja, Kind, du biſt glücklich!
Komm, daß ich dich küſſe,
Du Liebes, mein Stolz!

Und Andres noch thatſt du:
Du ſtandſt bei den Meinen
Voll Mut auch in Schlachten;
Ja, Beſſeres noch:
Du ſchufeſt den Frieden,
Als viele verzagten,
Und deine Männer,
Vor Allen dein Wettſtein,
Mit klaren Augen und warmen Herzen,
Errangen das Beſte für dich und für uns.

Und ſiehe, da ſtrömten
Die Güter der Erde
Durch deine Pforten;
Es wuchſen die Bürger
An Reichtum und Ehren;
Es wuchſen die Straßen
Hinaus vor die Thore,
Die Thore, ſie ſanken,
Es ſanken die Mauern,
Und groß ward mein Baſel
Und mächtig und frei.

Drum loben die Meinen,
Die Kinder im Kreiſe,
Den Tag, da du kameſt,
Die Hand uns zu ſtrecken
Zum ewigen Bund. —
Drum jubelt, ihr Chöre!
Erbrauſet, ihr Glocken!
Lobſinget, ihr Herzen!
Es tönet als Echo

Der Gruß unſrer Seelen;
Es freut ſich die Mutter
Am ſchimmernden Feſt.

Ja, Kind, du biſt glücklich!
Komm, daß ich dich küſſe,
Du Liebes, mein Stolz!

— — Da lauſchet und ſchweiget!
Es ſteigen aus Herzen,
Aus hunderttauſend glückſeligen Herzen
Die Jubelworte der Basler empor":

Dem Allerhöchſten laßt uns danken
Für Schutz und jegliches Gedeihn;
Er gab die Kraft, daß ohne Wanken,
Wir wuchſen in der Jahre Reihn.

Auch dir, du Mutter, für dein Walten,
Dir, Schweiz, ſei heißer Dank gebracht,
Sieh uns hier ſtehn; wir ſtehn und halten
An deiner Grenze treue Wacht.

Und wie wir heut zum Feſte ſchreiten,
So ganz mit dir in Herz und Geiſt,
Wirſt du uns finden, wenn zu ſtreiten
Für dich dein heilig Wort uns heißt.

Albert Geßler.

Basler Chronik

vom

1. November 1899 bis 31. Oktober 1900.

Von Dr. Fritz Baur.

November 1899.

1. Der kantonalen Heil- und Pflegeanstalt für Geisteskranke wird von der Regierung der Name Friedmatt beigelegt.

3. Gastspiel von Francesco d'Andrade (Don Juan) im Stadttheater.

5. Beim zweiten Wahlgang der Nationalratswahlen kam nur eine Wahl zu Stande. Die Parteien hatten ihre Kandidaten vom ersten Wahlgang beibehalten, so weit sie damals nicht gewählt worden waren, mit Ausnahme der Konservativen, die zu ihrem noch nicht gewählten Vertrauensmann Regierungsrat Dr. Js. Iselin den freisinnigen Kandidaten Regierungsrat Dr. Heinr. David portierten. Bei einem absoluten Mehr von 3627 wurde Regierungsrat David gewählt mit 4043; Regierungsrat Iselin machte 3430, Rud. Schweizer 2492 und Heinr. Gautschy 1727 Stimmen. Es hat somit noch ein dritter Wahlgang stattzufinden.

Die Sammlung an den Kirchthüren (Reformationssonntag) zu Gunsten des Baues einer evangelischen Kirche in Arth-Goldau ergiebt im Kanton Baselstadt, Nachträge vorbehalten, netto 5365 Franken.

8. Die Sammlung zu Gunsten eines Heims für verwahrloste Mädchen, die kürzlich die Pestalozzi-Gesellschaft an Hand nahm, ergab 18,420 Fr. Dazu kommen 1200 Fr. als Ertrag einer vom Quodlibet veranstalteten Abendunterhaltung und 500 Fr. als Gabe des Allg. Konsumvereins. — Im Alter von 60 Jahren stirbt unerwartet Ing. Karl Wick-Merian, früher Mitbesitzer der großen Maschinenfabrik Socin & Wick, seit längerer Zeit in verschiedenen freiwilligen Beamtungen für die Oeffentlichkeit eifrig thätig.

9. Großer Rat. Nach Erledigung von zwei Interpellationen (betr. Apotheker-Taxordnung und betr. Korrektion der untern Gerbergasse) sowie Abweisung zweier Wirtschaftsrekurse wird der Bau eines Schulhauses am Rhein beschlossen, ein Nachtrag zum Budget von ca. 9000 Fr. bewilligt für Landerwerb in Kleinhüningen, und der Antrag der Regierung betr. Schaffung einer Aufsichtskommission für die Strafanstalt abgelehnt; weiter wird die Verlegung der Kantonsgrenze an Gundoldingerstraße und Batterieweg genehmigt, die Korrektion der Münchensteinerstraße und Eintreten auf die zweite Beratung des Entwurfs betr. Versicherung gegen Arbeitslosigkeit beschlossen. Endlich überweist der Rat der Regierung einen Anzug Eckenstein betr. eine Tramlinie nach dem Nordwestplateau.

10. Der dies academicus erhält dies Jahr einen besondern Glanz dadurch, daß bei diesem Anlaß zum erstenmale die Sammlungsräume des umgebauten Museums zugänglich gemacht werden. Die Rede des abtretenden Rektors Professor E. Bumm behandelte das Problem des Lebens. Hierauf wurde die Promotion des Geologen Greppin zum Dr. phil. hon. causa vollzogen. Nach Verkündigung der Lösungen akademischer Preisaufgaben unternahm man einen Rundgang durch das Gebäude. Dr. Fritz Sarasin sprach für die ethnographischen Sammlungen, Dr. Paul Sarasin für die naturwissenschaftlichen, indem er eine Büste Rütimeyers enthüllte, Professor Wölfflin für die Kunstsammlung.

12. Nationalratswahlen. Nachdem H. Gautschy, der zweite Kandidat der Freisinnigen, sich zurückgezogen hatte und diesen für den dritten Wahlgang die Stimme freigegeben war, standen sich bloß noch der Konservative Iselin und der Sozialist Schweizer gegenüber. Gewählt wurde der erstere mit 3439 Stimmen; Schweizer machte 2246.

13. Die öffentlichen populären Kurse, deren erster heute beginnt, bieten diesen Winter was folgt: von Dr. Rud. Löw die Kunststätten des klassischen Altertums, im Bernoullianum an den Montagen; von Dr. Rob. Flatt das Weltgebäude, im Gundeldinger Schulhaus an den Dienstagen vor Neujahr; von Dr. Theod. Moosheer über wichtige Fragen der Erziehung, im Klaraschulhaus Dienstags und Prof. Dr. F. Fleiner über die Organisation der päpstlichen Kirchenregierung, im Bernoullianum Freitags nach Neujahr. Jeder Kurs ist auf sechs Stunden berechnet.

13./15. Gastspiel von Frau Gemma Bellincioni im Stadttheater (Cavalleria Rusticana, Bajazzi, Mignon).

16. Der Weitere Bürgerrat genehmigte und verdankt den Geschäftsbericht des Engern Bürgerrats für 1898. Bei diesem Anlaß wird der Name Almosenamt umgewandelt in den Namen „Bürgerliches Armenamt." Hierauf werden 49 Petenten ins Bürgerrecht aufgenommen.

18./19. Zur Wahl eines Ständeratsmitgliedes schlagen die Freisinnigen den bisherigen Inhaber der Stelle, Dr. Paul Scherrer vor, Konservative und Katholiken dagegen Dr. Eduard Kern. Bei einem absoluten Mehr = 3133 wurde mit 3340 Stimmen Dr. Scherrer bestätigt; Dr. Kern machte 2872. Gleichzeitig wurde ohne Widerspruch ins Civilgericht gewählt F. Rüegg-Krayer.

21. Freiwillige Schulsynode. Am Vormittag hielt nach Erledigung der Vereinsgeschäfte Reallehrer J. Fr. Schär einen Vortrag über Vertretung der Lehrerschaft in den Schulbehörden,

wobei die Synode die von ihm vertretenen, einer solchen Vertretung günstigen Anträge des Synodalvorstandes ohne viel Widerspruch genehmigte. Am Nachmittag referierte Lehrer Eggenberger über „Grundgedanken des erziehenden Unterrichts nach Pestalozzi, Herbart und Herbert Spencer. Am Abend folgte ein Bankett im Kardinal. — Die Bewohner des Gundoldinger Quartiers erheben beim Regierungsrat auf Grund der Beschlüsse einer heutigen Versammlung Protest gegen die Art, wie bei der Regelung der Bahnhofverhältnisse verschiedene ihrer dringenden und gerechtfertigten Wünsche unbeachtet blieben.

22. Zum Rektor der Universität für 1900 wird von der Regenz gewählt Professor Dr. Fr. Zschokke, als Schreiber bestätigt Professor Soldan.

23. Großer Rat. Der Rekurs Danzeisen (gegen das Baudepartement) wird abgewiesen; der Rat beschließt Ankauf einer Liegenschaft an der Hammerstraße zu Schulzwecken, einer andern an der Fabrikstraße zur Anlegung einer neuen Waisenmeisterei und eines Stückes Land, das in die Allmend der Eisengasse fällt. Ferner wird über einen Anzug betr. Erhöhung der Zahl der Mitglieder der Expropriationskommission motivierte Tagesordnung beschlossen und es werden feuerpolizeiliche Maßregeln für Warenhäuser und große Verkaufsmagazine angenommen. Hierauf wird das Gesetz betr. Arbeitlosenversicherung in zweiter Lesung fertig beraten und angenommen, ein Antrag aber, der Rat möge es von sich aus dem Referendum unterstellen, abgelehnt.

27. ffg. Von einem privaten Komité wird eine Sammlung für das mit England im Krieg liegende Transvaal veranstaltet.

29. Dr. Otto Burckhardt aus Basel erhält an der medizinischen Fakultät der Universität die venia legendi. — Die Positiven Gemeindevereine halten in der Burgvogteihalle ihren alljährlichen Familienabend ab.

30. Nov./1. Dez. Die Heilsarmee veranstaltet wegen der Anwesenheit ihres Generals Booth besonders große Versammlungen in der Burgvogteihalle.

Dezember 1899.

2. Zum Rektor der Töchterschule (an Stelle des zurücktretenden Dr. Largiadèr) wird gewählt C. Merk.

5. Der regierungsrätliche Entwurf für das Budget 1900 sieht vor an Ausgaben 12,198,955 Fr., an Einnahmen 10,726,960 Fr., somit ein Defizit von 1,471,995 Fr. oder, wenn die außerordentliche Ausgabe von 1 Million für den Bahnhofumbau hinzugerechnet wird, 2,471,995 Fr.

6. ffg. Gastspiel von Karl Schönfeld (vom Residenztheater in Berlin) am Stadttheater (als „Röchnitz“ im Glück im Winkel, „Bolingbroke“ im Glas Wasser, und „Bolz“ in den Journalisten).

7. Aufführung von Dr. Friedrich Hegars Oratorium Manasse im Musiksaal durch den Gesangverein unter Leitung des wiedergenesenen Dr. Alfred Volkland und mit den Solisten Johanna Dietz (Frankfurt a. M.), Emil Pinks (Leipzig), Ludwig Strakosch (Wiesbaden) und René Vortisch (Basel).

8. Die Frequenz der Universität im Wintersemester 1899/1900 weist folgende Zahlen auf: 492 immatrikulierte Studenten (darunter 4 Damen), 111 (34) nicht immatrikulierte Zuhörer, total also 603 (38). Die Studierenden teilen sich in 54 Theologen, 43 Juristen, 140 Mediziner und 255 Philosophen. Baselstadt gehören an 164 (1), nämlich 11 Theologen, 26 Juristen, 52 (1) Mediziner und 75 Philosophen. Von den Studenten sind 129 Ausländer.

9./10. Die christkatholische Landeskirche wählt ihren Kirchenvorstand auf eine neue Amtsdauer. Die Wahlen fallen bestätigend aus.

10. Am Vormittag wird vor zahlreicher Zuhörerschaft im Musiksaal das erste populäre Sinfoniekonzert der Allgemeinen Musikgesellschaft aufgeführt.

11. ffg. Eine starke Kälte, aber ohne Schnee stellt sich ein.

13./18. Gastspiel der Frau Erica Wedekind vom Dresdener Hoftheater als Frau Fluth in den „Lustigen Weibern" und als Rosine im „Barbier."

14. Großer Rat. Die voraussichtlich letzte Sitzung des Rates in diesem Saale des Rathauses vor dessen Umbau wird vom Präsidenten Dr. Wilhelm Vischer durch eine angemessene Ansprache markiert. Hierauf ratifiziert die Behörde eine Reihe Bürgeraufnahmen, nimmt den Bericht der Regierung über die Wahlen vom 18./19 November entgegen, bewilligt einen Kredit für Einrichtung einer Kleinkinderanstalt und ein Staatsanleihen von 5 Millionen zur Dotation der Kantonalbank. Hierauf wird zur Tagesordnung geschritten über eine Motion betr. das Apothekenwesen und wird der Prüfungsbericht für 1898 behandelt.

Nach langer Krankheit stirbt Zolldirektor Franz Fehr-Faller.

15. Habilitationsvorlesungen von Dr. Karl Hübscher über Rückblicke auf die Entwicklung der Orthopädie.

16. Wie üblich, wird in den Schulen und vor der Oeffentlichkeit eine Kollekte veranstaltet zu Gunsten der Suppenverteilung in Primar- und Sekundarschulen; sie ergiebt Fr. 8390. 24. — Der Verkehrsverein sammelt Unterschriften für eine Massenpetition an den Bundesrat zu Gunsten eines rationellen, den Interessen Basels entsprechenden Neubaues des Centralbahnhofes; es kommen bis Ende des Monats 7000 Unterschriften zusammen. — Das Basler Jahrbuch für 1900 erscheint.

20. Die „Allg. Schweizer Zeitung" erscheint zweimal täglich.

21. In einer Vormittagssitzung des Großen Rates wird der Rest des Prüfungsberichts für 1898 erledigt. — Der Ge-

sangverein führt im Münster als Weihnachtskonzert drei Bach'sche Kantaten auf mit den Solisten Fräulein Frida Siegrist und Marie Philippi und den Herren Eml. Sandreuter und Paul Böpple, ferner Herren Konzertmeister Ad. Bargheer, Emil Wittwer, Alfred Glaus und Otto Menet unter Leitung von Dr. Hans Huber.

23. Die Stammlinie des städtischen Trams wird von der obern Hälfte der Gerbergasse nach der Falknerstraße (auf der Birsig-überwölbung) verlegt.

27. Im Alter von 75 Jahren stirbt Heinrich Zehntner-Weber, gebürtig aus Reigoldswil, der bis vor wenigen Monaten seiner Adoptivheimat Basel als Sekretär des Erziehungs- und des Justizdepartements ein musterhafter Beamter war. Früher hatte er das Intelligenzblatt der Stadt Basel (jetzt „Basler Nachrichten") redigiert.

28. Es stirbt der 1824 zu Offenbach (Hessen) geborene Bernhard Collin-Bernoulli, ein Vorkämpfer politischer und religiöser Neuerungen, der namentlich in richterlichen Beamtungen dem Staate Basel seine Dienste gewidmet hat.

29. Das seiner Bestimmung übergebene neue Archivgebäude im ehemaligen Rathausgarten am Martinsgäßchen wird dem Besuch der Mitglieder der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft geöffnet.

30. Titel und Rechte von ordentlichen Professoren erhalten die bisherigen außerordentlichen Professoren DDr. L. Courvoisier und K. Mellinger, Alb. Riggenbach und G. A. W. Kahlbaum, außerordentlicher Professor wird der bisherige Privatdocent lic. theol. Ed. Riggenbach.

31. Der Jahreswechsel vollzieht sich bei außergewöhnlich milder Witterung. Sogar Wetterleuchten wurde in der Silvesternacht beobachtet, zudem brachten die Festtage viel Regen.

Januar 1900.

1. Im Civilstandsbureau wurden im Laufe des Jahres 1899 eingetragen 3675 Geburten, 1032 Trauungen, und 1785 Todesfälle. Die im Kontrollbureau verzeichnete Zunahme der Bevölkerung in Folge von Einwanderung beträgt 2569, zusammen mit dem Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle 4459 Seelen. Am 31. Dezember 1899 betrug die Bevölkerung des Kantons 108,074 Seelen, gegen 103,615 am 31. Dezember 1898 — Im Laufe des Jahres 1899 wurden 363 Wohnhäuser mit 1602 Wohnungen und 5374 Zimmern beziehbar.

9. Der neue Ordinarius für Germanistik, Prof. Dr. John Meyer, hält seine Antrittsvorlesung über das Leben der Sprache. Eine von der Sektion Basel der Internationalen Friedensliga in der Burgvogteihalle abgehaltenen Protestversammlung gegen den Transvaalkrieg war sehr gut besucht.

10. Wie man den Regierungsratsverhandlungen entnimmt, kommt das Gesetz betr. Arbeitslosenversicherung zur Volksabstimmung, weil darüber 1236 Referendumsunterschriften gesammelt sind. Zum Direktor der kantonalen Straßenbahnen an Stelle des nach Mannheim gewälten Löwit wird berufen Arnold Gysin, bis jetzt Direktor der Birsigthalbahn.

11. Der Große Rat hält seine erste Sitzung in der Aula des Museums, wo er während des Rathausumbaues sein Heim aufgeschlagen hat. Nach einer Interpellation betr. die polizeilichen Patente für wohlthätige Sammlungen und Ratifikation zweier Bürgeraufnahmen werden bewilligt: der Verkauf dreier Terrainabschnitte für Güter- und Rangierbahnhof der badischen Bahn, sowie der Ankauf zweier Liegenschaften im Schnabel- und im Trillengäßlein; zu Suppleanten des Civilgerichts werden gewählt Dr. Prosper Wolf und W. Frey-Freyvogel. Ferner beschließt der Rat, weibliche Strafgefangene im Lohnhof unterzubringen, er überweist einen

Anzug Schär betr. gesetzliche Regelung der gewerblichen und kaufmännischen Berufslehre und genehmigt Staatsrechnung und Universitätsrechnung pro 1898. — Im Alter von 74½ Jahren stirbt Gust. Gengenbach-Labhardt, lange Zeit Mitglied des Großen Rats und der Gerichte.

14. Benifizkonzert für Kapellmeister Dr. A. Volkland unter solistischer Mitwirkung von Frl. Meta Geyer aus Berlin.

14. ffg. Die Zünfte, die kein eigenes Heim mehr besitzen, beraten in diesen Tagen auf eine Aufforderung des engern Bürgerrates hin, über die Wünschbarkeit des Baues eines allgemeinen Zunft- und Gesellschaftshauses. Die Wünschbarkeit wird meist ohne Rückhalt bejaht und es werden größere oder kleinere Summen zu dem Bau in Aussicht gestellt.

15. Nachdem noch vor Neujahr für die öffentliche Kunstsammlung Karl Stauffers „Adorant" angekauft worden ist, erwirbt neuerdings die Kunstkommission für die Gemäldegalerie des Museums ein Gemälde Thomas, unterstützt durch Beiträge von kunstfreundlichen Privaten und Gesellschaften.

18. Zum Sekretär der Gemeinnützigen Gesellschaft wird gewählt Dr. Aug. Wieland.

19. Neujahrsfeier des Kaufmännischen Vereins und Jahresversammlung der Pestalozzigesellschaft.

21. ffg. Gastspiel des Tenoristen Georg Anthes im Stadttheater („Don José" in Carmen, „Lohengrin" und „Tannhäuser").

15. Großer Rat. Es werden beschlossen Baulinien an der linken Seite der Gerbergasse und Durchführung der Korrektion; Ankauf der Liegenschaft Kohlenberggasse 4 und Ermächtigung zur Emission von 10 Millionen Banknoten durch die Kantonalbank. Der Petition einer durch Expropriation geschädigten Jgfr. Anna Hug wird zum Teil entsprochen, dann erledigt der Große Rat

einen Teil des Budgets 1900, nachdem ein Antrag, es an die Regierung zurückzuweisen, unterlegen ist.

26. Die Kaiserfeier der hiesigen deutschen Kolonie vollzieht sich in etwas gedämpfterer Stimmung als gewöhnlich, weil eben erst die Mutter der deutschen Kaiserin gestorben ist.

27. Der Turnverband des Kantons Baselstadt hält in der Burgvogteihalle seine Generalversammlung ab, verbunden mit einer Abendunterhaltung.

28. In Bretzwil stirbt nach langer Krankheit im Alter von 75 Jahren Pfarrer J. R. Anstein von Basel, bis vor wenigen Jahren Seelsorger unseres Bürgerspitals, früher Pfarrer in Kilchberg.

Februar 1900.

1. Der Weitere Bürgerrat ratifiziert den Ankauf eines Hauses an der Hebelstraße durch den Bürgerspital und eine Reihe von Landabtauschungen auf dem Westplateau zwischen Spital und Staat und genehmigt eine Anzahl Gesuche um Aufnahme ins Stadtbürgerrecht.

7. Das 4 %ige Anleihen von 5 Millionen zur Dotation der neu gegründeten Kantonalbank wird mit nahe an 100 Millionen ca. 20 Mal überzeichnet.

8. Der Große Rat beschließt Ankauf einer Liegenschaft in der St. Johannvorstadt und Fortbestehn des Stadtplanbureaus bis Ende 1900. Die Beratung des Budgets für 1900 wird sodann abgeschlossen und es weist jetzt auf

an Ausgaben . .	Fr.	12,307,205
an Einnahmen . .	„	10,726,960
somit ein Defizit von	Fr.	1,580,245

ferner eine Ausgabe von einer Million für Umbau des Centralbahnhofs und dergl., dem Staatsvermögen zu entnehmen. Das Postulat der Budgetkommission betr. Einführung einer Grundsteuer

wird abgelehnt, endlich der Antrag betr. regelmäßigen Besuch der Strafanstalt durch das Strafgericht abgewiesen.

9. ffg. Gastspiel des Frl. Ida Hiedler von der Berliner Hofoper im Stadttheater in Fidelio („Leonore"), Lohengrin („Elsa") und Hugenotten („Valentine").

11. Im Abonnementskonzert tritt noch einmal auf der Violinkünstler Joseph Joachim aus Berlin.

14. In der Morgenfrühe um ½2 Uhr geht ein außerordentlich heftiges Gewitter über die Stadt hin, Donner und Blitz unter gewaltigem Föhnsturm. Die Witterung hat seit dem Neujahr zwischen Regen und Schnee, Pflotschwetter und leichtem Frost unbeständig hin- und hergeschwankt. — Die Centralbahn zeigt der Regierung an, daß sie deren Begehren betr. Umbau des Centralbahnhofs, insonderheit Erstellung einer einheitlichen Perronhalle, ablehnt.

15. Neben der Agitation für und wider das von der Gewerbepartei vor das Referendum gezogene kantonale Gesetz betr. Versicherung gegen Arbeitlosigkeit, über das am 17./18. abgestimmt wird, geht eine zweite her betr. die eidgenössischen Versicherungsvorlagen (Krankheit, Unfall, Militär), die am 20. Mai vor die Volksabstimmung gelangen. Heute Abend wurde jede dieser Materien in einer besondern Versammlung, jene zu Safran im Kreis des Gewerbevereins, diese zu Rebleuten von den Vorständen der freien Krankenkassen behandelt.

16. Habilitationsvorlesung von Dr. Niedermann über Wilhelm von Humboldt.

17. Dr. Aug. Siegrist erhält die venia legendi für Augenheilkunde.

17./18. Das Gesetz betr. Errichtung einer Versicherungsanstalt gegen Arbeitlosigkeit wird in kantonaler Referendumsabstimmung mit 5458 Nein gegen 1119 Ja verworfen.

18. Eine außerordentliche Generalversammlung des Allgemeinen Konsumvereins befaßt sich mit einer Reihe bei der letzten Generalversammlung vorgebrachten Klagen und tritt auf eine Statutenrevision ein, ohne sie jedoch zu Ende zu führen.

18./19. Bei der Jahresfeier der Evangelischen Gesellschaft für Stadtmission hält am Sonntag im Vereinshaus die übliche Ansprache Pastor Michaelis aus Bielefeld.

19. ffg. Gastspiel des Komikers Franz Tewele vom Theater a. d. Wien (in „das zweite Gesicht," von Blumenthal als Graf Balduin von Mengers; in „der Herr Senator" von Schönthan und Kadelburg als Mittelbach und in „die goldene Spinne" von Schönthan als Theodor Klingenberg) im Stadttheater.

18. Im Großen Rat werden nach Einreichung zweier Motionen betr. Arbeitlosenversicherung eine Anzahl Bürgerrechtsbegehren, sowie die Abtauschungen von Land mit dem Spital auf dem Nordwestplateau ratifiziert. Dann bewilligt die Behörde den zur Erweiterung der Schlachtanstalt erforderlichen Kredit von mehr als $1^1/_2$ Millionen und berät den Gesetzesentwurf betr. unlautern Wettbewerb in erster Lesung.

In einem Gesangvereinkonzert unter Dr. Hans Hubers Leitung wird eine Reihe Kompositionen von Johannes Brahms aufgeführt. Als Solisten wirken mit das Ehepaar Dr. Kraus-Osborne aus Leipzig und am Klavier Otto Hegner aus Basel.

28. Die Diskussion über die Referate Kinkelin und Feigenwinter betr. die eidgenössischen Versicherungsvorlagen (s. zum 15. ds.) wird heute aufgenommen. Doch fassen die vereinigten Mitglieder der hiesigen Krankenkassen keinen Beschluß.

März 1900.

2. Habilitationsvorlesung von Dr. Wilhelm Bruckner über den Helianddichter.

4. ffg. Ein Schneesturm, der mit ungewohnter Heftigkeit wohl 4 Stunden anhält, bringt außer einer namentlich in höhern Lagen äußerst tiefen Schneedecke unerwarteter Weise eine heftige, fast den ganzen Winter nicht erlebte Kälte (am frühen Morgen des Montags — 13° C.), die den Morgenstreich und das ganze Fastnachttreiben wesentlich herunterstimmt. Laut den Zeitungsberichten verlief namentlich der Montag Nachmittag bei starkem Andrang des schaulustigen Publikums noch selten so flau wie diesmal. Um so lebhafter verlief der Mittwoch Nachmittag, obwohl die Stille des zweiten Morgenstreichs dies nicht hatte erwarten lassen. Das Treiben in den Wirtschaften, im Theater und auf den Bällen war das übliche, der Zudrang auswärtiger Gäste ein enormer.

6. Nach kurzer Krankheit stirbt 78 Jahre alt Dr. Ludw. Matth. Ehinger-von Giese, der in einer langen richterlichen Laufbahn sich um seine Vaterstadt wohl verdient gemacht hat; namentlich war er ein Jahrzehnt lang Präsident des Appellationsgerichts. Auch dem Großen Rat gehörte er 25 Jahre lang mit Auszeichnung an und bethätigte sich vielfach in gemeinnützigen und religiösen Unternehmungen.

8. Großer Rat. Eine Interpellation betr. den Turnplatz St. Johann wird zur Befriedigung des Interpellanten erledigt, der Ankauf des Hauses Fischmarkt 14 ratifiziert, ein Steuerrekurs (Sommer, Trachsler, Praßler und Oehninger) abgewiesen und ein Strafnachlaßgesuch zum Teil bewilligt. Das Gas-, Wasser- und Elektrizitätsgesetz wird in zweiter Lesung durchberaten und angenommen und schließlich eine Aenderung des Vormundschaftsgesetzes erledigt.

12. ffg. Gastspiel des Tenoristen Heinrich Gudehus vom Hoftheater in Dresden am Stadttheater („Robert der Teufel," „Faust und Margarethe," „Tannhäuser").

13. An einem Schlaganfalle stirbt unerwartet, erst 59 Jahre alt, der Kirchengeschichtlehrer der Universität, Prof. Dr. Rudolf

Stähelin-Stockmeyer, in der gelehrten Welt bekannt als der Verfasser der vorzüglichen zweibändigen Zwingli-Biographie, eine Zierde der Hochschule und ein trefflicher Sohn Basels.

16. Antrittsvorlesung von Dr. med. Otto Burckhardt über Ursache und Verhütung von Frauenkrankheiten. — Beerdigungsfeier von Prof. Rudolf Stähelin.

Der Bundesrat genehmigt den Umbau des Personenbahnhofs der Centralbahn nach den Plänen des Direktoriums und trägt den wiederholt und dringend vorgetragenen Begehren der Bevölkerung nur in einigen nebensächlichen Punkten Rechnung.

17. Antrittsvorlesung von Prof. Dr. Friedrich Müller über „Einige Fragen des Stoffwechsels und der Ernährung."

21. Im Stadttheater findet zum Benefiz von Kapellmeister Trenkler eine Aufführung von Verdis „Maskenball" statt, bei der der Kammersänger Georg Anthes aus Dresden in einem einmaligen Gastspiel auftritt.

22. Der bisherige Privatdozent Dr. Osann wird zum außerordentlichen Professor für Geologie ernannt.

23. Großer Rat. Nach drei Interpellationen über unbedeutende Gegenstände und einigen Bürgeraufnahmen wird der Verkauf eines dem Staate gehörenden Areals an der Schifflände an die Kantonalbank ratifiziert; der Bau einer Wohnung für den Wiesenbannwart genehmigt, eine Petition Raff abgewiesen und Eintreten beschlossen auf die Vorlage betr. die Verbindungsstraße von der Gerbergasse bis zum Petersgraben.

29. Der Weitere Bürgerrat erklärt den Anzug betr. Erstellung eines gemeinsamen Zunfthauses für die sog. heimatlosen Zünfte als erledigt, weil der Gedanke bei diesen, also in den nächst beteiligten Kreisen zu wenig Anklang fand, er ermächtigt die Safranzunft zu einem Neubau ihres Hauses und erledigt eine Anzahl Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

30. Die Allgemeine Lesegesellschaft beschließt, die Bibliothek aus dem zweiten Stockwerk ins Erdgeschoß zu verlegen.

31. Der März nimmt mit unfreundlichem Schneegestöber Abschied. Der Charakter des ganzen Monats in Bezug auf die Witterung war naßkalt; kaum ein Tag hat den sonst für die Jahreszeit traditionellen blauen Himmel und den milden Zephyr gebracht; das hat uns alles heuer der Februar vorweg geschenkt. Dem entsprechend war auch der Gesundheitszustand wenig erfreulich und die Influenza ging in gefährlicher Form um.

April 1900.

4. Soeben erscheinen Bericht und Rechnung des städtischen Trambahnunternehmens über das Jahr 1899. Die Rechnung verzeichnet an Einnahmen 825,951. 90 Franken, an Ausgaben 514,154. 05 Franken, somit einen Reinertrag von 311,797. 85 Franken. — Es konstituiert sich eine Basler Wohngenossenschaft, die für billige Wohnungen besorgt sein und überhaupt die Stellung der Mieter günstiger gestalten will als bisher der Fall war. — Im Stadttheater gastiert als „Aida" in Verdis Oper die indianische Sopranistin Miß Marg. Pocahuntas.

5. Großer Rat. In den für die ordentliche Aprilsitzung vorgeschriebenen Wahlen rücken vor zum Großratspräsidenten Dr. H. Böllmy, zum Regierungspräsidenten Regierungsrat Reese, Statthalter des Großen Rates wird Dr. E. Kern, Vicepräsident der Regierung Dr. H. David; im Großratsbureau wird Dr. A. Huber durch Dr. A. Sulger ersetzt. Weiter werden die rückständigen Aufträge des Regierungsrates besprochen und vier davon gestrichen und zwei Nachtragskredite zum Budget 1900 bewilligt. Die Baulinien für eine Verbindungsstraße von der Post zur Gewerbeschule werden beschlossen und das Wohnungsgesetz in zweiter Lesung beraten und angenommen.

8. Lehrlingsprämierungen im Musiksaal. — Schluß der Theatersaison mit Verdis „Maskenball."

10. In der Morgenfrühe stirbt 67-jährig Gotthold Eglinger, ehemaliger Gesanglehrer, vielverdient um das musikalische Leben Basels. Der Verstorbene war der letzte männliche Sproß eines Geschlechtes, das in früheren Zeiten Basel manchen Mann in hervorragender Stellung schenkte.

Ein Komite tritt zusammen, das sich zur Aufgabe stellt, die am 20. k. M. zur Abstimmung kommenden Vorlagen betr. die eidgenössische Versicherung im Kanton Baselstadt zu bekämpfen.

15. Die Delegiertenversammlung der Arbeiterunion schweizerischer Transportanstalten wird am heutigen Ostersonntag hier abgehalten und beschließt u. a. Gründung eines Generalsekretariats.

16. Bei einer Ausfahrt der hiesigen Wasserfahrvereine (Ostermontag) kippte an einer gefährlichen Stelle in der Nähe von Augst ein Schiff des Rheinklubs um, wobei Jean Peter, Franz Isenmann und Adolf Marxer, im Alter von 24—28 Jahren, durch Ertrinken den Tod fanden.

17. Es bildet sich ein Komite, um das Referendum zu betreiben gegen die Errichtung eines Kantonalbankgebäudes auf dem freien Platz an der Schifflände (ehemaliges Gewerbehalle-Areal).

19. Die Arbeiterschaft wählt zum Basler Arbeitersekretär den Dr. Wassilieff, bisher Arbeitersekretär in Bern.

21. Der Allg. Konsumverein wählt gemäß seinen in diesem Winter angenommenen neuen Statuten seinen Gesellschaftsrat von 100 Mitgliedern mit Anwendung des limitierten Votums.

22. Bei den vom Bund subventionierten kaufmännischen Lehrlingsprüfungen werden 13 von 15 Geprüften diplomiert.

23. Der Strafprozeß gegen den ehemaligen Cigarrenfabrikanten Rud. Trueb wegen Betrugs u. dergl. fängt mit dem heutigen Tag

an. Trueb war s. Zt., als sich sein lange Zeit durch Schwindeleien aufgehaltener finanzieller Zusammenbruch nicht mehr verhehlen ließ, mit einer verhältnismäßig bescheidenen Summe geflohen, war aber nach einigen Monaten aus Johannesburg wieder zurückgeliefert worden.

24. Bei der Promotionsfeier des Gymnasiums in der Aula des Museums hält Dr. Albert Geßler einen Vortrag über Schillers revolutionäre Lyrik. — Eine Versammlung von Hausbesitzern beschließt gegen das vom Großen Rat angenommene Wohnungsgesetz das Referendum zu ergreifen.

26. Großer Rat. Nach einer Interpellation über den Stand der Bahnhofangelegenheit und der Ratifikation von Bürgeraufnahmen, wird ein Wirtschaftsrekurs abgewiesen. Hierauf beschließt der Rat Korrektion der untern Gerbergasse (Umbau der Safranzunft), Ergänzung des Kanalisationsnetzes und Verlegung der Waisenmeisterei nach der Fabrikstraße. Endlich folgt die erste Beratung des Gesetzes betr. Organisation des Departements des Innern, wobei u. a. ein kantonales Fabrikinspektorat und ein kantonales statistisches Amt in erster Lesung bewilligt werden.

27. Zum Vorsteher der Gemeinnützigen Gesellschaft wird gewählt Pfarrer Georg Finsler.

28. Der Lehrerverein ernennt den Rektor der Knabensekundarschule Herrn J. J. Bußinger beim Jubiläum seiner 50-jährigen Amtsthätigkeit, zum Ehrenmitglied.

Mai 1900.

1. Die Maifeier der hiesigen Arbeiterschaft verläuft ohne große Beteiligung bei bedecktem Himmel ungestört. — Nach einem Vortrag von Nationalrat C. Köchlin-Iselin faßt der Handels- und Industrieverein in seiner Generalversammlung eine der am 20. Mai zur Abstimmung gelangenden eidgenössischen Versicherungsvorlage günstige Resolution.

5. Laut einer Mitteilung der Regierung ist das Referendum gegen den Großratsbeschluß betr. Verkauf des Gewerbehalle-Areals mit 1885 Unterschriften zu Stande gekommen. — Die Generalversammlung des Allgemeinen Konsumvereins beschließt gemäß Antrag des Verwaltungsrates eine Dividende von 9 % für das Geschäftsjahr 1899.

5./6. Das Bundesrennen des Schweizerischen Velocipedistenbundes wird in Basel abgehalten. Haupttag ist Sonntag, 6. Mai, der bei vieler Gunst der Witterung und unter großem Zudrang der Menge ohne jeden Unfall verläuft.

6. Im Horburgquartier legt die römisch-katholische Gemeinde mit entsprechenden Feierlichkeiten den Grundstein zu der St. Josefkirche, der dritten katholischen Kirche Basels.

6./27. Turnusausstellung des Schweiz. Kunstvereins in der Kunsthalle.

7. Schlußfeier der Historischen Gesellschaft in der Rebleutenzunft.

8. Professor Otto Hildebrand hält seine Antrittsvorlesung über die Entwicklung der wissenschaftlichen Chirurgie.

10. Großer Rat. Die Vorlage betr. Verlegung des Personenbahnhofes der Badischen Bahn wird genehmigt, der Anzug G. Brändlin betr. die Kommunikationen über den Centralbahnhof nach dem Gundoldinger Quartier überwiesen, der Bau eines Schulhauses für die obere Realschule an der De Wetteſtraße beschlossen und Tagesordnung votiert gegenüber einem Anzug Vogt auf hypothekarische Sicherstellung der Forderungen von Handwerkern und Arbeitern an Neubauten. Endlich beschließt der Rat Eintreten auf den entsprechend dem Urteil des Bundesgerichtes vom 2. März 1899 umgeänderten Entwurf eines Gesetzes betr. die (proportionalen) Wahlen in den Großen Rat.

12. Die Staatsrechnung für 1899 wird publiziert. Sie weist auf an Einnahmen 11,039,475 Fr. (Budget 10,257,540, an Ausgaben 12,680,978 Fr. (13,769,888), somit ein Defizit von 1,641,502 Fr. (3,512,348), wovon auf laufende Rechnung 932,497, auf Rechnung der Eisenbahnschuld 709,005 Fr.

17. In einer stark besuchten Versammlung in der Burgvogtei empfehlen die vier Basler Nationalräte David, Iselin, Köchlin und Wullschleger das am 20. zur Abstimmung gelangende Gesetz betr. Kranken-, Unfall- und Militärversicherung. Ständerat Scherrer war in einer Kommissionssitzung in Bern abwesend. Während so die Agitation für die Vorlage gepflegt wurde, wurde auch von einem Komite, an dessen Spitze Dr. E. Feigenwinter stand, die Bekämpfung des Gesetzes betrieben.

18. Zum dritten Substituten des Civilgerichtsschreibers wird gewählt an Stelle des zur Advokatur übergehenden Dr. Alfr. Stückelberg: Dr. Paul Piccard.

20. In der eidgenössischen Volksabstimmung über Kranken-, Unfall- und Militärversicherung giebt Baselstadt 4235 Ja und 6136 Nein ab; kein einziger Kanton außer Glarus hatte eine Mehrheit von Ja ergeben. In der ganzen Schweiz wurde die Vorlage verworfen mit rund 147,000 gegen 341,000 Stimmen.

An der Grenzacherstraße wird ein Privatgarten, der als Turn- und Sportplatz eingerichtet ist, von seinen Besitzern den Christlichen Jünglingsvereinen zur Benützung übergeben. — Mit dem heutigen Tag nimmt eine nicht weniger als eine Woche andauernde Frostperiode ihr Ende, die aber, obschon an den Morgen wiederholt Reif lag, im Großen und Ganzen weniger Schaden anrichtete, als man vielfach befürchtet hatte.

26. Die 59. Versammlung des ärztlichen Centralvereins findet hier statt.

30. Im benachbarten Riehen stirbt an einem Herzschlag 65jährig der aus Hannover gebürtige August Freese, Inspektor der Taubstummenanstalt.

31. Im Großen Rat wird nur das Gesetz über die Wahlen in den Großen Rat nach dem Proportionalverfahren besprochen. Dabei kommen die entscheidenden Paragraphen in der Form zur Annahme, die den von den Initianten gehegten Wünschen entspricht.

Juni 1900.

2. Der Regierungsrat macht bekannt, daß auch das Referendum gegen den Verkauf des Gewerbehalle-Areals mit 1700 Unterschriften zu Stande gekommen ist. Es wird über diese Vorlage und über das Wohnungsgesetz zusammen abgestimmt werden am 22./23. Juni.

7. Die Synode der evangelisch-reformierten Landeskirche genehmigt den Jahresbericht des Kirchenrates pro 1899 und erledigt mehrere Motionen. — Der Weitere Bürgerrat ratifiziert den Verkauf eines Stückes Spitallandes, bewilligt einen Nachtragskredit für das Operationsgebäude im Spital und erledigt neben einigen unbedeutenden Geschäften auch 62 Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht. — Die christkatholische Nationalsynode der Schweiz hält unter dem Vorsitz von Regierungsrat Philippi im großen Saale des Bernoullianums ihre 26. Versammlung ab. Ein Bankett in der Kardinalhalle folgt den Verhandlungen.

Alt Ratsherr J. J. Imhof-Rüsch, der über 85 Jahre alt starb, repräsentierte eine jetzt ausgestorbene Generation von alten Baslern. In den Jahren seiner Kraft fand er neben der Leitung des Geschäftes noch Zeit, allerlei Behörden anzugehören und Aemter zu versehen. Bis ins hohe Alter brachte er der Kunst und allen künstlerischen Bestrebungen ein reges Interesse entgegen.

Die Universität zählt im laufenden Sommersemester 484 Studenten (Theologen 53, Juristen 49, Mediziner 133, Philosophen 249), dazu 106 nicht immatrikulierte Zuhörer. Von den Immatrikulierten sind 345 Schweizer (160 Basler), die übrigen 139 stammen aus dem Ausland. Drei von den Studierenden gehören dem weiblichen Geschlechte an; sie liegen sämtlich der Medizin ob.

9. Der stattliche Neubau des Gesellschaftshauses zur Mägd in der St. Johannvorstadt wird mit einem frohen Festmahl eingeweiht.

10./11. Der Gesangverein veranstaltet große musikalische Aufführungen. Am ersten Tag (Sonntag) wird im Münster J. S. Bachs H-moll-Messe zu Gehör gebracht mit den Solisten Frau Val. Riggenbach-Hegar aus Basel (Sopran), Frl. Marie Philippi aus Basel (Alt), Rob. Kaufmann auch Zürich (Tenor) und Professor Joh. Messchaert aus Amsterdam (Baß), ferner Alfr. Glaus aus Basel (Orgel), Konzertmeister Bargheer aus Basel (Violine), Buddenhagen (Flöte), Gold und Diethe (Ocoi d'amore) und Preißler (corno di caccia) sämtlich vom Basler Orchester. Bei dem Künstlerkonzert am zweiten Tage traten zudem auf Fräulein Klara Fetzer aus Karlsruhe und Julius Röntgen aus Amsterdam, der einheimische Klaviervirtuos Otto Hegner u. A. Die Leitung lag in Dr. Hans Hubers Händen. Ein Schlußfest im Sommerkasino vereinigte nach den musikalischen Tagen die Teilnehmer.

12. Nach langem Leiden stirbt im Alter von 72 Jahren Christoph Ronus- v. Speyr, früher als Richter, in spätern Jahren in der bürgerlichen Verwaltung für die Oeffentlichkeit thätig.

14. Großer Rat. Eine Petition Bloch, der Anzug Wullschleger betr. Anlage eines Fonds zur Unterstützung Arbeitloser und ein ähnlicher Anzug Göttisheim und Genossen werden abgewiesen. Hierauf wird ein Liegenschaftskauf ratifiziert und der Bau eines

neuen Schulhauses auf dem Theodorgottesacker beschlossen, zum Ersatz des an der Schwarzwaldallee geplanten, dessen Bau wegen der Pläne zur Verlegung des Badischen Bahnhofes mußte eingestellt werden. Eine Erhöhung der Verpfleggelder im Frauenspital wird beschlossen, Landerwerb an der Rütimeyerstraße und Neuanlagen in der Gasanstalt bewilligt.

Der jüngst verstorbene Theodor Hoffmann aus Basel vermachte zu Gunsten wissenschaftlicher, wohlthätiger und gemeinnütziger Vereine und Anstalten sehr ansehnliche Legate. Haupterben sind Spital und Waisenanstalt.

15. Dr. August Siegrist aus Basel hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdocent für Augenheilkunde über Theorie und Therapie des konkomitierenden Schielens.

16. Auf dem Landhof findet die Galaeröffnungsvorstellung des Ersten Schweizerischen National-Cirkus statt, der sich für einige Tage in Basel niedergelassen hat. — Die bekannte Buchhändlerfirma Felix Schneider's Enkel (Adolf Geering) begeht die Feier ihres 100-jährigen Bestandes.

17. Liederkonzert des Basler Männerchors unter solistischer Mitwirkung von Fräulein E. Sommerhalder und den Herren Wittwer und Max Walz.

19. Heinrich Heußer-Bachofner wird zum Inspektor der Taubstummenanstalt Riehen gewählt.

22. Die Gemeinnützige Gesellschaft setzt auf Antrag ihres Vorstandes eine Kommission unter Vorsitz von Regierungsrat Dr. Paul Speiser zur Veranstaltung von Volkskonzerten nieder.

23./24. In der Volksabstimmung wird das vom Großen Rat ausgearbeitete Wohnungsgesetz mit 4412 Nein gegen 2306 Ja verworfen, der Beschluß betr. Verkauf von Areal der frühern Gewerbehalle an die Kantonalbank dagegen gutgeheißen mit 3351 Ja gegen 3328 Nein. — Professor A. F. W.

Schimper hält seine Antrittsvorlesung über das Pflanzenleben der Hochsee.

26. Das vor kurzer Zeit neu gegründete Akademische Orchester veranstaltet in der Martinskirche seine erste größere Aufführung. — Die Regenz bewilligte dem Dr. phil. Karl Nef aus St. Gallen die venia legendi für Musikwissenschaft; die Kuratel hat den Beschluß bestätigt.

28. Im Großen Rat werden nach Verifikation des Ergebnisses der Volksabstimmung und Bürgeraufnahmen, Neubauten in der Gasanstalt beschlossen und vier Nachträge zum Budget bewilligt; hierauf wies die Behörde die Vorlage betr. Verwendung des Birsigviadukts als Straßenbrücke an die Regierung zurück. Dann wurde die Errichtung eines Brausebades am Spalenringweg beschlossen und schließlich die Vorlage betr. Anlage und Betrieb von Materiallagerplätzen auf dem Dreispitz angenommen.

29. In der Generalversammlung der Aktionäre der Centralbahn im Stadtkasino wurde auf Antrag des Verwaltungsrates pro 1899 eine Dividende von 9 Prozent und Verteilung des Aktivsaldos beschlossen. Rechnungen und Bilanz wurden genehmigt, die austretenden Verwaltungsräte bestätigt und an Stelle des zurücktretenden Obersten Rud. v. Sinner aus Bern gewählt Bankier Armand v. Ernst aus Bern.

30. Es wird der definitive Betrieb der Straßenbahn Basel-St. Ludwig einstweilen bis zur Landesgrenze eröffnet. — An die durch Abbitte erledigte Stelle eines Direktors der Basler Heilstätte für Brustkranke in Davos-Dorf wird gewählt Dr. med. E. Nienhaus, z. Zt. Arzt in Gersau.

Juli 1900.

1. ffg. Wie gewöhnlich um diese Jahreszeit finden die Jahresfeste der religiösen Vereine, Gesellschaften und Unternehmungen

Basels, das sogenannte Missionsfest statt. Es erhält ein besonders spannendes Interesse dadurch, daß gerade während des Beisammenseins der Missionsgemeinde die Nachricht eintrifft von der Befreiung der durch die Aschantineger in Kumasi belagerten Basler Missionare und Missionsfrauen.

5. Der Weitere Bürgerrat beschließt, auf den sog. Merianflügel des Spitals ein neues Stockwerk aufzusetzen und nimmt eine Reihe von Bürgeraufnahmen vor.

7. Der Regierungsrat beruft als außerordentlichen Professor für Schweizer Mundarten und Volkskunde Dr. E. Hoffmann-Krayer, z. Zt. Privatdocenten in Zürich. — Die Musikschule veranstaltet im Musiksaal ein gelungenes Prüfungskonzert.

In Luzern, wo er sich bei Verwandten aufhielt, stirbt trotz seinem hohen Alter von 77 Jahren unerwartet Burkhart Furt, seit 42 Jahren Pfarrer der hiesigen römisch-katholischen Gemeinde.

Nach langem Krankenlager stirbt 80-jährig A. Schäfer-Euler, Zimmermeister. Er hat in den Gerichten, im Großen Rat, im Bürgerrat und in bürgerlichen Korporationen seiner Vaterstadt treu gedient.

8.—16. Auf dem neuen Schießplatz beim Allschwiler Weiher wird das von der Feuerschützen-Gesellschaft veranstaltete, durch Regierungsrat Dr. Isaak Iselin präsidierte II. Kantonalschützenfest beider Basel begangen. Große Festtage waren die beiden Sonntage (8. und 16.) und der Donnerstag als Jahrestag des Eintritts Basels in den Schweizerbund.

9. Vom Appellationsgericht wird Dr. Rob. Bindschedler in dem bekannten Antipyrinprozeß in Bestätigung des erstinstanzlichen Urteils wegen Betrugs und Betrugversuchs zu $1^1/_2$ Jahren Gefängnis verurteilt und sofort in Haft geführt.

14. Zur Erinnerung an die Grenzbesetzung von 1870 versammeln sich etwa 400 Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten,

die damals mit dabei waren, zu einem geselligen Abend in der Brauerei Merian. — Die französische Kolonie begeht ihre Fête nationale im Sommerkasino.

15. Sommerfest der deutschen Vereine Basels im Sommerkasino.

17. ffg. Die jetzt beginnende Saison der Jugendfeste fällt zusammen mit der der Hundstagferien. Das Wetter macht seinem Sommerruf Ehre: das Bernoullianum verzeichnet wiederholt um 1 Uhr Mittags eine Temperatur von über 30°.

19. Die Tramlinie vom Totentanz nach der deutschen Zollstätte St. Ludwig wird kollaudiert und am folgenden Tag dem Betrieb übergeben.

22. Der römisch-katholischen Gemeinde wird von der Kanzel aus bekannt gegeben, daß die Vorsteherschaft aus einem Dreiervorschlag des Bischofs als Nachfolger des verstorbenen Msgr. Jurt zum Pfarrer gewählt hat Pfr. Arnold Döbeli in Muri (Aargau).

In der Morgenfrühe geht nach einer außergewöhnlich langen Periode ungewöhnlich warmer Sommerwitterung ein heftiges Gewitter über der Stadt nieder. Der Blitz schlägt an verschiedenen Stellen ein, ohne irgendwo wesentlichen Schaden anzurichten.

28./29. Auf dem Rhein auf der Breite wird das III. eidgenössische Pontonnier-Wettfahren unter starker Beteiligung der schweizerischen militärischen Wasserfahrvereine und mit bestem Gelingen abgehalten.

August 1900.

1. Die ursprünglich von Bern aus angeregte Bundesfeier gewinnt auch in Basel Eingang. Wie schon letztes Jahr läuten von $9^1/_2$—$9^3/_4$ am Abend sämtliche Glocken und verschiedene Vereine veranstalten patriotische Zusammenkünfte.

7. Die hiesige italienische Kolonie veranstaltet in der Marienkirche ein feierliches Requiem für den am 29. v. M. von dem Anarchisten Gaetano Bresci in Monza ermordeten König Um-

berto I. von Italien. Es wohnen ihm Vertreter der Kantonsregierung und die hier domizilierten Konsuln fremder Staaten bei.

9. Im Alter von 74 Jahren stirbt Friedrich Greuter-Engel, gebürtig aus dem Kanton Thurgau. Er saß im Großen Rat, im Weitern Bürgerrat und in der Synode, gehörte ferner dem Engern Bürgerrate und verschiedenen Gerichten, zuletzt dem Appellationsgericht an. Politisch hielt er sich zum liberalen Centrum. In seinem am 13. eröffneten Testament vermachte Greuter etwa Fr. 100,000 zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken, davon Fr. 35,000 in seine Heimatgemeinde Oberhofen (Thurgau), den Rest für Basler Institute.

16. Zum Mitglied des Verwaltungsrates der Bundesbahnen Kreis II (Basel) wird vom Bundesrat u. a. ernannt W. Alioth-Vischer, Präsident der Basler Handelskammer.

22. Friedrich Hagenbach-Merian, früher Inhaber der Hagenbach'schen Apotheke, stirbt in dem hohen Alter von 96 Jahren.

26. Das St. Jakobfest wickelt sich in üblicher Weise ab, die schöne Witterung und der Umstand, daß der 26. August auf einen Sonntag fiel, trugen viel bei zu einer außerordentlich starken Beteiligung. Im Zug marschierten 93 Vereine mit. Die mit großem Beifall aufgenommene Festrede hielt Nationalrat C. Köchlin, zugleich Festpräsident. Nachher wurden auf dem Schlachtfeld, auf dem nach einer Schätzung ca. 30,000 Personen sollen anwesend gewesen sein, Musik- und Gesangvorträge, sowie turnerische Aufführungen geboten, wie auch vor Auflösung des Festzugs auf dem Marktplatz, wo auch noch ein Feuerwerk krachte.

September 1900.

6. Auf der Missionsstation Lilong in China stirbt nach kurzer Krankheit 50-jährig, der aus Basel gebürtige Missionar M. Schaub, einer der bedeutendsten Sinologen der Gegenwart.

8 fg. Das Kadettenkorps, drei Kompagnien Infanterie und eine Batterie Artillerie zu sechs Geschützen stark, unternimmt einen Ausmarsch mit Gefechtübungen über Hochwald und Seewen nach Reigoldswil und über Liestal zurück.

9. Die Basler Turnerschaft veranstaltet bei sehr günstiger Witterung ein gelungenes Schau- und Schlußturnen.

15. Dem langjährigen verdienten Rektor der Knaben-Sekundarschulen, J. J. Bußinger, wird vom Regierungsrat die gewünschte Entlassung bewilligt.

16. Im Spital stirbt 85-jährig, Pfarrer Fr. Seiler, früher Pfarrer in Bretzwil und in Kleinhüningen, seit 1879 im Ruhestand.

17. Die Theatersaison wird mit der Aufführung von Meyerbeers „Hugenotten" eröffnet. — Im Waadtland stirbt 81-jährig J. Bohny-Düring, der von den 50er bis in die 80er Jahre in Basel eine gewisse Rolle spielte als radikaler Politiker und Freund und Förderer von Handwerk und Gewerbe.

20. Großer Rat. In der ersten Sitzung nach den Ferien werden nach Erledigung einer Interpellation betr. die Nebenbeschäftigung der Lehrer und Einbringung mehrerer Interpellationen, 54 Bürgeraufnahmen ratifiziert. Ferner beschließt der Rat Ankauf des Hauses Freiestraße 111, nimmt das Gesetz betr. Wahlen in den Großen Rat an (Proportionalverfahren), nimmt den Beschlußentwurf der Regierung betr. Straßenpflästerung mit einigen Aenderungen an, ebenso den Ratschlag betr. Sicherung und Unterhalt des linken Birsufers, den Ankauf eines Areals zur Durchführung der Maiengasse, endlich den Entwurf über die Ersatz- und Rückerstattungsansprüche der staatlichen Krankenanstalten.

Im benachbarten Riehen wird in Verbindung mit dem Jahresfest der Diakonissenanstalt, die von dieser Anstalt zu betreibende Heilanstalt für weibliche Gemütskranke Sonnenhalde eröffnet.

22. Der Bundesrat genehmigt den von Baselstadt mit dem Großherzogtum Baden abgeschlossenen Vertrag betr. den Umbau des Badischen Bahnhofs in Basel.

23. Der neue Pfarrer der römisch-katholischen Gemeinde Msgr. A. Döbeli wird vom Bischof von Basel zu St. Klara in sein Amt eingeführt. — Erstes Volkskonzert der Gemeinnützigen Gesellschaft Nachmittags 3 Uhr in der Martinskirche.

29. In den letzten Wochen ist die Kunstsammlung des Museums durch Schenkungen bereichert worden. Der Amerikaner Atherton Curtis schenkte das ganze Oeuvre des Radierers van Muyden und einige Oelgemälde des Meisters, Prof. Herm. Schieß ein Gemälde von Traugott Schieß, „Wasserfall im Averser Thal."

Oktober 1900.

1. In der Kardinalhalle wird ein Variété-Theater eröffnet mit einer sehr gelungenen, nur geladenem Publikum zugänglichen Vorstellung. — Ein durchgreifender Umbau des Gebäudes der Allgemeinen Lesegesellschaft auf dem Münsterplatz, durch den die Bibliothek in das Erdgeschoß verlegt wurde, wird vollendet.

4. In einer Sitzung des Weitern Bürgerrats wird Umbau des Dachgeschosses des Markgräfischen Palais beschlossen, der Verwaltungsbericht des Engern Bürgerrates für 1899 genehmigt und werden 43 Petenten in das Stadtbürgerrecht aufgenommen.

6. Der Schweizerische Fischereiverein hält unter dem Vorsitz Oberst Meisters in Basel seine Delegiertenversammlung ab.

8. Es wird ein Preisausschreiben erlassen für die Erlangung von Plänen zum Neubau der Kantonalbank.

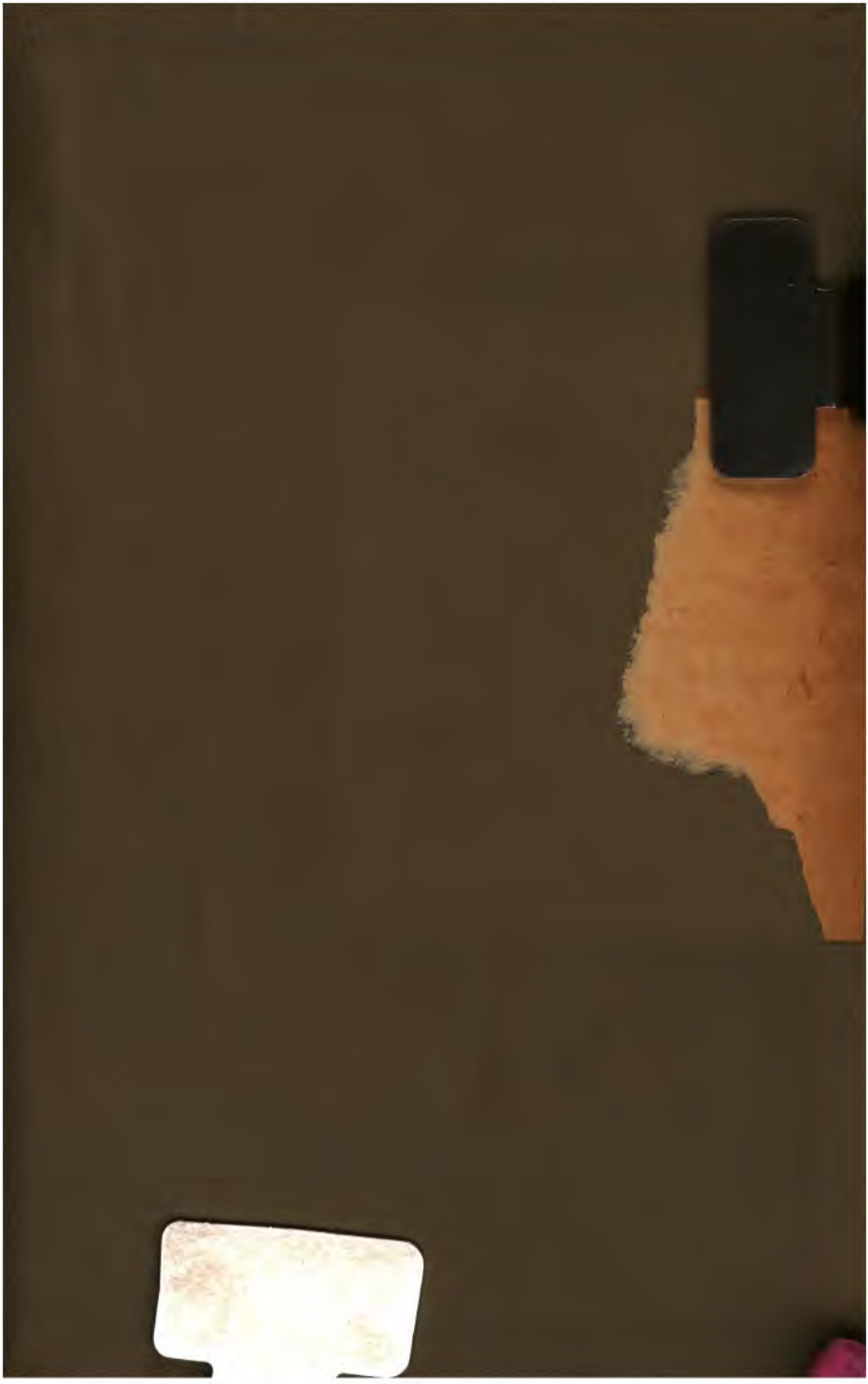
11. Großer Rat. Nach der Erledigung von drei Interpellationen (Riehener Tramlinie; Uebernahme der Geschäfte der Landgemeinden durch den Staat; Reparaturen der alten Rhein-

brücke) und der Einreichung einer Motion betr. Errichtung eines Volkshauses zur Erinnerung an die Bundesfeier 1901 wird zum Ersatzrichter beim Strafgericht gewählt J. Gysin-Kaiser; der Rat bewilligt Fr. 100,000 für die Bundesfeier und Fr. 30,000 für die Gewerbeausstellung des künftigen Jahres, beschließt den Ankauf zweier Liegenschaften auf Staatskosten, geht über die Motion Fischer betr. Ausschluß der Lehrer von der Leitung des Allgem. Konsumvereins zur Tagesordnung und erledigt und genehmigt in zweiter Lesung die Gesetze betr. Organisation des Frauenspitals, Abänderung des § 12 der Organisation der evangelisch-reformierten Landeskirche und betr. den unlautern Wettbewerb.

17. In der Nacht bricht in der großen Aktienmühle im Horburgquartier ein bedeutender Brand aus.

19. Der bisherige Privatdocent an der historisch-philologischen Abteilung der philosophischen Fakultät Dr. Gustav Binz wird zum außerordentlichen Professor ernannt.

21. Das Erste Abonnementskonzert eröffnet offiziell die musikalische Saison. — Es werden in der Kunsthalle eine Ausstellung von Gemälden des Genfer Künstlers Albert Gos und eine solche von Basler Künstlern eröffnet.

22. Im Stadttheater erfolgt die erste Aufführung der englischen Operette „Die Geisha," die dazu bestimmt zu sein scheint, das Zugstück der Saison zu werden.

24. Das Organisationskomite für die baslerische Bundesfeier im Jahre 1901 erläßt einen Aufruf an die Bevölkerung, in dem Korporationen, Vereinigungen und Private aufgefordert werden, dem an sie ergehenden Ruf zur Beteiligung bereitwillig Folge zu leisten.